H. misc. 10-2

BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

<36627107490011

<36627107490011

S

Bayer. Staatsbibliothek

Historische Schriften

von

J. W. von Archenholz,

vormals Hauptmann in Königl. Preußischen Diensten.

Zweyter Band.

Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1803.

Bayerische Staatsbibliothek München

H. misc. 10/2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

75 BG

Die Geschichte

der

Flibustier

von

J. W. von Archenholz,

vormals Hauptmann in Königl. Preußischen Diensten.

Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Fast alle Nationen Europens haben mehr oder weniger in irgend einem Zeitraum großen Muth und Tapferkeit in ihren Kriegen bewiesen. Bey manchen Völkern war diese Periode nur von kurzer Dauer, dahingegen bey andern jene Eigenschaften viele Zeitalter durch characteristisch waren. Bey solchen, gewissermaßen gleichförmigen, Ansprüchen auf Kriegsruhm, ging das Gewöhnliche auf den

Blättern der Geschichte verloren. Die Auszeichnungen mußten vor den Augen der ganzen Welt auffallend seyn, wenn sie nicht allein für die Zeitgenossen, sondern auch für die Nachwelt Entscheidung mit sich führen sollten. Dieß war der Fall im Alterthum mit mehrern Nationen, vorzüglich mit den Athenern, Spartanern und Römern, ohne die Germanier, Gallier, Dacier, Scythen, Scandinavier und andre rohe Völker der Vorwelt, aus gewissen Perioden, hier anzuführen, bey denen sämmtlich eine erstaunungswürdige Tapferkeit — wenn man anders die wilde Verachtung des Todes barbarischer Horden, die oft wie reißende Thiere kämpften, mit diesem Namen belegen kann — zum Nationalcharacter gehörte.

In neuern Zeiten zeigten eine solche Auszeichnung: die Portugiesen am Ende des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die Holländer zur Erkämpfung und Behauptung ihrer Freyheit gegen die Spanische Tyranney, und die Schweden im dreyßigjährigen Kriege, so wie unter Carl XII. Im achtzehnten Jahrhundert sahe man dieß eminent Auszeichnende, die Stählung gegen große, die Natur überspannende, Mühseligkeiten und gegen die dringendsten Bedürfnisse, diesen Trotz gegen alle Gefahr und Tod in den blutigsten Kämpfen: von den Preußen im siebenjährigen Kriege, von den Engländern in ihren Seeschlachten in den letzten funfzig Jahren, und von den Franzosen im Revolutionskriege. Der

hohe Grad von Tapferkeit, den diese Völker zeigten, riß Freunde und Feinde zur allgemeinen Bewunderung hin. Sehr selten war der menschliche Muth so anhaltend und so außerordentlich entwickelt, nie war er übertroffen worden. Die Heldenscene bey Thermopylä wurde mehreremal in unsern Tagen gesehn, obwohl bey weit geringern Veranlassungen.

Diese Betrachtungen führten den Verfasser gegenwärtiger Geschichte zu historischen Vergleichungen, wo denn die Flibustier sich seinem Gedächtniß darstellten. Hieraus entstanden critische Untersuchungen, da sich denn fand, daß die Thaten und Schicksale dieser sonderbaren Societät noch in keinem einzigen Buch zweckmäßig aufgestellt worden

waren. Einige einzelne Freybeuter, Franzosen und Engländer, hatten zwar ihre selbst erlebten Abenteuer beschrieben, allein ohne alle Ordnung äußerst verworren, ganz unzusammenhangend, in einer sehr ungebildeten Schreibart, und überhaupt ohne die mindeste Kunst, oder Einsicht; daher an vielen Stellen ihrer ohnehin größtentheils verschwundenen Schriften eine sehr unnütze, Ueberdruß erregende Weitschweifigkeit herrschte, und dann wieder an andern Orten von ihnen Begebenheiten in wenig Zeilen erzählt, oder vielmehr nur angedeutet wurden, die so viel Bogen hätten füllen können, und deren umständliches Detail man mit Vergnügen lesen würde; daher so viele Wiederholungen und eine ermüdende Einförmigkeit in den erzählten

Vorfällen, bey der größten Ungleichheit in der Abfassung jener Originalschriften.

Diese waren allerdings brauchbare, ja achtungswürdige Materialien, allein deren Sammlung und Benutzung zu einem zweckmäßigen Ganzen war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Dieß hat muthmaßlich bisher die Bearbeitung einer solchen Geschichte gehindert. Die vorhandene Histoire des Flibustiers par A. O. Oexmelin Trevoux 1744. 4 Vol. 8. ist eine zwar etwas besser geschriebene, aber eben so verworrene Compilation wie die vorgedachten rohen Materialien; mit Ausnahme des darin aufgenommenen Tagebuchs eines Französischen Freybeuters, Raveneau de Lussan, ohne wel-

chem Fragment jene Geschichte ein Werk unter aller Notiz seyn würde. Indeß scheint Raynal in seiner berühmten Geschichte der Europeischen Colonien in Indien, nur dieß einzige Buch von Oexmelin, und sonst keine andere Schrift als diese in Bezug auf die Geschichte der Flibustier gekannt zu haben, von deren Thaten er einiges mit dem größten Lobe, aber nur auf 32 Seiten erzählt, und überdieß alles so unvollständig, so übereilt, daß er die außerordentlichste That derselben, den Rückzug einer großen Schaar dieser Freybeuter durch Peru nach den Westindischen Meeren, mit keinem Worte gedenkt; Voltaire hingegen an mehr als einem Orte von den Flibustiern mit der höchsten Bewunderung spricht, auch den Rückzug als eine Heldenhandlung der außer-

ordentlichsten Art erwähnt, sie aber nur ganz kurz berührt.

Hier war also eine litterarische Lücke auszufüllen. Das Neue und Schwierige der Unternehmung hatte Reitze für mich. Ich entschloß mich daher zu einem Versuch, und bemühte mich die kleinen Urschriften habhaft zu werden, deren Existenz ich kannte; auch war ich so glücklich, zwar keine Französische, aber Englische und Holländische halbvermoderte Schriften dieser Art aufzufinden. Die große Uebereinstimmung derselben im Wesentlichen, obgleich von Verfassern verschiedener Nationen, sämmtlich Theilnehmern an den Begebenheiten, also eigentlichen Flibustiern, giebt der Geschichte dieser hochberüchtigten

Societät eine achtungswerthe Sanction. Besonders hat man hier als Quellen die in drey verschiedenen Sprachen am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, kunstlos abgefaßten Erzählungen dreyer Mitgenossen benutzt: des Engländers Basil Ringrose, des Holländers Joseph Esquemeling, und des obengedachten Franzosen Ravenau de Lussan. Jeder erzählte die gefährlichen Abenteuer seiner abgesonderten, bald größern, bald kleinern, mehr oder weniger vermischten, Gesellschaft, und überhaupt was er selbst gesehn und erlebt hatte. Mit diesen und einigen andern minder wichtigen, in alten Englischen Flugblättern enthaltenen, und zu Vergleichungen sehr geeigneten Quellen, den einzigen vorhandenen jener sonderbaren Begebenheiten, hat man bey der

nachstehenden Erzählung noch folgende Werke verglichen und benutzt: des Jesuiten Charlevoix aus Missionsmanuscripten gezogene Geschichte der Insel St. Domingo; des Dominicaners du Tertre Geschichte der Antillen, und des Pater Labats Reise nach den Americanischen Inseln. Auf diese Weise darf der Verfasser die Behauptung wagen, alle vorhandene Quellen dieser Geschichte so viel als möglich erschöpft zu haben.

Hamburg im März 1803.

v. Archenholz.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Republik der Flibustier, eine außerordentliche Erscheinung im siebenzehnten Jahrhundert. — Veranlassung ihrer Entstehung. — Geheimer, oder öffentlicher der Brüderschaft verliehener, Schutz großer Mächte. — Unrichtige Begriffe der Nationen von der Macht Spaniens im Anfang und in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. — Gesichtspunct der Geschichte der Bucanier und Flibustier. — Erster Stamm dieser Brüderschaft aus der Insel St. Domingo. — Eigenheiten der Buca-

nier; erst die Stammväter, hernach die Bundesgenossen der Flibustier, und endlich amalgamirte Theile des großen Bundes. — Gesellschaftliche, sehr originelle Zusammensetzung der Bucanier, ihr Gewerbe, ihre Wohnung und Arbeitsplätze, oder Bucans; ihre Sitten; ihre unter sich gemachten Gesetze und ihre Lebensweise. — Ihre Ideen von Unterwürfigkeit und Religion. — Ihre Gewohnheiten und Gebräuche; Kleidung und Nahrung. — Oerter, wo sich die vornehmsten Bucans befanden. — Blutige Fehden zwischen den Spaniern und Bucaniern. — Veränderter Krieg von Seiten der Spanier gegen die Bucanier. — Entwurf des Madrider Hofes den Franzosen die Insel Tortuga, den Schutzort der Bucanier, zu entreißen. — Verbrüderung der Bucanier mit den Flibustiern. — Große Expedition der Spanier gegen diese Insel im Jahr 1663, und deren unglücklicher Ausgang. — Verlegung aller

Bucans aus St. Domingo nach den benachbarten kleinen Inseln. — Erneuerte Fehde der grausamsten Art. — Großes, und erfolgreiches Mittel der Spanier die Bucanier von der Insel St. Domingo zu entfernen. — Endschaft der Bucans und gänzliche Vereinigung der Bucanier mit den Flibustiern.

Zweyter Abschnitt.

Zustand der Insel St. Domingo in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. — Die Bucanier aus Tortuga lassen sich auch auf der Insel St. Domingo nieder. — Bevölkerung der Insel im Jahr 1665. — Raub-Region der Flibustier. — Ogeron, neuer französischer Gouverneur von St. Domingo und Tortuga, und sein Benehmen gegen die Bucanier und Flibustier. — Neue Westindische Handels-Gesellschaft in Frankreich.

— Widersetzung der Flibustier gegen die Beschlüsse der Handels-Gesellschaft. — Bevölkerungs-Transporte aus Frankreich nach den Inseln. — Ogerons Entwürfe die Spanier aus St. Domingo zu vertreiben, und eine Colonie in Florida anzulegen. — Mangelhafte Einsichten der französischen Regierung unter Colbert in Colonial-Angelegenheiten. — Ogerons geringe Unterstützung aus Frankreich. — Empörung der Insulaner gegen die Regierung im Jahr 1670. — Stillung dieses Aufruhrs durch einen Vertrag. — Ogerons Tod. — Die neuen Gouverneure von St. Domingo, Pouancey und Cussy; und ihre Befolgung des alten Systems gegen die Flibustier. — Abtheilungen der Küstenbrüder. — Antwort und Benehmen der Höfe bey den Klagen der Spanier über die Flibustier. — Aufgegebenes Gewerbe der Bucanier. — Flor der Insel Tortuga. — Neue Kämpfe mit den Spaniern um den Besitz dieser Insel. — Absen-

dung von königlichen Commissarien aus Frankreich nach Westindien. — Unzufriedenheit der Regierung mit dem Verfahren dieser Commissarien. — Einschränkungs-Befehle des französischen Hofes gegen die Flibustier; die Veranlassung zu ihrem berühmten Zuge nach dem Südmeer im Jahr 1684, so wie zu ihrer noch berühmtern Rückfahrt im Jahr 1688.

Dritter Abschnitt.

Sitten-Schilderung der Flibustier. — Ihre Begriffe von Unabhängigkeit, und daraus fließende Handlungen. — Ihre Grundsätze. — Bestrafung verletzter Treue. — Ihre Geduld und Ertragung der größten Mühseligkeiten. — Ihre Beharrsamkeit bey genommenen Beschlüssen. — Ursprung der Benennung Flibustier. — Sehr unbedeutender Anfang ihrer Raubfahrten. — Maximen und Benehmen bey ihren Kreuzzügen. — Ihre

Art zu fechten. — Laster, Verbrechen und Religions-Formen. — Verträge unter einander. — Codex der Flibustier. — Gleichheit. — Entfernung der Weibspersonen von den Schiffen. — Strafe der Desertion. — Diebstahl und dessen grausame Bestrafung. — Justizpflege unter einander. — Verbotene Schlägereyen und Zänkereyen am Bord der Schiffe. — Duelle am Lande. — Waffen der Flibustier. — Gesetze, Feuer und Licht, Trinken und Spielen betreffend. — Luxus. — Vertheilung der Beute der Flibustier. — Belohnungen für ausgezeichnete Thaten. — Ausrüstung der Schiffe und deren Proviantirung. — Testamentarische Verfügungen. — Behandlung des weiblichen Geschlechts und Ehestandsgebräuche der Flibustier. — Ihre grenzenlosen Schwelgereyen und epicureischen Grundsätze. — Ihre Nahrung und Arzneymittel. — Ihre Tisch-Gebete; ein besonderer Sittenzug. — Noch

einige Bemerkungen über die Ursachen der Entstehung der Flibustier und der Dauer dieser Raubgesellschaft.

Vierter Abschnitt.

Geringer Anfang der Flibustier. — Ihre ersten Kreuzfahrten. — Zeitpunct der Entstehung ihrer systematischen Räubereyen. — Die Insel Tortuga, die Wiege ihrer Gesellschaft. — Pierre Legrand, der erste dieser Freybeuter, der sich einen Namen erwarb. — Seine verwegene Unternehmung mit einem Boot gegen ein großes Spanisches Schiff. — Sehr vermehrte Kreuzfahrten der Flibustier. — Ernste Maaßregeln der Spanier gegen diesen Unfug, deren Fruchtlosigkeit, und nachherige Einschränkung ihrer Schiffahrt. — Lewis Scot; erster Versuch der Flibustier Landungen zu machen. — Plünderung der

Stadt St. Francisco von Campeche. — John Davis Landung und Eroberung der Stadt Nicaragua. — Landung in Florida und Plünderung der Stadt St. Augustin. — Alexander, mit dem Beynamen Eisenarm, dessen Feuerprobe, Schiffbruch und Gefecht mit den Indianern bey Boca del Drago. — Gefecht der Freybeuter mit gelandeten Spaniern und dessen für letztere sehr unglückliche Folgen. — L'Olonois, ein durch Thaten und Schicksale sehr ausgezeichneter Befehlshaber der Flibustier. — Glückliche Räubereyen dieses Mannes. Sein Schiffbruch an der Küste von Campeche. — Vertilgung der geretteten Freybeuter durch die Spanier. — L'Olonois Vermessenheit, wunderbare Rettung und neue Unternehmungen. — Landung auf der Insel Cuba und dortige Siege. — Seine Rachgier gegen die Spanier, und Rückkunft nach Tortuga.

Fünfter Abschnitt.

Große Entwürfe des L'Olonois. — Ansehnliche Raubflotte. — Wegnahme eines reichen Schiffs. — Fahrt nach Maracaibo im Jahr 1666. — Eroberung des Forts la Barra und Besitznahme von der Stadt. — Zug der Flibustier zu Wasser nach der im innern Lande liegenden Stadt Gibraltar. — Handels- und Vertheidigungs-Zustand dieser Stadt. — Panisches Schrecken der Flibustier. — L'Olonois Anrede an seine Gefährten und deren Wirkung. — Ausschiffung und unglücklicher Angriff der starken Spanischen Verschanzungen. — Erneuerter Angriff, schreckliche Gefechte, und Eroberung von Gibraltar. — Grausames Verfahren der Flibustier in dieser Stadt. — Seuche. — Anzündung des Orts, dessen Löschung und Ranzion. — Rückfahrt der Freybeuter nach Maracaibo, Plünderung der Kirchen und Ranzion. — Fahrt nach

der Kuhinsel, Isla de la Vacca. — Theilung der Beute. — Rückkehr nach Tortuga. — Neue Expedition des Hauptmanns L'Olonois. — Mangel an Lebensmitteln. — Entwurf auf Nicaragua. — Stürme. — Landungen und Plünderungen in der Honduras-Bay. — Anzündung großer Waaren-Magazine. — Marsch nach der Stadt St. Pedro. — Blutige Gefechte und Ankunft der Flibustier vor der Stadt. — Bestürmung und Eroberung des Orts. — Entwurf nach Guatimala zu marschiren, und dessen Vereitelung. — Einschiffung der Freybeuter und ihre Kreuzfahrten bey der Halbinsel Jucatan. — Großer Mangel an Lebensmitteln. — Angriff und Eroberung eines großen Spanischen Kriegsschiffs. — Streit zwischen den Flibustiern. — Trennung des Anführers van Vins von dem Oberbefehlshaber L'Olonois mit einem Theil der Freybeuter und deren Schiffbruch ohnweit Tortuga. — Hun-

gersnoth der Freybeüter unter L'Olonois. — Ebenmäßiger Schiffbruch dieses Anführers bey der Perlen-Insel. — Erbauung einer Barke, Einschiffung der halben Schaar unter L'Olonois, und Fahrt nach dem St. Johannis-Flusse. — Unglückliches Gefecht der Flibustier mit den Indianern und Spaniern. — Jämmerliches Ende dieses Freybeuter-Hauptmanns und aller der Seinigen. — Bemerkungen über die Erzählung der folgenden Thaten der Flibustier.

Sechster Abschnitt.

Entwurf der Flibustier auf die große Stadt Vera Crux, eine ihrer wichtigsten Unternehmungen. — Schilderung ihrer drey Anführer van Horn, Grammont und Laurent de Graff. — Van Horn, ein Niederländer; sein sehr geringer Anfang.

— Seine immer mehr ausgedehnten Kapereyen. — Gefangenschaft und Rettung aus derselben durch außerordentliche Geistesgegenwart. — Eroberung zweyer Spanischer Gallionen. — Zutritt zu den Flibustiern. — Grammont, ein französischer Edelmann, unternimmt glückliche Expeditionen, erobert die Städte, Torilha, Puerto Cavallo und andere. — Untergang seines Schiffs durch einen Orkan. — Laurent de Graff, durch große Verwegenheit und Glück das Schrecken der Spanier. — Vertheidigung mit einem kleinen Schiff gegen zwey Spanische Linienschiffe und seine glückliche Rettung. — Gefecht mit einer andern Spanischen Flotille von kleinern Kriegsschiffen und deren Eroberung. — Vereinigung dieser drey Flibustier zum Angriff auf Vera Crux im Jahr 1683. — Ueberaus große Schwierigkeiten bey dieser Unternehmung. — Abneigung der versammelten Freybeuter das gefährliche Abenteuer zu bestehen. — Errungene

Zustimmung. — Ankunft vor Vera Crux. — Große Sicherheit des Gouverneurs. — Angriff und Eroberung der Stadt und der Forts. — Plünderung und ungeheure Beute. — Maßnehmungen zu einer Ranzion, sowohl zur Befreyung der Gefangenen, als auch um die Stadt von der Einäscherung zu retten, und deren Erfolg. — Anmarsch der Spanischen Truppen zu Lande und Annäherung einer Spanischen Kriegsflotte. — Räumung der Stadt Vera Crux und ungehinderter Rückzug der mit Beute belasteten Flibustier im Angesicht der Spanischen Schiffe. — Großer Mangel an Wasser auf den Schiffen der Freybeuter. — Zweykampf der Anführer Laurent und van Horn und Tod des letztern. — Förmliche Trennung der Parteyen. — Rückkehr der Flibustier nach ihren Schutz-Inseln. —

Beschlossene Unternehmung der Flibustier auf Campeche im Jahr 1685. — Vergebliche

Widersetzung des Gouverneurs von Tortuga, Cussy. — Landung ohnweit Campeche. — Angriff und Eroberung der festen Stadt und ihrer Forts. — Nachtheiliges Gefecht der Freybeuter mit den Spaniern. — Unterhandlung wegen zwey gefangener Flibustier. — Stolzes Betragen des Gouverneurs von Merida und dessen blutige Folgen. — Namenstag des Königs von Frankreich, von den Flibustiern zu Campeche auf eine außerordentliche Art gefeyert. — Rückkehr der Freybeuter nach St. Domingo. — Grammonts Beförderung als Königlicher Unterstatthalter, dessen letzte Fahrt, und unglückliches Ende.

Siebenter Abschnitt.

Morgan, einer der berühmtesten Anführer der Flibustier. — Anfang und Fortschritte seiner Freybeuterey. — Entwurf die Stadt

El Puerto del Principe zu erobern. — Glückliches Gefecht mit den diesen Ort vertheidigenden Spaniern. — Einnahme der Stadt und Abfahrt. — Uneinigkeit zwischen den Freybeutern. — Trennung eines Theils der Franzosen von den Engländern. — Morgans neue Ausrüstung und Anschlag die große Stadt Porto Bello zu plündern. — Zustand dieses Orts. — Ausführung des Entwurfs im Jahr 1668. — Grausamkeit der Flibustier nach der Einnahme des ersten Forts, als Schreckbild aufgestellt. — Fortgesetzte Vertheidigung des Haupt-Castells. — Wiederholter Sturm, Tod des Gouverneurs und endliche Eroberung des ganzen Bezirks. — Schwelgerey der Flibustier. — Sonderbare Unterhandlung zwischen den Freybeutern und dem Präsidenten von Panama. — Abzug von Porto Bello und Theilung der Beute. — Neue Ausrüstung. — Kreuzfahrt nach den Küsten von Hispaniola. — Zusammentreffen

dieser Flibustier mit gewöhnlichen französischen Seeräubern und deren Schicksale. — Morgans Plan, zur Auffangung einer reichbeladenen Spanischen Flotte, nach Savana zu segeln, vereitelt durch ein schreckliches Unglück und Stürme. — Fahrt nach Maracaibo, dieser schon drey Jahr zuvor von L'Olonois besuchten Stadt, und sehr leichte Eroberung derselben nebst den dazu gehörigen Forts. — Flucht aller Einwohner und Jagd auf dieselben. — Fahrt auf dem See nach der wiederaufgebauten Stadt Gibraltar und deren Einnahme. — Höllische Martern der Gefangenen, um Nachricht von verborgenen Schätzen zu erpressen. — Morgans Justizpflege. — Rückfahrt nach Maracaibo, wo ein großes Abenteuer die Flibustier erwartete. — Ankunft von Spanischen Kriegsschiffen, die das Castel besetzen, und die Mündung des Sees sperren. — Große Verlegenheit der Freybeuter und ihre Unterhandlung mit dem Spanischen

Admiral Don Alfonzo del Campo zur Bewilligung eines sichern Abzugs. — Harte Forderung des Admirals. — Berathschlagung der Flibustier, ihre neuen Vorschläge, und deren Verwerfung von Seiten der Spanier. — Außerordentliche, höchst seltsame Zurüstung der Freybeuter zu einem Todeskampf. — Vom Glück sonderbar begünstigter Angriff auf die Spanischen Kriegsschiffe und deren gänzliche Vernichtung. — Rettung des Admirals ins Castell an der Mündung des Stroms. — Unglücklicher Versuch der Flibustier dieß Castell zu erobern. — Neue Unterhandlung wegen eines ungehinderten Abzugs der Freybeuter, ohne Erfolg. — Morgans wohlausgesonnene Kriegslist und dessen glückliche Abfahrt mit aller Beute. — Grausame Stürme und Seenoth. — Glückliche Ankunft der Flibustier in ihre Heymath.

Achter Abschnitt.

Morgans neue Ausrüstung. — Absendung einer Flotille, um Proviant zu erplündern. — Angriff der Stadt la Rancheria zu diesem Zweck, und glückliche Folgen des Entwurfs. — Morgans sehr zahlreiche Flotte und dessen Autoritätshandlungen. — Reglement zur Theilung der Beute. — Plan außerordentlicher Art, die große und reiche Stadt Panama anzugreifen, eine der kühnsten aller Unternehmungen der Flibustier. — Vorläufiger Angriff auf die Insel Santa Catharina, um Wegweiser zu erhalten. — Eroberung dieser Insel durch einen sonderbaren Vertrag. — Damahliger Zustand von Panama, im Jahr 1670. — Der blühende Handel, Pracht und Reichthümer der Stadt. — Absendung des Freybeuter-Hauptmanns Brodely nach dem Fluß Chager zur Eroberung des Forts St. Lorenzo. — Sehr erschwerter blutiger

Angriff dieses Forts, und dessen endliche Einnahme. — Morgans Ankunft mit der Hauptflotte. — Landung. — Untergang von vier Schiffen durch Uebereilung. — Vertheilung der Flibustier zu Lande und zu Wasser und deren Aufbruch nach Panama. — Höchst mühseliger Marsch. — Mangel und steigendes Elend. — Zug durch ein ödes, verlassenes Land. — Grausame Hungersnoth. — Murren gegen Morgan. — Fortgesetzter Marsch und Gefecht mit einem Trupp Indianer. — Erblickung des Südmeers. — Erbeutetes Schlachtvieh. — Ankunft bey der Stadt Panama. — Blutiges Treffen zwischen den Flibustiern und Spaniern. Große Niederlage der letztern. — Eroberung der Stadt Panama. — Vorsätzliche Einäscherung dieser großen Stadt, mit allen ihren Waarenmagazinen und Reichthümern. — Verschanzung der Flibustier unter den Ruinen. — Zustand der an der Mündung des Flusses Chager

hinterlassenen Freybeuter. — Nachricht von einer entflohenen großen, mit Gold und Silber beladenen Gallione. — Vergebliche Jagd auf dieselbe. — Gewaltsame Maßregeln, um von den Gefangenen Ranzion zu erpressen. — Morgans Benehmen gegen eine schöne Spanierin. — Unzufriedenheit der Flibustier mit ihrem Anführer. — Vereitelte Flucht einer Anzahl Empörer. — Rückkehr von der Brandstätte Panama's. — Jammervoller Zustand der mitgeschleppten Gefangenen und deren endliche Loslassung. — Allgemeine Visitation in Hinsicht verheimlichter Beute. Theilung derselben und Morgans dabey bewiesene Unredlichkeit. — Trennung vieler Flibustier von diesem ihren Anführer. — Rückkehr nach den Schutzinseln. — Englands Erklärung in Betreff der Freybeuter und deren Zerstreuung.

Neunter Abschnitt.

Fortgesetzte Unternehmungen der Flibustier unter allen Staatsverhältnissen. — Sharp, Harris und Sawkins, drey Anführer von Freybeutern. — Landung eines großen Haufens an der Küste von Darien im Jahr 1680. — Einnahme der Stadt Santa Maria. — Anschlag, die wieder neu erbaute Stadt Panama zu überrumpeln. — Jetziger Zustand dieses Orts. — Höchst mühselige Fahrt der Flibustier und ihre Ankunft bey der Insel Chepillo. — Seemacht der Spanier zum Schutz von Panama. — Schreckliches Gefecht zwischen diesen Kriegsschiffen und den Fahrzeugen der Flibustier nahe bey der Stadt. — Gänzliche Zerstörung der Spanischen Flotte, und Fahrt nach der Insel Perico. — Tod des Capitain Harris. — Zwist unter den Freybeutern und Trennung eines Haufens derselben von der Hauptschaar. — Station auf der Insel Ta-

voga. — Bothschaften zwischen Sawkins, dem Befehlshaber der Flibustier, und dem Obergouverneur von Panama. — Seecapereyen. — Fahrt nach der Insel Otoca. — Angriff der Stadt Puebla Nueba, und Sawkins Tod. — Sharp zum Anführer erwählt. — Abermahlige Trennung eines Haufens von der Hauptgesellschaft. — Fahrt nach der Insel Gorgona. — Noch bestehende Tradition von des berühmten Seemanns Drake Kreuzzügen in diesen Gewässern. — Fortgesetzte Capereyen bey der Stadt Guayaquil. — Großes Elend der Flibustier. — Plünderung der Städte Hilo und la Serena. — Nahe Gefahr des Untergangs bey la Serena. — Fahrt nach der Insel Juan Fernandez. — Empörung der Flibustier gegen den Capitain Sharp; Watling zum neuen Anführer erwählt. — Landung bey Arica, und Angriff der Stadt. — Schreckliches Gefecht mit den Spaniern innerhalb der Stadt. —

Watlings Tod. — Sharp, wiedererwählter Anführer. — Tod und Gefangenschaft vieler Flibustier. — Rückzug mit Hinterlassung der Gefangenen und Einschiffung. — Fahrt nach dem Golph von Nicoya. — Abermahlige Trennung eines Haufens von den übrigen, um nach Westindien zurückzukehren. — Wegnahme reichbeladener Schiffe. — Unglückliche Rückfahrt durch die Magellansche Meerenge. — Zeitvertreib unterweges. — Theilung der Beute — Ankunft bey der Insel Barbados. — Fahrt nach der Insel Antigua. — Verbotene Landung der Flibustier. — Gänzliche Auflösung dieser Freybeuterschaar und Rückreise der meisten nach England.

Zehnter Abschnitt.

Erklärung über die Chronologie dieser Geschichte, und über deren zweckmäßige Hintan-

setzung. — Allmähliches Verschwinden des Eigenthümlichen der Republik der Flibustier und gänzliche Ausartung derselben. — Abhängigkeit der Bundesbrüder von den französischen und englischen Gouverneurs der Westindischen Inseln. — Durch Hülfe der Flibustier im Jahr 1689. unternommene Expedition des Gouverneurs von St. Domingo, Cussy, gegen St. Jago de los Cavalleros, und deren unglückliche Folgen. — Angriff des französischen Admirals Pointis, von Flibustiern unterstützt, auf Carthagena. Eroberung dieser Stadt, Plünderung derselben von den königlichen Truppen, und deren zügellose Ausschweifungen. — Tödliche Seuche und Anstalten zur Rückfahrt. — Mißhandlungen der Flibustier von Seiten des Admirals und deren Folgen. — Große Hungersnoth. — Schändliche Beutetheilung und Anstalten zur Empörung. — Besänftigung der Flibustier durch Ducasse, ihren Anführer. — Abfahrt. — Förmliche Em-

pörung der Flibüstier mitten auf dem Meer und ihre Rückkehr nach Carthagena. — Ankunft und Besitznahme von der Stadt. — Antrag an die Einwohner. — Unterhandlung. — List, um große Ranziongelder zu erpressen, und Erlangung des Zwecks. — Justizpflege der Flibüstier und ihre Abfahrt. — Die Flotille der Freybeuter stößt auf eine Englische Kriegsflotte und wird theils genommen, theils verbrannt, theils zerstreut. — Unzufriedenheit der französischen Regierung mit der Mißhandlung der Flibustier. — Große Kränkung des damahls andächtig gewordenen Königs Ludwig XIV. über die zu Carthagena geraubten Kirchengeräthe. — Sammlung und Zurücksendung derselben. — Raubunternehmungen abgesonderter Haufen sogenannter Flibustier. — Montaubans Capereyen an der Küste von Guinea und seine Schicksale. — Landung eines großen Trupps dieser gemeinen, durch nichts gebundenen Seeräuber, angeführt

von Daviot, auf den Küsten von Jamaica, um zu plündern. — Schicksale der Gelandeten. — Schreckliches Erdbeben in Jamaica und Verwüstung der ganzen Insel. — Gefahrvolle Rettung der gelandeten Seeräuber aus Jamaica. — Gänzliche Veränderung der Flibustier gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, mit bloßer Beybehaltung des Namens. — Benutzung dieser Menschen von Seiten der großen kriegführenden Mächte im Spanischen Successionskriege, bey den Expeditionen zu Wasser und zu Lande.

Eilfter Abschnitt.

Veränderung der politischen Lage in Europa. — Beharrlichkeit der Flibustier bey ihren Unternehmungen. — Ihre Entwürfe zu einer Fahrt nach dem Südmeer. — Einschiffung vieler einzelner Haufen, Engländer und Franzosen, in Jamaica und St. Domingo,

mit dem Zweck, die Küsten von Peru und Mexico zu plündern. — Ankunft von zehn mit Freybeutern beladenen Schiffen im Südmeer im März 1685. und deren Kreuzfahrten bey Panama. — Erscheinung einer Spanischen Kriegsflotte. — Seetreffen zwischen den Spaniern und Flibustiern; eine der tollkühnsten Thaten der letztern, und deren Niederlage. — Durch Stürme und widrige Winde veranlaßte Zerstreuung der Schiffe der Küstenbrüder nach dem Treffen. — Entstandene Uneinigkeit und darauf folgende Trennung. — Landungen eines abgesonderten Haufens an den Küsten und Plünderung der Städte Leon, Esparso und Realejo. — List der Spanier die Flibustier zu vertreiben, ohne Erfolg. — Einäscherung der Stadt Nicoya. — Religiöses Benehmen der Mordbrenner bey diesem Brande. — Ranzionirung der Stadt Chiriquita und anderer Oerter. — Unsinniges Betragen der Priester. — Ankunft des Capitain

Grognier bey dem Stammhausen. — Einnahme von Pueblo, Viego und Rückmarsch nach dem Seeufer. — Ankunft einer Spanischen Kriegsflotte, deren Unthätigkeit und Abfahrt. — Begegnung eines Schiffs mit Englischen Flibustiern. — Folgen dieses Vorfalls. — Entwurf die Stadt Grenada anzugreifen. — Zustand dieser Stadt. — Eroberung derselben. — Gefechte. — Bestrafter Spott der Einwohner von Ginandejo. — Großer Mangel der Flibustier, und dessen Ursachen. — Rückmarsch nach dem Meerufer. — Allgemeine Berathschlagung, Theilung der Beute und Trennung. — Fernere Unternehmungen des Stammes dieser Flibustier. — Einnahme der Stadt Villia. — Fahrt nach der Insel Tavoga. — Aussendung einiger Spanischen Kriegsschiffe aus Panama. — Ein zwiefaches Seetreffen und gänzliche Niederlage der Spanier. — Nachricht von der Gefangenschaft einiger in Panama befindlichen Flibu-

stier, und starke Maßregeln zu ihrer Befreyung. — Unterhandlungen. — Tod des Capitain Tusley. — Schreiben des Bischofs von Panama an die Freybeuter. — Gütliche Ausgleichung und Abfahrt. — Angriff und Eroberung der sehr reichen peruanischen Stadt Queaquilla. — Schreckliches Gefecht und Tod des Capitain Grognier. — Sehr große Beute. — Fahrt nach der Insel Puna, in Erwartung der Ranzion von Queaquilla. — Wohlleben der Flibustier in Puna. — Entdeckte Verrätherey der Spanier, friedlicher Vertrag und Abfahrt der Freybeuter von der Insel Puna. — Unverhoffte Ankunft des Capitain Daviot, ihres ersten Anführers. — Großer Mangel an Lebensmitteln. — Fahrt nach der Bay von Tecoantepequa und Eroberung der großen Stadt dieses Namens. — Daviots und der Seinigen Schicksale, während ihrer Trennung, und seine jetzige Abfahrt mit einem Haufen Flibustier, um durch die

Magellansche Meerenge nach Europa zu gehen. — Ebenmäßige Abfahrt eines andern Haufens, um auf dem Wege von Californien zurückzukehren. — Seltsame Abenteuer dieser Flibustier. — Schicksale eines andern Haufens Freybeuter unter dem Capitain le Sage. — Begegnung eines Flibustier-Schiffs unter dem Capitain Wilnet. — Nachricht von zwey andern alten Bundesschiffen unter Henri und Suams. — Zufällige Hemmung von Daviots Fahrt ohnweit der Magellanschen Meerenge, und dessen Rückkehr mit einem gemischten Haufen ins Südmeer.

Zwölfter Abschnitt.

Entschluß sämtlicher noch an den Ufern des Südmeers befindlichen Flibustier zur Rückkehr nach Europa. — Aussendung eines Haufens, um Kundschaft vom Wege einzuziehn. — Eroberung der Stadt Chiloteca mit achtzehn Mann. — Höchst ungleiches Gefecht und glücklicher Rückzug der Kundschafter. — Gro-

ße Maßregeln, um alle Wegschwierigkeiten zu beseitigen. — Wohlüberdachter Marsch. — Plan. — Theilung aller bisher gemachten Beute. — Uebertretung des Societätsgesetzes, das Spiel betreffend. — Hohe Spiele der Flibustier und Folgen dieses Unfugs. — Vereiteltes Raubcomplott und Maßnehmungen einiger Bundesbrüder wegen künftiger Sicherheit ihres Eigenthums. — Antritt des Rückzugs im Januar 1688. — Schreckliche Hindernisse aller Art auf dem Marsch durch das peruanische Gebiet. — Gefecht mit den Spaniern bey Tusignala. — Ankunft in Neu-Segovia. — Große Verschanzung der Spanier in einem Hohlwege. — Verzweiflungsvoller Plan der Flibustier zum Angriff, ihre Uebersteigung der außerordentlichsten Schwierigkeiten, und ihr vollständiger Sieg. — Fortsetzung des Marsches. — Ankunft am sechszehnten Tage an der Mündung eines großen Flusses. — Maßregeln, um über die hier befindlichen vielen höchst gefährlichen Wasserfälle zu kommen. — Loßlassung der Gefangenen. — Erstaunungswürdige Fahrt in korbartigen Maschinen auf

dem reißend strömenden mit Felsen beengten Fluß. — Hungersnoth. — Meuchelmord und Raub. — Untergang des größten Theils der bisher geretteten Haabe durch die Gewalt des Stroms bey den Cataracten. — Ankunft der Flibustier am acht und sechzigsten Tage ihrer außerordentlichen Reise am Vorgebirge Gracias a Dios. — Ihre Einschiffung bey der Perleninsel und endliche glückliche Erreichung der Westindischen Inseln. — Bemerkung über diesen beyspiellosen Rückzug. — Auflösung der eigentlichen Flibustier, und Endschaft ihrer glänzenden Epoche. — Seeräuber, die man nachher unrichtig mit diesem Namen belegte, jetzt von den Spaniern geschützt, durch den Englischen Admiral Vernon aber vertilgt, deren Bestrafung und Zerstreuung. — Gänzliche Erlöschung des Namens Flibustier mit dem Utrechter Frieden im Jahr 1713. — Schlußbemerkungen.

Erster Abschnitt.

Im siebenzehnten Jahrhundert sah die Welt eine außerordentliche Erscheinung, die man seit der Vernichtung der Cilicischen Seeräuber durch den großen Pompejus nicht gesehn, und auch damahls nicht so gesehn hatte. Dieß war die originelle, den heutigen Africanischen, als Regierungen anerkannten, Raubstaaten, durchaus unähnliche, Republik der unter dem Namen Bucanier, oder Flibustier hochberüchtigten Freybeuter; sehr verschieden durch Systeme, Maximen, und Societäts-Regeln, so wie durch Thaten, von allen, die sich je auf dem Element des Wassers in Raubgesellschaften formirten, und höchst unähnlich den Nordischen Seeräubern, die im Mittelalter

Capereyen trieben, keine kühnen Landungen wagten, keine Festungen bestürmten, keine Kriegsschaaren und Kriegsflotten zittern machten, und sich bloß auf die Wegnahme von Schiffen beschränkten.

Die Flibustier waren ganz originel. Es war eine in große und kleine Haufen abgesonderte, gleich gestimmte, durch Grundsätze und Verträge beherrschte, mit dem Losungswort Beute! auf den Westindischen Meeren schwimmende Republik geborner Europäer. Dieser sonderbare Freystaat entstand ursprünglich durch die Haabsucht und Bedrükkungen der unersättlichen europäischen, vorzüglich der Spanischen, Herrscher in den Westindischen Inseln; durch die Schwierigkeiten, bey der großen Entfernung von Europa und bey der ungeheuren Ausdehnung der Bezirke, dieser, damals auf weit geringere Macht und geringere Hülfsmittel wie jetzt, gegründeten Herrschaft, die nöthige Kraft zu geben; und endlich durch den Reiz der Beute, welche die Schiffahrt der Spanier, und die unermeßli-

chen Reichthümer der neuen Gold- und Silber-Länder, Peru und Mexico, den Augen der Welt aufstellten.

Zu diesen Veranlassungen kam noch die Eifersucht der europäischen Mächte auf dieß vermeintlich glückliche Spanien, das ein so großes Loos in America erhalten hatte, während sie alle dort nur noch kleine Colonien an den Küsten, oder minder wichtige Inseln, oder auch gar nichts besaßen, und zu den jetzt so blühenden Nord-Americanischen Freystaaten erst der Saame ausgestreuet war. Die Höfe von Frankreich und England, zum Theil auch die Regierung von Portugall und die Republik Holland, die Befehlshaber ihrer Kriegsschiffe, die Gouverneure ihrer Inseln, schützten daher, bald heimlich, bald öffentlich, diese Seeräuber, und begünstigten ihre Unternehmungen, weil dadurch Spanien geschwächt, und die Colonien jener Mächte in Westindien bereichert wurden. Dieß geschah nicht allein im Kriege, wo Caper-Privilegien ohnehin so leicht ausgetheilt, und daher die so kühnen als

glücklichen Flibustier vorzüglich damit versehen wurden, sondern auch mitten im Frieden, indem soviel Leidenschaften, selbst manche Vorurtheile, diese Feindseligkeiten bestimmten und nährten.

Man hielt das allerdings im sechszehnten Jahrhundert sehr mächtige Spanien, auch noch im siebenzehnten, bey einer gleichsam erblich elenden Regierung und einer durch dieß Unglück, und durch die Zerstreuung ihrer Staaten sehr geschwächten Monarchie, immer noch für die größte und furchtbarste Macht in Europa. Sie war es auch gewissermaßen, bey der damaligen schlechten Staats-Finanz-Kriegs- und Handels-Verfassung aller Nationen; zu einer Zeit, wo 20,000 Mann für eine starke Armee galten; wo zwey Millionen Thaler eine königliche Schatzkammer füllten; wo die Wissenschaften nicht geachtet; die Künste nicht gewürdigt; der Handel, der Nerv der Staaten, nicht gekannt, und der Kaufmann mit Verachtung betrachtet wurde; wo Inquisition, Kirchen-Rechte, Päpstliche Bul-

len und Bannstrahlen bey allen Völkern das große, jedes andere verdrängende, Thema des Tages waren, und wo die Herrscher, so wie die Beherrschten, sich in tiefe Unwissenheit einwiegend, nur allein für sinnlose Religions-Streitigkeiten einen Sinn hatten. Die Cultur des Menschengeschlechts, oder vielmehr dessen moralische Wiedergeburt, war noch erst in der Dämmerung.

In dieser Lage der Dinge, konnte der Glanz, den Carl V. auf Spanien geworfen hatte, um so mehr blenden; und es war für seinen unwürdigen Sohn Philipp II, dem die Schätze der neuen Welt, große Feldherren, eine vortreffliche Reiterey, und die beste Infanterie in Europa zu Gebote standen, nicht schwer, troß dem Abfall der Niederlande, diesen ihm verliehenen Glanz zu unterhalten, der auch auf seine Nachfolger, nur mit etwas vermindertem Schimmer, forterbte. Diese Täuschung dauerte, bis endlich mit dem Westphälischen Frieden, in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, die letzten Strahlen jenes

Glanzes erloschen; und funfzig Jahre später, bey Carl II. Tode, dieß so lange, bald mit Recht, bald mit Unrecht gefürchtete Spanien, das immer in geistlicher Knechtschaft verharrte, und beständig auf seiner niedern Cultur-Stufe stehen blieb, während fast alle andere Staaten emporstrebten, endlich seinen ihm zuständigen Rang, als eine Macht vom zweyten Range einnahm.

Mehrere Jahre lang waren die Namen Bucanier und Flibustier in Europa bekannt, aber nur als wilde Menschen, als Raubgesindel von verschiedenen Nationen. Ihre Mord- und Raub-Thaten, die anfangs in vieler Hinsicht beschränkt waren, hatten überdieß in einer Weltgegend, wo seit anderthalb Jahrhunderten immer Mord und Raub das Losungswort der Stärkern gewesen war, lange Zeit nichts Auszeichnendes. Man dachte sich die Flibustier als ganz gewöhnliche Seeräuber, oder vielmehr man bekümmerte sich gar nicht um sie in Europa, bis diese Freybeuter durch geordnete Systeme, durch eine

Art Verfassung, durch mancherley Eigenheiten, vor allen aber durch außerordentliche Thaten und Schicksale, Aufmerksamkeit erregten, und einen besondern Platz in der Weltgeschichte einnahmen, den ihnen keine Zeit rauben wird.

Diese Geschichte ist indeß mehr geeignet, Staunen und traurige Gefühle zu erregen, als zu belehren. Man siehet Menschen handeln, die mit sehr geringen Mitteln außerordentliche Wirkungen hervorbringen, und unglaubliche Kräfte entwickeln; Menschen, deren großer Unternehmungsgeist, unbezwingbarer Muth, Thätigkeit, Geduld im Leiden, Entsagung von Bedürfnissen, Verspottung aller Gefahren, und Verachtung des Todes, Bewunderung verdienen, während ihre Laster, ihre Verbrechen, Grausamkeiten und Gräuel aller Art, uns mit Abscheu und Grausen erfüllen. Bey solchen widrigen, alle Bewunderung schwächenden, ja vernichtenden Empfindungen, würde man seine Blicke von diesen Menschen wegwenden, ihre Thaten der Vergessenheit,

und ihre Namen den ewigen Verwünschungen weihen, wenn nicht mehrere der vorgedachten achtungswerthen Eigenschaften, gemischt mit einigen gesellschaftlichen Tugenden, diese rohen, nach Zeit und Umständen handelnden, Flibüstier — mit Ausnahme weniger wahrhafter Ungeheuer, als L'Olonois, Morgan und andere, die man kennen lernen wird — uns minder schwarz zeigten, und sie interessant machten.

Der erste Stamm dieser Freybeuter waren die wilden Stierjäger auf der Insel Hispaniola, die nachher unter dem Namen St. Domingo als die vorzüglichste Colonie der Europäer in Westindien so berühmt worden ist. Man nannte diese Stierjäger Bucanier; zu ihnen gesellten sich die Jäger der wilden Schweine und Bären; Jagdgenossen, die nun an der Benennung Buçanier Theil nahmen. Diese Menschen lagen beständig in den Wäldern, und waren gewöhnlich ganze Monate lang von ihrer Heimath abwesend. Nach ihrer Rückkunft theilten sie ihre Jagd-

beute, und seegelten sodann nach der benachbarten Insel Tortuga. Hier war ihr Markt, wo sie das von ihnen eingesalzene und geräucherte Fleisch der erlegten Thiere und deren Häute an die dortigen Pflanzer verkauften, und sich dagegen mit neuen Waffen, Pulver, Bley und andern Nothwendigkeiten zu ihrem Gewerbe, versahen; der Rest ihres Gewinnes aber wurde verschwelgt.

Bevor wir aber zu ihrer eigentlichen Geschichte übergehen, wollen wir diese unter dem Namen Bucanier und Flibustier merkwürdig gewordenen Menschen — ein moralisches Phänomen, das nur kurze Zeit vorhanden war, und auf immer verschwand, — durch einige Grundzüge bezeichnen; und zwar erst die Bucanier allein, so wie ihre Sitten, und Geschichte; worauf man in einem der folgenden Abschnitte auch das Sittliche, den Character, die Gebräuche und die Lebensweise der Flibustier schildern wird. Denn man muß hierbey bemerken, daß die Bucanier abgesondert von den Flibustiern zu be-

trachten sind, da beyde zwar unter einander verbunden waren, aber für sich handelten, indem die erstern nur hernach, durch den Drang der Umstände, sich an die letztern anschlossen, und sich so zu einem Körper bildeten.

Die Bucanier, die auf den Antillen, vorzüglich auf der großen Insel St. Domingo, hauseten, waren eine durch ihre Lebensweise besondere Art Menschen, größtentheils Franzosen aus der Normandie. Ihren Namen Bucanier bekamen sie von den Oertern, wo sie ihre kleinen angebauten Felder, und auch ihre Barraken hatten, allwo sie, nach Art der Wilden, das Fleisch der von ihnen erlegten Thiere einsalzten, oder räucherten, die Felle ausspannten 2c. Ein solcher Ort wurde Bucan genannt. Diese Barraken waren eigentlich große Hütten, von oben bedeckt, aber an den Seiten offen; auf diese Weise waren sie wider den Regen und die Sonnenstrahlen geschützt, dagegen der Wind, aus welcher Gegend er auch kam, die Hütten durchstreichen konnte. Die Bucanier waren

theils aus Frankreich und andern europäischen Ländern gewanderte Colonisten, oder deren Abkömmlinge, oder auch durch Abenteuer und Schicksale nach Westindien gekommene Europäer, bey weitem die größere Zahl aber Franzosen. Da sie weder Weiber noch Kinder hatten, so lebten immer zwey und zwey zusammen in einer völligen Gemeinschaft der Güter, wobey sie einander die nöthigen Hausdienste leisteten. Sie gaben sich gegenseitig den Namen Matelot, und dieß Zusammenleben nannten sie Matelotage. Der Ueberlebende beerbte den Verstorbenen. Außer dieser engen Gütergemeinschaft herrschte unter allen Bucaniern eine allgemeine, so daß ein jeder sich seine Bedürfnisse ohne Umstände aus einem andern Bucan holen konnte. Nichts war dort verschlossen. Eine Vorsicht dieser Art wäre als ein Societätsverbrechen der ersten Größe betrachtet worden. Da man also in dieser Republik von dem Mein und Dein nichts wußte, so waren Streitigkeiten höchst selten. Wenn deren entstanden, so

wurden solche gleich durch Vermittelung der Freunde beygelegt.

Der Codex der Bucanier war sehr einfach. Sie erkannten keine andern Gesetze, als die unter sich getroffenen Verabredungen, und wenn man ihnen hierin Verbesserungen zeigte, so antworteten sie kalt: „Dieß ist nicht auf der Küste gebräuchlich.“ Ihre alten Ideen von Unterwürfigkeit und Religion machten, daß sie den Gouverneur von Tortuga als eine Art Oberhaupt betrachteten, und daß sie sich Christen nannten, ohne jedoch die religiösen Vorschriften dieser Lehre im geringsten zu befolgen.

Wer ein Bucanier wurde, mußte alle Gewohnheiten und Gebräuche des sittlichen Lebens vergessen, und selbst seinem Familiennamen entsagen. Um jedoch die Brüder des Bundes zu bezeichnen, erhielt ein jeder, entweder einen ernsthaften, oder scherzhaften Beynamen, der auch bey vielen auf ihre Nach-

kommen übergegangen ist, wenn sie sich verheyratheten. Andere erklärten erst bey der Heyrathsceremonie ihren eigentlichen Namen; daher in den Antillen ein, noch heut zu Tage gangbares, Sprüchwort entstand: daß man erst bey der Verheyrathung die Leute kennen lerne.

Mit der Ehe aber hörte nicht allein die vorige Lebensweise, sondern auch die Gemeinschaft der Verheyratheten mit dem Bunde ganz auf; sie waren nun nicht mehr Bucanier, sondern wurden, unter dem Namen Habitans angesiedelte, den Gesetzen und den Verordnungen des Gouverneurs von Tortuga förmlich unterworfene, Colonisten.

Die Kleidung der Bucanier war ein Hemde von grober Leinwand, das von dem Blute der geschlachteten Thiere ganz roth gefärbt, und völlig erstarrt war; hierzu ähnliche Unterhosen, Schuhe von Schweinshäuten, aber keine Strümpfe. Ein aus einer Haut geschnittener Riem diente ihnen zum Gürtel, woran einige Messer und ein sehr kurzer Sä-

bel hingen. Ihr Kopf war mit einem runden Huth bedeckt. Die Feuerwaffen der Bucanier beschränkten sich auf eine große Flinte, woraus sie zwey Loth schwere Kugeln schossen. Ein jeder hatte nach Wohlgefallen einen oder mehrere Knechte*, und zwanzig bis dreyßig Hunde, die mit ihnen auf die Jagd gingen. Die Stierjagd war ihr eigentliches Gewerbe, dagegen die wilde Schweinsjagd ihnen nur zur Ergetzlichkeit diente. Das Fleisch dieser Thiere war ihre Nahrung, wobey sie das Mark aus den Knochen roh zum Frühstück verzehrten. So wie die Bucanier sehr wenig Bedürfnisse hatten, weder Brod noch Wein genossen, und im ekelhaftesten Schmutz wie die Hottentotten lebten, so war auch die Zahl ihrer Mobilien nur sehr klein; daher sie zu ihren Mahlzeiten weder Tische noch Bänke brauchten. Zum Ausruhen und bey ihren Mahlzeiten setzten sie sich auf die flache Erde, wobey Steine, Baumstämme, oder Baumwurzeln, ihnen statt der Tafeln dienen mußten.

Bey dieser Lebensweise waren die Bucanier vergnügt, hatten immer große Eßlust und genossen einer guten Gesundheit, die nur nach vielen Jahren eines so anhaltend arbeitsamen Lebens abnahm; daher auch die vernünftigsten dieß Jagdgewerbe nur eine Zeit lang trieben, sodann sich von ihren Brüdern trennten, und Colonisten wurden. Andere hingegen wollten von keiner solchen Standesveränderung etwas hören, entsagten sogar ansehnlichen Erbschaften, die ihnen in Europa zufielen, und blieben Bucanier bis an ihren Tod.

Die vornehmsten Bucans waren auf der Halbinsel Samana; auf dem kleinen Eiland im Hafen von Bayaha; an der Nordküste von St. Domingo; im Hafen Margot; in Tortuga; in der so genannten verbrannten Savana; in Mirbalet und auf der Insel, die von den Spaniern Vacca, von den Franzosen aber Avache genannt wird, und wir, in dem Lauf dieser Geschichte, die Kuhinsel nennen werden. Hier hauseten die Buca-

nier, größtentheils französischen Ursprungs, lebten ruhig und hinderten niemand, als es den Spaniern einfiel ohne Hinsicht, daß das Gewerbe jener Ausländer auch für ihre Nation vortheilhaft war, sie alle aus der Insel St. Domingo zu vertreiben, oder vielmehr, wenn es seyn könnte, sie völlig zu vertilgen.

Der Anfang der Ausführung dieses grausamen, für sie selbst unglücksschwangern Beschlusses war für die Spanier sehr leicht. Nach ihrer alten, so berüchtigten, gegen die Caraiben erfolgreichen Weise, überfielen sie jetzt die einzeln zerstreuten, ganz unbesorgten, unschuldigen Bucanier, schlugen einen Theil derselben todt, und schleppten die andern in die Sclaverey. Von diesem Augenblick an waren die Jäger auf ihrer Huth, gingen immer in kleinen Trups, waren beständig zur Vertheidigung gerüstet, und wenn sie denn angefallen wurden, so fochten sie gegen die Spanier mit einer solchen Verzweiflung, daß sie diese, ungeachtet ihrer weit größern Zahl, fast immer in die Flucht schlugen.

Jetzt wurde der Krieg verändert. Die einzelnen Jagdpartien, die so manchem altchristlichen Spanier das Leben gekostet hatten, hörten auf, und die Bucanier wurden nun des Nachts selbst in ihren Bucans überfallen, und Herren und Knechte, so viel man nur immer konnte, gemordet. Diese Gräuel machten die Bucanier wüthend; sie vereinigten sich und führten nun auch ihrer Seits den Krieg angriffsweise, wobey sie keinem ihrer grausamen Feinde Gnade gaben. Dieß wirkte. Die Fehde schien von Seiten der Spanier eingestellt zu seyn, und schon schmeichelten sich die Bucanier, daß sie jetzt Ruhe haben würden; allein ihre Feinde hatten nur auf Verstärkung gewartet; sobald diese aus den andern Spanischen Colonien ankam, ging der Krieg wieder los. Allein auch die Bucanier wurden aus Tortuga und andern Inseln von vielen Franzosen, so wie von andern gegen die Spanier erbitterten, oder auf Beute ausziehenden, Abenteurern verstärkt, da man denn unaufhörlich kämpfte, und das Blut in allen Theilen

von St. Domingo floß; auch führen dort mehrere Oerter von jenen unglücklichen Zeiten her, noch heut zu Tage den Namen Mordplätze. Alles dieß geschah in den Jahren 1660. bis 1665.

Der Gouverneur der kleinen französischen Insel Tortuga war dabey nur unter der Hand thätig gewesen, da Frankreichs damalige Lage und Verhältnisse in Europa dieser Krone noch nicht gestatteten, die Bucanier öffentlich zu schützen. Der Hof zu Madrid sah indeß die Sache in dem ernsthaftesten Lichte, und glaubte nicht bloß St. Domingo, sondern überhaupt seinen ganzen Handel nach der neuen Welt, nur allein durch die gänzliche Vertreibung aller Franzosen aus dieser Insel und aus Tortuga retten zu können. Dem zu Folge wurden die nöthigen Befehle nach America gesandt, Truppen aus den benachbarten Inseln, ja selbst von dem festen Lande zu versammeln, die sodann der Anführung eines alten, in den Niederländischen Kriegen mit Ruhm gedienten Officiers, Na-

mens van Delmof, überlassen werden sollten; wobey man denen, die sich auszeichnen würden, ansehnliche Belohnungen versprach.

Der Befehlshaber van Delmof traf im Jahr 1663. zu St. Domingo ein, und fing wenig Tage nachher seine Operationen an. Da der vornehmste Bucan in der Savana war, so war sein Plan, hier die Bucanier zu überfallen, wozu er fünfhundert Mann seiner besten Truppen auswählte, sich selbst an ihrer Spitze setzte, und nun so heimlich als möglich, mit allen Kriegsmitteln eines europäischen Truppencorps seinen Zug dahin in forcirten Märschen antrat. Die Bucanier aber bekamen davon Nachricht durch einen ihrer Jäger, da sich die Spanier nur noch wenige Meilen entfernt befanden. Es waren ihrer hier nicht mehr als hundert versammelt; noch konnten sie sich retten, und in aller Sicherheit einen andern Bucan erreichen; allein sie hielten es für schimpflich zu fliehen; vielmehr beschlossen sie

ohne Verzug den Spaniern selbst entgegen zu gehen. Dieß wurde auf der Stelle ausgeführt; man traf bald auf einander, bey einer Gebirgschlucht, zum Erstaunen der anrückenden Feinde, deren Plan nun ganz verrückt war, da sie diese Bucanier geringe geachtet, und sie gewiß zu überraschen gehofft hatten. Indeß schien ihnen bey ihrer gewaltigen Mehrheit, bey ihren bessern Waffen und Kriegsübungen, der Ausgang doch gar nicht zweifelhaft. Die Bucanier griffen zuerst an. Beyde Theile fochten, bey ihrer gegenseitigen Erbitterung, mit großer Wuth, und lange blieb der Sieg unentschieden. Endlich siegten die Bucanier; die Spanischen Truppen wurden total geschlagen, und in die Gebirge getrieben; eine Menge Spanier hatten dabey ihr Leben verloren, und auch ihr Anführer van Delmof war todt auf dem Platze geblieben.

Diese Niederlage, verbunden mit dem Tode des Befehlshabers, machte auf die Spanier starken Eindruck, die nun zu ihrer

alten Angriffsmethode zurückkehrten, und die Bucanier wieder einzeln überfielen, da sie sahen, daß diese auf ihren Jagden oft die nöthige Vorsicht vernachlässigten. Die Letztern, die nichts als Ruhe verlangten, thaten zur Erlangung dieses Zwecks einen neuen Schritt. Um dieser unaufhörlichen Gefechte und der beständigen Wachsamkeit überhoben zu seyn, beschlossen sie alle ihre Bucans nach den kleinern, um St. Domingo herum liegenden Inseln zu verlegen, und nicht anders als in starken Haufen auf der großen Insel zu jagen. Dieß wurde nun ausgeführt, und hatte auch den gehofften Erfolg. Die Angriffe wurden seltener, und die Partien gleicher; daher denn auch von jetzt an der Krieg nur sehr sorglos fortgesetzt wurde.

Da die Bucans an den neuen Orten nun in völliger Sicherheit waren, so wurden sie allmählich in Wohnungen, oder sogenannte Habitations umgestaltet, wo Colonisten und Gewerbsleute sich ansiedelten. So entstand die Niederlassung von Bayaha, allwo

die Natur einen der schönsten und geräumigsten Hafen in America gebildet hatte. Die Lage dieses Orts war in der Nähe von Tortuga, wo die Bucanier in wenig Stunden hinfahren konnten, ihre Häute und ihr Fleisch zu verkaufen, und sich mit den wenigen Bedürfnissen zu ihrem Gewerbe zu versehn. Der schöne Hafen ersparte ihnen aber auch diese kurze Reise; denn die französischen und holländischen Schiffe kamen bald dahin, die Bucanartikel selbst abzuholen, und das Nöthige hinzubringen.

Indessen war der Krieg nicht eingestellt, da die Bucanier täglich zur Jagd nach St. Domingo überfuhren, und die Spanier von Zeit zu Zeit beständig in größerer Zahl diese kleinen Haufen von Jägern zu überfallen suchten. Wer von diesen in ihre Hände fiel, wurde ermordet. Der Tod eines Einzigen aber setzte den ganzen Bucan in Bewegung. Alle Arbeiten hörten auf, und keiner durfte jagen, bis der Tod des Erschlagenen gerächt war.

Eines Tages vermißten sie vier ihrer Brüder auf einmal. Sogleich wurde beschlossen mit vereinigter Macht nach St. Domingo überzusetzen, und sich nicht eher zu trennen, bis sie Nachricht von dem Schicksal ihrer Kameraden erhalten, und im Mordfall ihren Tod gerächt hätten. Sie machten bald einige Gefangene, von denen sie erfuhren, daß der ganze Trupp Bucanier wirklich gemordet worden, ja daß man selbst diejenigen, die man bey ihren Verwundungen überwältigt, mit kaltem Blute niedergehauen hätte. Diese von den Gefangenen etwas unvorsichtig ertheilte Nachricht setzte die Bucanier in Wuth, die zuerst auf jene Unglücklichen fiel. Man streckte sie sogleich todt zu Boden; sodann zerstreuten sich die Jäger allenthalben wie wilde Thiere in den nächst gelegenen Habitationen, und mordeten alles, was ihnen von Spanischen Colonisten in den Weg kam, um ihren gefallenen Kameraden Nachopfer zu bringen.

Auf diese Weise wurde der Verheerungskrieg zwischen beyden Theilen fortgesetzt, wo-

bey es den Spaniern auch manchmal, aber selten, gelang, Vortheile zu erkämpfen. Eines Tages überfielen sie, zweyhundert Mann stark, dreyßig Bucanier, die von Bayaha kommend, eben an dem Ufer der großen Insel landen wollten. Sie wehrten sich verzweifelt, bis sie alle todt hinsanken. Nicht ein einziger blieb am Leben. Ein ähnlicher Fall ereignete sich bald nachher mit einem andern, von Tore', einem der angesehensten Bucanier, angeführten Jägerhaufen, der auf dem Rückwege war, schon die Savana erreicht hatte, und sich jetzt außer aller Gefahr dünkte. Diese Sorglosigkeit hatten die Spanier erwartet und benutzten sie, unterstützt von einer großen Uebermacht. Die von einander abgesonderten, unter allen Nachtheilen fechtenden Bucanier, vertheidigten sich jedoch wie Löwen, und verkauften den Spaniern ihren Sieg sehr theuer, deren Uebermacht am Ende jedoch entschied; aber nicht eher, als bis der letzte Bucanier dahin gestreckt war, so daß auch hier nicht ein einziger übrig blieb.

um diese traurige Nachricht nach Bayaha zu überbringen.

Rache war nun die Losung der Bucanier; das Blut vieler Unschuldigen, ohne Hinsicht auf Alter und Geschlecht, floß von ihren Händen, und der Schrecken ihres Namens verbreitete sich immer mehr und mehr. Die Spanier ergriffen jetzt ein großes Mittel, das zwar den beabsichtigten Erfolg hatte, allein dagegen eine von ihnen nicht geahnete, für ihre Nation in America schreckliche, Wirkung erzeugte. Um die Bucanier, die man, wie man jetzt einsah, weder ausrotten, noch mit Gewalt vertreiben konnte, wenigstens von St. Domingo zu entfernen, wollten sie das Uebel an der Wurzel angreifen, und ihnen ihr Gewerbe entziehn. Sie stellten daher eine allgemeine Stierjagd auf der ganzen Insel an, und setzten sie mit solchem Eifer und so anhaltend fort, daß endlich alle Stiere fast gänzlich vertilgt waren.

Hiedurch verloren die Bucanier auf einmal ihren Unterhalt, so wie ihren Han=

del; ihr Gewerbe hörte nun auf, und sie waren jetzt zu einer andern Lebensart gezwungen. Viele wurden Colonisten in Bayaha und auf den andern kleinen Inseln, so wie auch in Tortuga. Der gröste Theil aber der ein ruhiges, durch Civilgesetze geregeltes, Leben verachtenden, und an Gefahren gewohnten Buçanier, worunter sich die rohesten und wildesten der ganzen Genossenschaft befanden, betrachteten den Anbau der Felder als entehrend, und auf keine Weise ihrer großen, nunmehr noch verstärkten, Leidenschaft entsprechend: sich an den Spaniern zu rächen; sie vereinigten sich daher mit ihren Freunden, den Flibustiern, die schon anfingen berühmt zu werden, deren Namen aber erst nach dieser vollkommenen Vereinigung mit den Buçaniern wahrhaft furchtbar wurde.

Zweyter Abschnitt.

Bevor wir die Geschichte der Flibustier selbst vornehmen, und ihre Thaten erzählen, wollen wir etwas von der Insel St. Domingo und ihrem damaligen Zustande sagen, da sie, noch mehr als Tortuga, die Wiege, und hernach der Mittelpunct dieser Freybeuter war, und die Schicksale dieses Eilandes mit ihrer Geschichte genau verwebt sind.

Diese große, schöne Insel war noch bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gänzlich unter der Herrschaft der Spanier, die den Werth dieses von der Natur so begünstigten Eilandes damals noch nicht kannten, und nur allein ihr Augenmerk auf die Gold

und Silber erzeugenden Länder ihrer americanischen Besitzungen gerichtet hatten. Die Franzosen besaßen in jener Epoche in St. Domingo noch keinen Fuß breit Land, bis die Bucanier sich hier, wie im ersten Abschnitte erzählt worden, nicht sowohl ansiedelten, welches der Natur ihres Gewerbes und ihren Gesinnungen zuwider war, als vielmehr einnisteten. Bis dahin waren sie fortdauernd auf den Besitz der ganz nahe liegenden kleinen, in aller Hinsicht unbedeutenden, Insel Tortuga eingeschränkt, welche die Franzosen la Tortue nennen, und von den Deutschen auch oft die Schildkröteninsel genannt wird; ein Eyland, das du Rausset, ein französischer Edelmann, im Jahr 1659. den Spaniern, die es eingenommen, wieder entrissen hatte. Hier waren alle Hülfsmittel geringe, so wie die Colonie selbst in gar keine Betrachtung kam. Ihr Hauptort hatte im Jahr 1665. nur zweyhundert und funfzig Einwohner. Das Ganze war eine Colonie, die dem Mutterlande gar nichts nutzte, und die sich während einer langen

Zeit, auch nur allein durch den Beystand der Flibustier gegen die Spanier behaupten konnte.

Ein solcher Zustand der Dinge in Westindien mußte endlich bey der zunehmenden Macht Frankreichs aufhören. Was aber die Veränderung hier beschleunigte, war die Gouverneurswahl der französischen Regierung im Jahr 1665. Sie fiel auf d'Ogeron, einen klugen, unternehmenden, und in Betreff seines Characters sehr würdigen Mann, der als der Stifter der Colonie der Franzosen in St. Domingo betrachtet werden kann.

Es ist hier nicht überflüssig, zur nähern Kenntniß des Folgenden, einen Blick auf den Zustand der Insel in jener Zeit zu werfen.

Man zählte im Jahr 1665. auf der Insel, an welcher damals die Franzosen noch keinen Theil hatten, 14000 Spanier, Creolen und Mulatten; die Anzahl der Negersclaven war etwas größer, aber nicht genau

berechnet. Hierzu kamen noch 1200 flüchtige Neger, die unabhängig waren, sich in die Gebirge verschanzt hatten, und die Pflanzungen in Contribution setzten. Die Hauptstadt St. Domingo enthielt fünfhundert Häuser, war mit einer Mauer umgeben, und von drey Castellen beschützt, die, nach dem Kriegsmaßstabe jener Zeit, mit Artillerie hinreichend versehen waren. Die zweyte Stadt der Insel war St. Jago, wo viele Handelsleute und Goldschmiede wohnten, die aber nur eine schlechte Befestigung hatte. Die übrigen Oerter in St. Domingo waren nur unbedeutende, ganz offene, von armen Menschen bewohnte Flecken.

Auf der nördlichen Küste dieses großen Eylandes, der Insel Tortuga gegen über, hatten die Franzosen nach und nach einige Wohnungen angelegt, die in dem vorbesagten Jahr 1665., als der hier geschilderten Epoche, nur mit ungefähr hundert und sechzig Menschen bevölkert waren. Dieser sehr kleine Anfang der Niederlassung in einer von den Spanischen Besitzungen sehr entfernten Ge-

gend, wurde von der stolzen Nation wenig geachtet; daher die Franzosen sowohl Zeit als Gelegenheit hatten, sich hier festzusetzen. Die Französische Colonie war wie ein junger, in einen trefflichen Boden verpflanzter, Baum, der Wurzel gefaßt hatte, und auf eine merkliche Art heran wuchs; die Spanische Colonie hingegen war einem alten hinfälligen Baume ähnlich, dessen Säfte schon vertrocknet waren. Diese Colonie der Spanier war jetzt auf ihre eigenen erschöpften Kräfte beschränkt, während die Franzosen von den ihnen ergebenen furchtbaren Bucaniern und Flibustiern unterstützt waren, deren man damals auf den Küsten von St. Domingo und auf der Insel Tortuga an dreytausend zählte; wilde Menschen, die einen Hang zur gänzlichen Unabhängigkeit hatten, sich Küstenbrüder nannten, und nur mit großer Klugheit beherrscht werden konnten.

Die von den Flibustiern am meisten besuchten Küsten waren die von Cumana, von Carthagena, von Porto Bello, von Panama, von Cuba und

Neu-Spanien, so wie die Gegenden an den Seen von Maracaibo und von Nicaragua. Es ist jedoch bemerkungswerth, daß die Flibustier die aus Europa nach America seegelnden Schiffe gewöhnlich in Ruhe ließen, weil ihnen die erbeuteten Waaren und deren Verkaufung lästig fielen; nur die mit Gold, Silber und andern kostbaren, leicht umzusetzenden Waaren beladenen Retourschiffe, hatten für sie den gewünschten Werth.

So war St. Domingo beschaffen, als der mit allen nöthigen Eigenschaften begabte neue Gouverneur d'Ogeron aus Frankreich kam. Dieser Mann hatte zehn Jahre zuvor auf der Küste von St. Domingo Schiffbruch gelitten, und war genöthigt gewesen, eine Zeit lang unter den Bucaniern zu leben. Er kannte sie also, und es war ihm um so leichter, jetzt in seiner neuen Eigenschaft, sich die Hochachtung und Liebe dieser Halbwilden zu erwerben, und ihnen Ehrfurcht gegen die Gesetze einzuflößen; auch bemühte er sich den Unternehmungen der Flibustier so viel als möglich das ihrem

Ruf so nachtheilige Ansehen von Räuberey zu entziehn, ihren Muth dem Staat nützlich, und ihre Sitten milder zu machen; dabey tolerirte er weislich, was er nicht hindern konnte, ohne die französischen Inseln und Colonien den größten Uebeln auszusetzen.

Bey den so anhaltenden und ausgedehnten Räubereyen zu Wasser und zu Lande, und bey der dadurch sich erstaunlich mehrenden Beute, mußte es in den Inseln bald an Käufern zu den geraubten Waaren und an solchen Verkaufsartikeln fehlen, die zum Bedürfniß der Flibustier gegen ihre Spanischen Thaler hingegeben werden konnten; ein Umstand, der nicht wenig beytrug, in Frankreich eine neue Westindische Handelsgesellschaft zu errichten, welchem Beyspiel die Engländer bald nachfolgten.

Schon hatte man eine solche Gesellschaft in Frankreich gehabt, mit der es nicht gut gegangen war; jetzt aber schienen die Umstände günstiger zu seyn. Die Französische Regierung

nahm daher, in Betreff ihrer Inseln, ein neues System an; sie überließ nunmehr alle ihre Colonien in den Antillen ihrer neuen Westindischen Handelscompagnie. Der Gouverneur erhielt Befehl den Einwohnern diesen Beschluß anzukündigen. Dieß war nicht leicht; da man Menschen zur Unterwürfigkeit bringen wollte, die nie von Hofbefehlen gehört, und ihre Abhängigkeit bisher nicht gefühlt hatten. D'Ogeron erklärte ihnen die Natur dieser Veränderung, und machte die nunmehr eintretenden Handelsverbote bekannt. Die Flibustier antworteten in dem ihnen eignen Ton: daß sie sich keiner Handelscompagnie unterwerfen würden; dem Könige selbst wollten sie zwar unterworfen seyn, nur müßte er ihnen den Handel mit den Holländern nicht verbieten, welchen sie sich nicht nehmen ließen, und der älter sey, als der Schutz Frankreichs. Dieser sehr bestimmten Erklärung konnte d'Ogeron nichts entgegen setzen; er mußte nachgeben.

Um die neuen Colonisten desto mehr an ein ruhiges Leben zu gewöhnen, und ihnen

etwas von ihrer Wildheit zu benehmen, ließ Ogeron hundert Mädchen aus Frankreich kommen, die gleich bey ihrer Ankunft Männer fanden. Gereizt durch den Werth, den man hier auf diese Waare legt, folgten den ersten Mädchen noch mehrere, die von der Französischen Handelsgesellschaft auf Speculation hieher gesandt, und, als Ersatz für die Reisekosten, den Meistbietenden verkauft wurden. Diese Weiber bewirkten in kurzer Zeit eine große Veränderung in dem Geist und den Sitten der Einwohner; sie theilten den wilden Männern zwar nicht Tugenden und feine Sitten mit, die sie selbst nicht hatten, aber wohl manches mit der europäischen Cultur Verwandte in Gesinnungen, Manieren und Eigenschaften; dafür die Männer ihnen aber eine kriegerische Sinnesart einimpften, die sich bey mehrern Gelegenheiten sehr wirksam zeigte. Diese wohlthätigen Bevölkerungstransporte wurden jedoch zum großen Nachtheil der Colonie nicht fortgesetzt. Man begnügte sich in Frankreich liederliche Weibspersonen auf drey Jahre zu miethen, und sie nach den Inseln

zu schicken. Hierdurch aber wurde keinesweges der Endzweck erreicht; vielmehr war es die Quelle großer Unordnungen aller Art, daher man das Mittel aufgeben mußte.

Die Franzosen hatten sich seit einiger Zeit, wie bereits oben gesagt, auf der nördlichen Küste von St. Domingo Wohnungen angelegt, die, unter Ogerons Anleitung, nach und nach erweitert, und in kleine Pflanzungen verwandelt wurden. Man nannte diesen Theil der Küste Cul-de-sac; eine Benennung, die noch jetzt Statt hat, aber einem mehr eingeschränkten Bezirk der Insel gegeben wird. Durch die weise von aller Bedrückung entfernte Regierung dieses Gouverneurs aufgemuntert, strömte alles aus den andern Inseln nach diesen Gegenden, wo die Dinge bald ein nicht zu berechnendes Ansehen bekommen haben würden, wenn der so kluge als thätige Ogeron aus Frankreich nur einigermaßen unterstützt worden wäre; allein dieß unterblieb. Indeß brach im Jahr 1667 der Krieg zwischen dieser Macht und Spanien aus. Alle

diese kleinen Niederlassungen wären nun für Frankreich verloren gewesen, wenn Ogeron sich nicht sehr geschickt der Flibustier zu bedienen gewußt hätte, die mit dem glücklichsten Erfolg Kriegsschiffe, Inseln und Festungen angriffen, und allenthalben unter den Americanischen Spaniern Schrecken verbreiteten, wie in den folgenden Abschnitten umständlich erzählt werden wird.

Ogeron machte den Entwurf, die ganze Insel St. Domingo zu erobern; die mit dem Werth derselben immer noch unbekannte Französische Regierung aber nahm darauf keine Rücksicht. Der patriotische Gouverneur ließ sich jedoch dadurch nicht niederschlagen, sondern opferte sein eigen Vermögen auf; er ließ alle Jahr drey hundert Menschen auf seine Kosten aus Frankreich kommen, und da der Krieg auch mit England fortdauerte, so wollte er selbst von Tortuga aus Jamaica angreifen, dessen Eroberung er, nach den genommenen Maßregeln, so gut wie versichert war. Die dazu versammleten Truppen lagen schon zur

Einschiffung bereit, und warteten bloß auf Pulver, welches aber nicht ankam.

Ein anderer Plan dieses Gouverneurs war bey Hofe nicht glücklicher. Er wollte eine Colonie in Florida anlegen, um dadurch den Canal von Bahama zu beherrschen, und sich Meister von dem Handel der Spanier zu machen; zu dieser Unternehmung verlangte er nichts weiter, als den Ertrag der Insel Tortuga. Auch hierauf achtete die Französische Regierung nicht, obwohl sich damals der hochberühmte Colbert an der Spitze der innern Reichs-Administration befand; ein Mann, dem die Franzosen den Flor ihrer Fabriken und Manufacturen im siebenzehnten Jahrhundert zu verdanken haben, und der in dieser Hinsicht ein Wohlthäter der Nation wurde, der aber in Betreff der Colonien, der Schiffahrt und des Welthandels, sich nicht über die eingeschränkten Begriffe seiner Zeit erhob, und dessen Geistesgröße, so wie überhaupt die fast aller hochgepriesenen Franzosen unter Ludwig XIV., bey einer critischen Beleuchtung zu einem

gewöhnlichen Maße herabschwindet. Auch Colbert hielt die Insel- und Colonie-Angelegenheiten für Gegenstände, die nicht der umständlichen Beschäftigung der Regierung würdig, sondern mehr für die Handelsgesellschaften geeignet wären. Es war sein Grundsatz, daß diese ihre Privilegien hätten, und ihre Vortheile nicht verkennen würden, woraus denn Nationalvortheile erwachsen müßten. Man sahe also in Frankreich gelassen zu, daß die Engländer sich in eben dem Theil von Florida, den Ogeron zur Niederlassung vorgeschlagen hatte, niederließen, und nach ihrem König Carl II. diesem Lande den Namen Carolina gaben; obwohl es wegen zweyer vormaliger Etablissements der Franzosen lange Französisch Florida geheißen hatte.

Ogeron that bey diesem Mangel an Unterstützung was er konnte, und suchte wenigstens auf der nördlichen und westlichen Küste von St. Domingo die Französischen Niederlassungen zu vermehren. Auch fanden sich durch seine Aufmunterung hier wieder Buca-

nier ein, die ihr altes Gewerbe trieben, und diesem Theil der Insel zur Besatzung dienten.

Im Jahr 1670 entstand hier eine förmliche Empörung, veranlaßt durch die den Handelsgesellschaften gewöhnlichen Bedrückungen. Da Ogerons sanfte Maßregeln den Aufruhr nicht zu stillen vermochten, so war er gezwungen ernste zu nehmen. Hierdurch aber wurde nichts ausgerichtet, und er verlor dabey seine Popularität. Es kamen ihm Kriegsschiffe zu Hülfe; allein auch diese mußten, nach einigen Gefechten, sich entfernen, ohne die Empörer zur Unterwürfigkeit gebracht zu haben. Sie thaten dieß Unterwerfen endlich von selbst, da sie sahen, daß während dieser Tumulte keine fremden Schiffe kamen, und mit Grunde vermutheten, daß die verlängerte Fehde mit der Französischen Regierung ihnen noch anderweitigen Nachtheil bringen würde. Die verlangten und von dem hülflosen Gouverneur gerne zugestandenen Bedingungen der Unterwürfigkeit waren: eine Amnestie, und die Freyheit für alle Französische Schiffe, gegen eine Abgabe

von fünf vom Hundert an die Compagnie, längs den Küsten von St. Domingo und Tortuga Handel zu treiben. Nur ein kleiner Haufen unter Anführung eines Franzosen, Namens Limousin, widersetzte sich diesem Vertrag. Ogeron, begleitet von einem Priester und einem Henker, suchte diesen Menschen selbst auf, fand ihn in seiner Hütte schlafend, und ließ ihn sofort aufhängen. Hiermit war die Empörung völlig zu Ende; da sich ohnehin den Ruhefeinden andre Beschäftigungen zeigten; denn als gleich darauf im Jahr 1672 der Krieg der Franzosen gegen die Holländer ausbrach, der eine reiche Beute versprach, so gesellten sich viele Colonisten zu den Flibustiern. Bald nachher fing auch der Krieg mit den Spaniern an, und nun war Ogeron gewiß, bey der geringsten Unterstützung von der Regierung, die ganze Insel St. Domingo zu erobern. Er ging deshalb selbst nach Frankreich, wo er aber krank nach Paris kam, und gleich darauf starb. Bey allen den vielen Erwerbmitteln war er arm geblieben; er hinterließ seinen Erben nichts, als die gerechtesten

aller Forderungen, seine Ansprüche auf die von der Regierung für seine baaren Auslagen ihm schuldigen Summen, die jedoch ihnen nie bezahlt wurden.

Ogerons unmittelbare Nachfolger im Gouvernement jener Gruppen von kleinen Colonien, Pouancey und Cussy, sanctionirten in vielen Administrationszweigen dessen Anordnungen, und blieben seinem Hauptsystem getreu, die Flibustier mit großer Behutsamkeit zu behandeln, und sich ihrer zum Dienst Frankreichs zu bedienen. Viele ihrer Thaten, vielleicht die meisten, die man in der Folge lesen wird, hatten ihre Quellen in solchen Aufmunterungen, und in der Gewißheit, bey Unfällen sichre Zufluchtsörter zu finden.

Schon vor der im ersten Abschnitt erzählten, durch die Umstände erzwungenen, förmlichen Vereinigung der Bucanier mit den Flibustiern betrachteten diese Menschen sich, durch gegenseitige Bedürfnisse unter einander verbunden, als Freunde, und, da beide Theile

geschworne Feinde der Spanier waren, auch als Bundsgenossen. Das Bedürfniß hatte gleich Anfangs diesen Bund erzeugt; denn da ihnen so manche zu ihrem Gewerbe und Unterhalt nöthigen Dinge von außen her zugeführt werden mußten, so verursachte dieß Unbequemlichkeiten. Man half diesen dadurch ab, daß ein Theil der Bucanier, denen das Jagdleben am wenigsten behagte, das Seeleben ergriff, da sie denn die Bedürfnisse auf ihren Canots selbst herbey hohlten. Anfangs geschah dieß durch Tauschungen, da es aber oft an den benöthigten Artikeln zum Tausch, oder Einkauf, auch wohl an Käufern der Häute und an Tauschern fehlte, so erlaubte man sich nicht selten Gewaltthätigkeiten. Dieß führte sehr natürlich zum Seeraub, der zuerst von diesen Flibustiern nur beschränkt und bey geringen Zwecken, hernach aber mehr ausgedehnt, und gewissermaßen systematisch von ihnen getrieben wurde.

Man konnte diese sogenannten Küstenbrüder, die in der größten Harmonie lebten, also

als in drey Classen vertheilt ansehen. Die eine bestand aus den jagenden Bucaniern; die andre nicht zahlreiche Classe, der man zur Unterscheidung den Namen Einwohner gab, bearbeitete das Land; während die dritte, die eigentlichen Flibustier, auf den Seeraub ausging.

Ein solcher Erwerbzweig hatte für alles liederliche Meergesindel etwas sehr Anziehendes; auch gesellten sich bald viele Matrosen von Kriegs- und Kauffarthеyschiffen, dürftige Colonisten, und andre kühne Abenteurer, ohne Rücksicht auf Nation, Religion und Sprache, zu diesen Flibustiern, die endlich eine verworrene, bloß durch Raubgier zusammen gehaltene Masse von Franzosen, Engländern, Holländern, Portugiesen und andern Europäischen Nationen aufstellten. Den Spaniern allein, die von allen gehaßt waren, und denen es eigentlich galt, da deren Schätze der Hauptgegenstand der Unternehmungen waren, wurde die Gunst versagt, Mitglieder dieser bewaffneten Brüderschaft zu seyn. Ueberdieß war auch

eine solche Zulassung nicht denkbar, da die Flibustier, von der Entstehung ihres Bundes an, bis zu dessen Endschaft, diese Nation als ihre Todfeinde betrachteten.

Die vorerwähnten Abtheilungen der Flibustier im Gewerbszweige fanden jedoch erst in Tortuga und St. Domingo statt; denn ursprünglich hauseten sie auf der Französisch-Westindischen Insel St. Christoph, von wo sie, geschützt von dem dortigen Gouverneur, in kleinen Fahrzeugen ausliefen, und eine im Anfang unbedeutende Caperey trieben; auch konnten sie in diesem Zustande sich noch keiner Selbstständigkeit rühmen. Bald hernach aber warfen sie ihre Augen auf Tortuga, eroberten diese zu ihrem Gewerbe so trefflich gelegene Insel von den Spaniern, und in der Hoffnung sich dort behaupten zu können, wählten sie solche zu ihrem Wohnsitz. Diese Orts-Veränderung wurde die Grundlage von der Flibustier Wichtigkeit, und die Veranlassung aller ihrer nachherigen Thaten. Die Leichtigkeit der Besitznahme lud dazu ein, die

auch mit großen Vortheilen verbunden war; denn die ganze Nordküste der Insel war allen Schiffen und Fahrzeugen, selbst den Canots unzugänglich; nur auf der südlichen Küste war ein einziger Hafen, oder vielmehr eine sichre Rhede, deren Zugang leicht vertheidigt werden konnte.

Die in America an Inseln und Ländern so reichen Spanier hatten diese ganz nahe bey Hispaniola, oder St. Domingo — wie sie nach ihrer Hauptstadt von den Franzosen und hernach von allen Europäern genannt wurde — liegende kleine Insel Tortuga nicht geachtet; nur fünf und zwanzig Mann hielten solche besetzt; diese wurden leicht vertrieben, nachdem die sich eben formirenden Freybeuter die bisher zu ihrem Gewerbe im Kleinen benutzte Insel St. Christoph wirklich verlassen, und Tortuga zu ihrem künftigen Mittelpunct ausersehen hatten. Diese Besitznahme, die im Jahr 1632 geschah, konnten jedoch die benachbarten, durch die Ankunft ihrer Indischen Flotte zu St. Domingo muthig gemachten,

Spanier unmöglich dulden; um die Insel wieder zu erobern, und die Feindseligkeiten zu rächen, wählten sie die Zeit, da die Bucanier auf ihren Jagden und die Flibustier auf ihren Fahrten waren, landeten auf der Insel, und hieben alle Einwohner, die sie antrafen, nieder; mehrere derselben ließ der zur Flotte gehörige Spanische General, der die Eroberer selbst angeführt hatte, aufhenken; die übrigen waren so glücklich in der Nacht auf ihren Canots zu entkommen.

Die Flüchtlinge warteten bloß die Abfahrt der Flotte nach Europa ab, um sich wieder in den Besitz ihrer auserwählten Insel zu setzen, welches ihnen auch nicht schwer fiel. Indeß sahen die Flibustier wohl ein, daß ein solches so nahe an einer großen Colonie liegendes Eyland, besonders in ihrer Abwesenheit, beständig den Angriffen der Spanier bloß stände, und ohne Europäischen Schutz nicht zu behaupten sey; sie bewirkten daher, daß der sie beschützende Französische Gouverneur der Insel St. Christoph, ihres vorigen Wohnsitzes, der Ritter

Poincy, die Insel von den Franzosen unter Anführung eines Glücksritters Namens le Vasseur in Besitz nehmen ließ. Unverzüglich wurde von ihnen hier ein Fort am Meerufer auf einen Felsen gebaut, und nun strömten die Bucanier und Flibustier von allen Seiten herbey, überzeugt unter einem ihnen ergebenen Gouverneur einer großen Macht Schutz bey ihren Unternehmungen zu finden, und jetzt den Spaniern trotzen zu können. Diese machten nun, aber zu spät, einen kühnen Versuch die Franzosen wieder zu vertreiben; allein die neuen Besitzer warfen sich in ihr Felsenfort, und, kräftig unterstützt von den Bucaniern, schlugen sie die Spanier mit großem Verlust zurück. Einige Zeit nachher wurde le Vasseur von zwey zu seinen Söhnen angenommenen Französischen Officiers ermordet. Die Mörder wollten sich zu Herren der Insel machen, allein der aus St. Christoph mit zwey Kriegsschiffen gesandte Ritter Fontenay vernichtete dieß Vorhaben, übernahm förmlich das Gouvernement der Insel, und betrug sich lobwürdig; auch

herrschte zwischen ihm und den sich immer mehr verstärkenden Flibustiern eine große Eintracht.

Diese Freybeuter hatten jetzt ein sehr leichtes Spiel. Rastlos umkreuzten sie die ihnen so außerordentlich nahe liegende Insel St. Domingo, aus welcher sich kein Schiff oder Fahrzeug mehr wagen konnte; es wurde gleich weggekapert, nach der so nahe liegenden Insel Tortuga gebracht, und hier den Bundsgenossen übergeben, so daß sie unverzüglich am folgenden Tage schon wieder nach ihren Stationen absegeln konnten. Dieß gelassen zu ertragen, war den Spaniern unmöglich; sie zogen eine beträchtliche Zahl Landtruppen zusammen, landeten auf der Insel Tortuga, fanden einen Felsenweg zu einer das Fort beherrschenden Anhöhe, und zwangen es nun bald zur Uebergabe. Die Bucanier zerstreuten sich, kamen aber mit ihren seefahrenden Bundsgenossen, den Flibustiern, bald wieder, stiegen zur Nachtzeit in Canots ans Land, überrumpelten das Fort, und wurden nun abermals Meister

der Insel. Beständig den ihnen so nöthigen Schutz einer Macht vor Augen habend, riefen sie einen Französischen Edelmann, den bereits oben genannten du Rausset, zum Gouverneur aus, der auch von der Französischen Regierung bestätigt wurde.

So setzten diese Bundesbrüder — deren denkwürdige Epoche man von dem Pyrenäischen Frieden im Jahr 1659 an rechnen kann — ihr Handwerk fort, und raubten selbst mitten im Frieden, bald unter Französischer, bald unter Englischer Flagge, nachdem Convenienz und Umstände es erheischten. Auf die in solchen Friedenszeiten wiederhohlt eingehenden, großen, in Paris und London laut tönenden, Klagen der Spanier, erfolgte immer die Antwort: „daß die Französischen und Englischen „Räuber ihre Feindseligkeiten nicht als Unterthanen der Könige und Regierungen ausübten, daher man gegen sie mit aller Strenge „verfahren könnte; daß kein Caperbrief an „sie gegeben worden, und auch die Statt„halter der Inseln die bestimmtesten Befehle

„bekommen hätten, diesen Seeräubern nicht „die geringste Beyhülfe zu gewähren.“ Man rief auch, um diese politische Farce desto besser fort zu spielen, von Zeit zu Zeit Gouverneure zurück, die der Begünstigung der Flibustier zur Zeit des Friedens von dem Spanischen Hofe angeklagt worden waren, und sandte andre an ihre Stelle, die nun, in Betreff jener getadelten Unterstützung, gerade die Fußstapfen ihrer Vorgänger betraten, und oft noch weiter gingen.

Die Caperbriefe wurden von diesen Freybeutern im weitesten Umfange benutzt. Auch achteten sie, wenn sie dergleichen in ihren Händen hatten, die in Europa geschlossenen Friedenstractaten nur wenig. Sie stellten sich unwissend über diesen Punct; das erhaltene Patent, das man von ihnen sehr schwer wieder zurück bekommen konnte, gab ihren Capereyen eine Art Gesetzmäßigkeit, und so dehnten sie ihre Raubtermine aus, bis wieder ein Krieg ausbrach, der sodann das Vergangene, so wie das Zukünftige, förmlich sanctionirte.

Es war besonders der beständig, wo nicht im Kriege, doch in öffentlichen, oder heimlichen Fehden begriffenen, Französischen Regierung nicht gleichgültig, in einer entlegenen Weltgegend Schaaren muthvoller Kämpfer zu haben, die ihr gar nichts kosteten, im Gegentheil ansehnliche baare Vortheile verschaften; denn es wurde in jener Zeit förmlich unter der Sanction der Französischen Admiralität festgesetzt, daß die Freybeuter den zehnten Theil ihrer Beute dem Gouverneur von Tortuga, oder von St. Domingo einliefern sollten. Um die Masse dieser Beute zu vermehren, und dem verliehenen Schutz der Regierung, durch den Schein der Rechtmäßigkeit solcher Raubzüge, ein ehrsames Ansehn zu geben, verschafte Frankreich den Flibustiern auch von den damals mit den Spaniern kriegenden Portugiesen Caperbriefe. Die Insel Tortuga bekam nun sehr bald die Gestalt einer Colonie. Eine Menge Menschen aus Frankreich siedelten sich hier an, da denn, so wie auf der Insel St. Domingo geschehn war, auch hier die Stier- und Schweinsjagd aufhörte, und mit

derselben auch die wenigen noch übrigen Bucanier fast alle eingingen, die sich nun größtentheils mit ihren alten Genossen, den Flibustiern, vereinigten und das Seeleben ergriffen.

Es trafen hier viele Familien aus Bretagne und Anjou ein, desgleichen ganze Ladungen durch die Beute gelockter heurathslustiger Mädchen, die mehrentheils den Flibustiern zu Theil wurden, deren Zahl immer mehr und mehr zunahm.

So aufgemuntert, durch die Aussicht zu großer Beute, durch Wohlleben und durch Schutz, wurde die Räuberey der Flibustier gleichsam veredelt, und mit den gewöhnlichen Kriegszügen in eine Classe gesetzt. Sehr viele Pflanzer verließen nun ihre Nahrungszweige, suchten sich kleine Fahrzeuge zu verschaffen, um auch durch Seeräuberey sich zu bereichern, und so sich den Flibustiern anzuschließen. Da solche Fahrzeuge nicht leicht zu bekommen waren, so warfen sie sich in ihre Canots und

kreuzten im Meer umher, Schiffe zum Capern aufzusuchen. Ihr bey solchen Anfangs-Versuchen mehrentheils befolgter Plan war, am Vorgebirge Alvarez den Spaniern aufzulauern, die hier gewöhnlich in kleinen Schiffen Handelsproducte für die Havana hinbrachten. Der Entwurf glückte immer; sie nahmen eine Menge dieser wohlbeladenen Fahrzeuge weg, und führten sie nach Tortuga, wo sie die ganzen Ladungen an Europäische Schiffer verkauften. Nun waren sie im Stande sich mit allen Nothwendigkeiten zu versehn, und größere Fahrten zu thun. So waren die gewöhnlichen Fortschritte dieser Bundesbrüder. Hatten sie ihre Canots oder schlechten Kähne erst mit wirklichen Fahrzeugen vertauscht: so besuchten sie die Mexicanischen Küsten, und caperten hier in sehr kurzer Zeit viele kleine und selbst große Schiffe, die desto leichter wegzunehmen waren, da sie keinen Angriff in diesen Meeren ahneten; unter andern nahmen sie hier zwey große mit Silber beladene Spanische Schiffe weg, die nach den Caraccas bestimmt waren. Alles wurde nach Tortuga gebracht, wo jetzt

jedermann an einem so einträglichen Gewerbe Theil nehmen wollte; daher man auch hier sehr bald über zwanzig Raubschiffe zählte.

Diese Insel wurde nun der Mittelpunct der Flibustier; sie waren gewiß hier Schutz und alle Bedürfnisse, selbst jede Belustigung zu finden, die ihrem rohen Leben angemessen war. Freßgelage, starke Getränke, Spiel, Musik, Tanz und Mädchen, gehörten immer nach ihrer Landung zur Tagesordnung, unter beständigen Abwechselungen von einer Morgenröthe bis zur andern. Die Krone dieses Lusttaumels waren die liederlichen Weibspersonen, die denn auch durch Wohlleben und reichlichen Verdienst herbeygelockt, von jeder Farbe und Nation aus allen Inseln sich hier einfanden.

Endlich aber wurde die Regierung in Paris mit dem fortdauernden, wenig beschränkten, Schutz der Flibustier unzufrieden; sie glaubte in der großen Entfernung die Dinge richtiger zu sehen, als ihre auswärtigen Beamten, die solche vor Augen hatten. Im Jahr

1684 schickte sie zwey Commissarien, die Ritter St. Laurent und Begon, nach St. Domingo, um hier alle Mißbräuche abzustellen. Diese Männer waren auch von Vorurtheilen und Ideen von unbedingter Unterwürfigkeit in Hinsicht der damals noch drey tausend Mann starken Flibustier beherrscht, als sie in Westindien ankamen. Sie erstaunten, daß man die Freybeuter nicht anhielt, weder bey ihrem Einlaufen noch Auslaufen in Französischen Häfen förmliche Erklärungen zu thun: über die Zahl ihrer Mannschaft, über ihre Todten, über ihre Beute, über ihren Handel u. s. w.; daß man ihr Verkehr mit den Engländern, selbst zur Kriegszeit mit dieser Nation, zugäbe; daß man ihnen die Justizpflege unter sich überließe, und so viele andere Autoritätshandlungen gestattete; endlich auch in Ansehung des für die schützende Regierung stipulirten Zehnten von der Beute, es ihrer Willkühr anheim stellte, ob sie solchen erlegen, oder nicht erlegen wollten.

Alle diese Freyheiten aber gehörten zum Wesen der Freybeuterrepublik, die bey Frank-

reichs schwacher Lage in Westindien mit großer Schonung behandelt werden mußte. Dieß machte man den Commissarien bald begreiflich; sie wurden auch von der Triftigkeit dieser Gründe vollends durch das große Argument überzeugt: daß diese Flibustier, obwohl größtentheils Franzosen und die Oberherrschaft Frankreichs anerkennend, doch voll von ihren tiefgewurzelten Ideen von Unabhängigkeit, bey dem geringsten Zwang sich den Engländern in die Arme werfen würden; sie traten daher sogar selbst als Sachwalter der Flibustier bey der Regierung auf.

Ludwig XIV. und seine Minister aber waren bey ihrem Stolz nicht so leicht zu überzeugen. Der Staatsminister, Marquis von Seignelay, schrieb aus Paris nach Tortuga an die Commissarien, „daß sie über die Flibustier nicht richtig urtheilten; daß der „Seehandel der Spanier nicht vernichtet werden müßte, da derselbe nicht sowohl dieser „Nation, als den andern Europäischen Völkern gehörte; daß die Franzosen davon den

„größten Nutzen zögen, und daß man sich be„sonders bemühen müßte, die Flibustier vom „Seeleben abzuziehn, und sie zu cultivirenden „Landbewohnern zu machen.“

Diese Aeußerungen waren politisch richtig und wohl überdacht, allein in der Ausführung war dergleichen unmöglich. Der Gouverneur Cussy, der sich durch seinen Muth, seine Tugenden und seine Uneigennützigkeit bey den Freybeutern in Achtung gesetzt hatte, und überhaupt ein würdiger Nachfolger Ogerons war, machte dennoch einen Versuch, den Wunsch des Hofes zu erfüllen; allein sein Antrag zu einem stillen Leben empörte die an Wildheit und Ueppigkeit gewöhnten Flibustier, die von diesem Augenblick an alles Vertrauen zu ihm verloren, und seine erklärten Feinde wurden. Er ließ jedoch, besonders da ein Waffenstillstand mit Spanien alle kriegerische Unternehmungen entfernte, von seinem Eifer, nach Möglichkeit die Einschränkungsbefehle des Hofes zu vollziehn, nicht nach, und verursachte dadurch, daß die Colonie

die Hälfte dieser furchtbaren Miliz verlor; eine Trennung, die im Jahr 1684 den hochberühmten, ja man kann wohl sagen, unsterblichen, Zug der Flibustier nach dem Südmeer erzeugte, der an seinem Ort beschrieben werden wird.

Dritter Abschnitt.

Wir wollen nun noch zur nähern Kenntniß der Flibustier, die wir bald gewerbmäßig handeln sehen werden, eine Schilderung ihrer Sitten, ihrer Lebensweise, ihrer Grundsätze und Gesellschaftsregeln, machen. Die letztern waren eigentlich auf kurze Termine, oder auf einzelne Expeditionen, gemachte Verträge, die manchmal wohl von den Befehlshabern verletzt, von den als Soldaten untergeordneten Flibustiern aber genau wie Gesetze befolgt wurden.

Als Menschen hatten diese, in Betreff ihrer brüderschaftlichen Organisation, schon in den vorigen Abschnitten bezeichneten, Fli=

bustier große Begriffe von ihrer Unabhängigkeit, so daß ein jeder sich alles erlaubte, was ihm gut dünkte, ohne sich um den andern zu bekümmern, und dessen Wohlgefallen oder Mißfallen in Erwägung zu ziehn. Dieß war auch der Fall selbst auf ihren kleinen, offenen Fahrzeugen, wo einige, denen es einfiel, sangen, schrieen und lärmten, und dieß während ihre Kameraden schlafen wollten, die sich nicht einmal darüber beklagen durften; denn diese und ähnliche selbst erzeugte Unbequemlichkeiten, die ihren Muth schärften, oder ihre Geduld erprobten, oder sie zu Entbehrlichkeiten abhärteten, oder sie zu Anstrengung ihrer Kräfte vermochten, mußten ohne Murren ertragen werden. Dieß gehörte zu den Grundsätzen der Flibustier, so wie auch eine große Treue gegen einander ihnen eigen war. Verletzte jemand dieselbe, so daß er seinen Kameraden bestahl, so war eine grausame Strafe sein Loos; er wurde förmlich seines Namens und seiner Eigenschaft als Flibustier verlustig erklärt, sodann ohne Lebensmittel und Kleider auf einer wüsten Insel ausgesetzt, und

so ohne Barmherzigkeit seinem schrecklichen Schicksal überlassen.

Ihre Geduld war unglaublich. Sie ertrugen Hunger und Durst, Mangel aller Art und die größten Mühseligkeiten mit einem Gleichmuth, der Erstaunen erregte; und kein Entbehrniß war im Stande bey ihnen Murren zu erzeugen.

Man gab ihnen den Namen Flibustier, eine Benennung, die von dem Englischen Wort Free Booter (Freybeuter) herkommt, das hernach von den Franzosen verstümmelt, und durch eine falsche Aussprache in das noch fortbestehende, gangbare Wort Flibustier umgestaltet wurde. Dieser Name, der zu sehr an ihr Raubgewerb erinnerte, war ihnen jedoch nicht angenehm; sie zogen wegen des mehr ehrsamen Gewerbes den Stammnamen Bucanier vor. Noch lieber aber nannten sie sich Küstenbrüder.

Die Entschließungen dieser Menschen waren sehr rasch und wurden fast nie abgeändert.

Sobald jemand sein Wort gegeben hatte, so konnte er es nicht wieder zurück nehmen; er war fest gebunden, und oft wurde dieß Jawort auf den bloßen Antrag, an einer vorhabenden Unternehmung Theil zu nehmen, gegeben. Nach den Beschlüssen und Zusagen stellten sie erst Ueberlegungen an; aber nicht über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit des guten Erfolgs, sondern nur allein über die besten Mittel zur Ausführung.

Im Anfang hatten sie nur kleine armselig ausgerüstete, unbedeckte Fahrzeuge, Barken und Canots, ja ganz gemeine Böte, worin sie auf einander gedrängt, kaum Platz hatten sich zum Schlafen auszustrecken, und wo sie, nebst den Seegefahren auf so kleinen Behältnissen, bey Tage und bey Nacht jeder Witterung ausgesetzt, überdieß auch mit Lebensmitteln fast immer kärglich versehn waren. Dieser elende Zustand war ein Anreizungsmittel mehr, alle Kräfte anzustrengen, um durch die Eroberung von Schiffen ihre Lage zu verbessern. Oft quälte sie der Hunger, wenn sie auf

ihren Böten dahin schwammen; daher denn bey ihnen beym Anblick eines Schiffs, weder die Zahl der Canonen, noch der Mannschaft ihrer Gegner, erwogen wurde, und überhaupt keine Berechnung von der Größe der Gefahr bey ihnen statt fand. Sie wollten und mußten siegen, und siegten. Dieß geschah immer durchs Entern, worin sie sehr geschickt waren. Von allen Seiten erkletterten sie in der Geschwindigkeit die zum Gefecht ganz unvorbereiteten Schiffe, die bey der Annäherung eines offenen Bots nicht einmal die Möglichkeit einer Gefahr ahneten. Hatten sie einmal auf dem Verdeck festen Fuß gefaßt, so war das Schiff ihre. Der Gefahr, wenn man sich zu ihrem Empfang gerüstet hatte, durch Canonen in Grund geschossen zu werden, wußten sie durch geschickte Wendungen ihrer Fahrzeuge vorzubeugen; überdieß gaben sie den Schiffen nie die Seiten dieser Fahrzeuge bloß; nur das eine Ende kehrten sie bey der Annäherung dahin, während die aufrecht stehenden, im Schießen geübten Flibustier nach den Canonirern zielten, und durch deren Tod oder Verwundung auf

dem Verdeck immer Verwirrung anrichteten. Die Gewißheit, daß man mit Flibustiern, also mit unbezwingbaren Menschen, die durchaus siegen mußten, zu thun hatte, lähmte alle Anstalten zur Vertheidigung; man dachte gewöhnlich nur durch eine schleunige Ergebung die Barmherzigkeit dieser Freybeuter rege zu machen, die bey einem gereizten Unwillen, oft den Proceß der Ueberwundenen kurz endigten, indem sie solche alle ins Meer warfen.

Bey allen diesen Grausamkeiten, und obgleich das ganze Leben der Flibustier nichts, als eine ununterbrochene Kette von Verbrechen und Lastern war, so hielten diese Bösewichter, ganz so wie die Italienischen Banditen, doch viel auf die äußern Religionsformen. Bevor es zum Gefecht ging, waren sie andächtig, beteten ernstlich, und schlugen sich dabey als reuige Sünder mit geballten Fäusten auf die Brust; sodann söhnten sie sich alle unter einander aus, baten sich gegenseitig die angethanen Beleidigungen ab, und umarmten sich zum Zeichen der brüderlichen Versöhnung.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Die bey ihrem Waldleben minder an Raub gewöhnten Bucanier waren jedoch etwas bessere Menschen, als die Flibustier; dabey zeigte sich auch der Unterschied, daß diese letztern einige religiöse Ideen mehr hatten, und bisweilen sich mit kirchlichen Ceremonien befaßten; hingegen die andern, bey weniger Lastern, sich fast gar nicht um die Lehren und Vorschriften ihrer Kirche bekümmerten. Nach der Vermischung beider Classen hörte dieser Unterschied auf, und beide hatten bey ihren Greuelthaten sich einander nichts vorzuwerfen. Alle gleichzeitige Schriftsteller, Menschen, die unter ihnen gelebt, ja solche, die mit ihnen geraubt haben, bezeichnen sie einstimmig als bösartiger, wie die meisten der durch ihre Barbarey fürchterlichsten Wilden in America, und daß sie, mit Ausnahme einer gewissen, unter ihnen herrschenden gegenseitigen Treue, und der Entsagung Menschenfleisch zu essen, durch nichts von den rohesten Canibalen sich unterschieden. Diese Schilderung ist jedoch etwas übertrieben, wie man aus ihrer Geschichte sehen wird.

Das Raubgewerbe war zu einträglich, und zu sehr den wilden Sitten dieser unmoralischen Menschen angemessen, um es nicht leidenschaftlich zu treiben. Sie sahen aber ein, daß, wenn sie ihre Vereinigung befestigen, die zu hoffende Beute sichern, und das Leben auf ihre Weise genießen wollten, eine Art Ordnung und Uebereinkunft durchaus nothwendig wäre. So entstand ein Reglement, der Codex dieser Seeräuber, den sie beym Eintritt in die Societät alle beschwuren, und diesen Eid, in Ermangelung der Schreibkunde, mit Kreuzen bezeichneten. Es war ein kurzgefaßtes Gesetzbuch, das von allen diesen schwimmenden kleinen Raubrepubliken mit geringer Abweichung angenommen wurde, und auch noch, im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, nach gänzlicher Erlöschung der Flibustier, von den einzelnen Freybeutern, die nach dem Spanischen Successionskriege die Meere der entlegenen Welttheile unsicher machten, größtentheils beybehalten ward.

Einige Artikel desselben verdienen bemerkt zu werden. So wie man in unsern Tagen in

Frankreich die neue Ordnung der Dinge mit der Erklärung der Menschenrechte anfing, — leider, noch ehe man die Menschenpflichten gehörig bestimmt hatte! — so stand auch an der Spitze dieses Raubreglements die Erklärung der Gleichheit, und der daraus entspringenden Rechte; daß nehmlich ein jeder Küstenbruder das Recht hätte, bey wichtigen Ereignissen seine Stimme zu geben; daß er ferner gleiche Ansprüche wie alle andre auf die zu irgend einer Zeit erbeuteten frischen Lebensmittel und starken Getränke hätte, und sich ihrer nach Wohlgefallen bedienen könnte; es sey denn, daß eintretender Mangel, fürs allgemeine Beste, eine durch Stimmenmehrheit beschlossene Einschränkung nothwendig machen sollte.

Keine Frauensperson, auch kein Knabe wurde auf den Schiffen geduldet, um Eifersucht und Zänkereyen vorzubeugen. Wagte es jemand ein Mädchen, oder eine Frau verkleidet auf ein Schiff zu bringen, so wurde er bey der Entdeckung mit dem Tode bestraft. Eine

gleiche Strafe stand auf die Desertion vom Schiffe, oder wenn jemand während dem Gefecht seinen Posten verließ.

Der Diebstahl wurde auch sehr strenge bestraft, wie bereits oben bemerkt worden. Einige dieser Republiken modificirten oder verstärkten auch die Strenge. Das letztere thaten besonders die Franzosen. Wenn bey ihnen einer den andern bestahl, und die That erwiesen war, so schlitzte man ihm die Nase und die Ohren, sodann wurde er ans Land gesetzt, nicht auf eine unbewohnte Insel, aber doch irgendwo, wo man gewiß war, daß er kein gutes Schicksal haben würde. Hatte er aber das Eigenthum der Gesellschaft angegriffen, Geld oder Effecten gleichviel, und der Diebstahl betraf nur den Werth eines Piasters, so wurde er maronirt; das ist: er wurde an das Ufer eines unbewohnten Vorgebirgs, oder Insel ausgesetzt, wobey man ihm bloß eine Flinte, etwas Bley, eine Bouteille voller Pulver und eine andre mit Wasser gefüllt zu seiner ganzen Subsistenz mitgab.

War das Verbrechen zweifelhaft, so wurde eine Jury ernannt, darüber zu entscheiden, da denn diese Bösewichter, wenn sie Engländer oder Holländer, also Protestanten, waren, nach Art der Brittischen Gerichtshöfe mit der Bibel in der Hand eingeschworen wurden. Die Franzosen und andre Catholiken schwuren aufs Crucifix. Kleinere Vergehungen bestrafte ein eigner von der Schiffsgenossenschaft erwählter Richter, der sogar das Recht hatte, die Verbrecher prügeln, oder peitschen zu lassen.

Oft wurden auch, nach Beschaffenheit der Umstände, die bey ihnen jedesmal alles entschieden, für einzelne Gesellschaften durch Stimmenmehrheit sanctionirte Privatgesetze gemacht, die sonst nicht allgemein waren. So wurden zu gewissen Zeiten, die Nothzucht, die Trunkenheit, der Ungehorsam gegen die Befehle der Obern, die Verlassung eines Postens ohne Ordre, selbst in der Entfernung vom Feinde — in dessen Nähe mit dem Tode — durch den Verlust des Beuteantheils bestraft.

Das Schlagen unter einander am Bord des Schiffs war auch verboten. Entstanden Zänkereyen, so wurde das Weitere ausgesetzt, bis man das Land betrat, da denn der Streit mit Schwertern und Pistolen, im Beyseyn eines Schiffsbeamten, ausgemacht wurde. Man schoß erst auf einander, und wenn die Kugeln nicht trafen, so schritt man zu den Hieben mit Schwertern; da denn die erste blutende Wunde den Besiegten bezeichnete, und den Kampf endigte.

Es war für jeden eine Obliegenheit, seine Waffen, Flinte; Pistolen und Schwert im besten Stande zu erhalten. Diese Pflicht artete in einen Luxus aus. Die Flibustier suchten einander durch die Schönheit und Pracht ihrer Waffen zu übertreffen, so daß sie oft dreyßig, auch vierzig Pfund Sterling für ein Paar Pistolen gaben. Diese trugen sie, über die Schultern hangend, an seidenen Bandoliren von verschiedenen Farben.

Feuer und Licht sollte, nach den Gesetzen, um acht Uhr auf allen Schiffen ausgelöscht

werden, und nach dieser Stunde die Trinker gehalten seyn, aufs Verdeck ihre Kannen und Becher zu leeren. Eine andere Verordnung untersagte ihnen, mit Würfeln oder Karten um Geld zu spielen. Diese beiden Gesetze aber wurden am wenigsten beobachtet, und nicht selten waren die auf unmäßiges, rastloses Trinken und Spielen erpichten Anführer die ersten, die diese so heilsamen, auf Harmonie abzweckenden Gesetze übertraten.

In Betreff der Beutevertheilung bestimmte eine jede Genossenschaft das Nöthige. Ein jeder Flibustier machte einen schriftlichen Vertrag mit seinem Anführer, worin er ihm Gehorsam angelobte, und im Verweigerungsfall sich aller Ansprüche auf die nach vollendeter Reise zu theilende Beute begab. Auch mußte er ihm diesen Gehorsam durch einen förmlichen Eid zusichern. Mit den Eidschwüren war man überhaupt nicht sparsam, und mußten auch die Anführer nach jeder Expedition schwören, nichts von der Beute für sich entwandt zu haben. Alle mußten diese Ver-

träge eingehn, und wer schreiben konnte, solche unterzeichnen. Dem Anführer, — der gewöhnlich auch die zur Ausrüstung nöthigen Gelder vorschoß, die man von der Beute zurückbezahlte — so wie allen Schiffsbeamten, ferner dem Wundarzt, den Schiffszimmerleuten u. s. w. wurde ein bestimmter Gehalt ausgeworfen, dabey den Verstümmelten außer ihrer Dividende noch Schadloshaltungen ausgesetzt: für den Verlust des rechten Arms sechshundert Spanische Thaler, oder sechs Sclaven; für den linken Arm oder das rechte Bein, fünfhundert Spanische Thaler, oder fünf Sclaven; für das linke Bein vierhundert, und für ein Auge, so wie auch für einen Finger hundert Spanische Thaler, oder einen Sclaven. Alles dieß, so wie die andern Vorschüsse zur Schiffsausrüstung, wurden erst abgezogen, ehe man zur Theilung der Beute schritt. Der Capitain erhielt einen sechsfachen Antheil, die andern Schiffsofficiere drey, einige nur zwey; alle übrigen aber nur einen Antheil.

Die Schiffsjungen waren dabey am schlechtesten bedacht, und mußten sich mit der Aus-

sicht aufs Künftige trösten; sie bekamen, nebst ihrer Beköstigung, von der Beute nur einen halben Antheil; dafür hatten sie, außer der gemeinschaftlichen Gefahr bey Gefechten und der mannigfaltigen Schiffsarbeit, noch die Obliegenheit, die Schiffe, die man auf offener See weder verkaufen, noch aus Mangel an Mannschaft mitnehmen konnte, in Brand zu stecken.

Bey diesen regelmäßigen Vertheilungen der Beute waren auch Belohnungen für ausgezeichnete Thaten festgesetzt. Wer eine feindliche Flagge vom Schiffe wegnehmen, und an deren Stelle die Flagge der Freybeuter — die Französische oder Englische, unter denen sie immer nach Maßgabe der Umstände und der Majorität der Flibustier segelten — aufpflanzen würde, sollte, außer seinem Antheil, funfzig Piaster erhalten.

Auf die Einbringung eines Gefangenen, in critischen Lagen, wo man vom Feinde keine Nachricht hätte, war eine Belohnung von hundert Piastern gesetzt.

Für jede bey Berennung eines Forts geworfenen Granate, die jenseits Wall und Mauer niederfiel, erhielt der Werfende fünf Piaster u. s. w.

Alle Flibustier mußten sich mit den größten Eidschwüren, die Hand auf Bibel oder Crucifix gelegt, verbinden, nicht das Mindeste von der Beute zu verheimlichen, was den Werth von fünf Sols oder anderthalb Groschen überstieg. Wer den Schwur brach, wurde sogleich aus der Gesellschaft verbannt.

Bey der Ausrüstung mußte ein jeder sich auf den Ruf unverzüglich am Bord seines Schiffs einstellen, und dabey eine bestimmte Quantität Pulver und Bley mitbringen.

Der Proviant bestand in Schweinefleisch und eingesalzenen Schildkröten; allein auch diese Bedürfnisse wollten die Flibustier, obgleich auf der nehmlichen Insel, die ihnen Schutz gab, oft nicht bezahlen; sie vertheilten sich des Nachts, umringten die Schweinehöfe,

und forderten von dem Aufseher eine bestimmte Anzahl, die nach der ihnen bekannten auf einem jeden Hofe vorhandenen Menge von Schweinen berechnet war. Die Verweigerung, oder der geringste Lärm wurde durch Mord geahndet; Verbrechen, die aus Furcht vor dem Anhang der Mörder sehr selten zur Klage kamen, und die, wenn es dennoch dazu kam, unbestraft blieben. So wurden die Schiffe der Flibustier verproviantirt, und die Ausrüstungen beschleunigt.

Bevor sie ausliefen, machten sie gewöhnlich ihr Testament. Es war bey ihnen Sitte einen Kameraden zu wählen, und sowohl gegenwärtiges Eigenthum, als künftige Beute mit ihm zu theilen. Dieß wurde ihm sodann förmlich zugeschrieben. Diejenigen aber, die Weib und Kinder hatten, bestimmten bey ihrem Todesfall dem auserwählten Kameraden nur einen Theil, das übrige erhielt die Familie.

Alle Personen weiblichen Geschlechts von jugendlichem Alter und guter Bildung, ohne

Rücksicht auf Stand und eheliche Verbindungen, wurden von diesen Unmenschen wie thierische Beute betrachtet; wobey nur allein der Selbstmord ein solches armes Geschöpf gegen viehische Unterwürfigkeit sichern konnte. Die Ausnahmen, wo man die Unschuld und Sittsamkeit respectirte, waren höchst selten. Wenn ein schönes Mädchen mehrern in die Hände fiel, so wurde, um alle Fehden zu vermeiden, nach Matrosenart, durch Aufwerfung eines Stück Geldes, geloset. Der Gewinner nahm nun die Frau oder das Mädchen zu sich, und nannte sie sein Weib, obwohl den Mitspielern auch das Recht zukam, ihren Antheil an dem Genuß zu haben, und sich wechselsweise zur Lustpartie einzustellen. Diese Art Schwägerschaft bezeichneten sie, so wie die Bucanier, durch das Wort Matelotage, wobey alles friedlich zuging.

Die Flibustier wußten nicht, wie sie ihre Beute geschwind genug verschwelgen konnten, und überließen sich daher, wenn sie ans Land kamen, ihren Phantasien; sie legten die

prächtigsten Kleider an, mit Stickereyen und Tressen; oft zogen sie eins übers andre, kauften die kostbarsten Stoffe, und leerten so die zu diesem Endzweck in Tortuga und Jamaica wohl versehenen Kaufmannsladen aus. Bey ihren Gelagen schlugen sie oft alles in Stücken, was unter ihre Fäuste kam; Flaschen, Geschirre und Gefäße jeder Art. Wenn man ihnen diesen Uebermuth und ihre Tollheit, so gefahrvoll und mühselig erworbene Reichthümer so geschwinde zu verschwenden, vorwarf, so war ihre Antwort: „Unser Schicksal ist „bey den immerwährenden Gefahren ganz „verschieden von dem Schicksal andrer Men„schen. Heute leben wir; morgen sind wir „todt; wozu aufsparen? Wir rechnen unsre „Existenz nur nach den Tagen, die wir froh „gelebt haben, und denken nie an zukünftige „ungewisse Lebenstage. Unsre ganze Sorgfalt „ist mehr dahin gerichtet, das einmal vorhan„dene Leben hinzubringen, als durch Erspar„nisse auf dessen Verlängerung bedacht zu seyn.“

Bey solchen Grundsätzen hatten die Schwelgereyen dieser Menschen weder Maß noch Ziel.

Alles trieben sie bis zur größten Ausschweifung. So auch das Saufen. Oft vereinigte sich eine Anzahl von ihnen und kaufte ein Faß Wein, um welches sich die Gesellschaft lagerte. Nun wurde es angezapft, und der Zapfen weggeworfen; ein Gefäß drängte nun das andre, das Flüssige aufzufangen, und wenn es an Geschirr fehlte, so hielten sie die Mäuler unter den Spund, und lößten sich einander ab: so lief der Wein fort, bis das Faß leer war.

Ihre Hauptnahrung, besonders wenn sie sich am Lande befanden, war das Schildkrötenfleisch, das wohlschmeckend, nahrhaft und sehr gesund ist, und von dem sie glaubten, daß es alle ihre durch die übermäßigen Schwelgereyen erzeugten bösen Säfte abführe; ja daß es bey Krankheiten ganz allein statt aller andern Arzneymittel dienen könnte, wenn man nichts anders als dieses Fleisch genösse. In der That bemerkten diese Menschen, daß in solchen Fällen, zumal bey venerischen Krankheiten, alle Unreinigkeiten des Körpers nach der äußern Haut getrieben wurden, worauf

ein Ausschlag erfolgte, der die Gesundheit völlig wieder herstellte.

Ein Sittenzug dieser Freybeuter war bey ihren obengedachten äußerst geringen Religionsideen vorzüglich merkwürdig; zwar gehört der Zug zu dem Geist des damaligen Zeitalters, allein bey einer solchen, auf Raub, Mord, und auf das tiefste Elend andrer Menschen unabläßig denkenden, Gesellschaft, war die Sitte auffallend: Sie beteten mit Eifer, und setzten sich nie zu Tische, ohne vorher ihr Gebet zu verrichten. Die Catholiken sagten den Lobgesang Zachariä, das Magnificat, oder das Miserere her, und die Protestanten lasen entweder ein Capitel aus der Bibel vor, oder beteten einen Psalm; auch fehlten sie nie vor dem Raubgefecht inbrünstig zu beten, daß ihnen Gott den Sieg und gute Beute verleihen möchte.

So lebten diese sonderbaren Menschen! wobei man als Veranlassung der Entstehung und Dauer ihrer Raubgesellschaft noch folgendes bemerken kann.

Zu dem Neide der Nationen über die gold- und silberreichen Länder der Spanier in America, kam der Abscheu wegen ihrer in jenem Welttheil verübten Grausamkeiten, die damals noch nicht in Europa vergessen waren; Greuel, welche durch die im Gefolge der Reformation verbreiteten toleranten Grundsätze das mörderische Verfahren der Spanier gegen die wehrlosen, unschuldigen Americaner, in einem desto schwärzern Lichte zeigten; hierzu noch ihr empörender Stolz, das Andenken an ihre verheerenden Kriege, und besonders an ihre in den Niederlanden unter dem Mantel der Religion verübten Grausamkeiten. Diese Stimmung war in eine Art Animosität übergegangen, und fast allen Europäischen Völkern eigen; daher viele junge Leute, so wie auch Männer von gesetzten Jahren, nicht aus Liederlichkeit, noch durch Armuth, noch durch Raubsucht, sondern bloß aus Haß gegen die Spanier vermocht wurden, sich zu den Flibustiern zu gesellen, um mit diesen Freybeutern gemeinschaftlich wider jene Nation zu kämpfen.

Dieß war unter andern der Fall mit einem jungen Edelmann aus Languedoc, Namens Monbars, der schon als Knabe auf Schulen durch das Lesen der Thaten der Spanier in America, seine Phantasie erhitzt, und dieser Nation einen unversöhnlichen Haß geschworen hatte. Nichts schmeichelte ihm mehr, als der Gedanke, so bald er unabhängig seyn würde, der Rächer der Millionen geschlachteter Indianer zu werden. Kaum war er volljährig, so verwandte er seine ganze Haabe auf die Ausrüstung eines Schiffs, womit er zu den Flibustiern stieß, und sich unter ihnen bald, sowohl zu Wasser als zu Lande, als einen ihrer kühnsten und geschicktesten Anführer auszeichnete. Der Raub und das zügellose Leben hatten für ihn keinen Reiz, sondern allein die Rache; die Wehrlosen schonte er, allein keinem bewaffneten Spanier schenkte er das Leben; daher man ihn auch den Vertilger nannte.

Solche Grundsätze waren vielen Flibustiern eigen; auch wollten sie nicht zugeben, daß Raubsucht der Hauptbeweggrund ihrer

immerwährenden Fehde mit den Spaniern war; sie gründeten das Recht des Kriegs auf den Eigennutz und die Habsucht dieser Nation, die ihnen nicht gestatten wollte an ihren Americanischen Küsten und auf ihren Inseln, so groß sie auch waren, zu jagen und zu fischen. Sie behaupteten, daß schon dieser einzige Umstand, abgesondert von allen andern Betrachtungen, ihre Feindseligkeiten gegen die Spanier rechtmäßig mache. Dieß war ein sehr guter Vorwand, die Raubgier der Flibustier zu bemänteln, die überdieß zu ihren Unternehmungen, wie man bereits bemerkt hat, von allen andern Völkern mehr oder weniger, bald heimlich, bald öffentlich, aus mancherley Beweggründen aufgemuntert wurden.

Vierter Abschnitt.

Die Flibustier, die sich den Namen Küstenbrüder (Freres de la cote) gaben, hatten einen sehr geringen Anfang, daher sie in den ersten Zeiten unter aller Bemerkung zu seyn schienen. Sie hatten keine Schiffe, nicht einmal Fahrzeuge, kaum Boote, keine Munition, keine Lotsen, keine Lebensmittel; dabey waren sie in ihrer Rohheit fast ohne Schiffahrtskunde, und endlich auch ohne Geld. Ihre Entschlossenheit und unbegrenzte Verwegenheit aber, die mit ihrem guten Glücke wuchsen, ersetzten alles. Sie formirten unter sich anfangs kleine Gesellschaften, die sie, nach dem Beyspiel der Bucanier, Matelotagen nannten; gewöhnlich traten sie fünf und zwan-

zig bis dreyßig Mann stark zusammen, verschafften sich ein offnes Boot, preßten sich hier an einander, und gingen sodann auf den Raub aus. Erst machten sie Jagd auf Fischerkähne und andre kleine Fahrzeuge, bis sie, begünstigt vom Glück und dadurch beständig zu größerer Kühnheit angeflammt, Schiffe aller Arten und Größe, endlich sogar Kriegsschiffe, anfielen.

Was die Dauer dieser Republik beförderte, war die in jener Weltgegend so beträchtliche Menge von natürlichen Häfen, Meerbusen, Buchten, und kleinen, zum Theil unbewohnten, aber doch mit Lebensmitteln, als Fischen, Schildkröten, Seevögeln und gutem Wasser, wohl versehenen Inseln; Eilande, deren Zugänge und Landungsplätze ganz zu kleinen Fahrzeugen geeignet waren, und wohin große Kauffahrer, noch weniger Kriegsschiffe, wegen der geringen Meerestiefe, sich nicht ohne die größte Gefahr wagen konnten.

Der eigentliche Anfang der systematischen Räubereyen der Flibustier wurde ungefähr

um das Jahr 1660 gemacht, und unter mancherley Abänderungen bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts damit fortgefahren; ja wenn man die nachherigen, minder bedeutenden, untergeordneten Unternehmungen sogenannter Flibustier dazu rechnet, so findet man, daß diese Gesellschaften bis ins achtzehnte Jahrhundert fortgesetzt wurden.

Die ersten dieser Piraten waren nichts als gewöhnliche Seeräuber; sie ahneten nicht, daß ihre Mitgenossen und Nachfolger es bald so weit treiben würden, dem damals so mächtigen Spanien öffentlich zu trotzen, und dem ganzen Spanischen America furchtbar zu werden; sie verließen daher die Westindischen Meere, den bisherigen Schauplatz ihrer kleinen Seezüge, und thaten weite Reisen; so seegelten sie auf unbedeutenden Fahrzeugen bey den Azoren und den Inseln des grünen Vorgebirgs vorbey nach Guinea, von da nach Brasilien; manche gingen auch bis nach Ostindien. War es ihnen glücklich gegangen, so kamen sie über Madagascar zurück, wo

sie landeten, und ihre Beute verpraßten. Nur sehr wenige aber von ihnen sahen je ihr Europäisches Geburtsland, noch ihre Heimath in Westindien wieder. Ihre Nachfolger nahmen daher ein besser überdachtes System an. Ihr Haupttheater war und blieb Westindien, so lange sie noch Schutz in den dortigen Inseln fanden. Die Insel St. Christoph, hernach Tortuga, St. Domingo und Jamaica waren ihre Wohnsitze, oder eigentlich ihre Zufluchtsörter, und die Westindischen Gewässer ihre Raubregion.

Tortuga besonders betrachteten sie als ihre Heimath. Die Pflanzer auf dieser damals schon an Frankreich gehörigen Insel fanden, vermöge einer elenden Politik, keine Unterstützung bey ihrer Regierung; im Gegentheil wurde ihr Unterhalt und Handel sehr erschwert. Dieß, zumal in der Nachbarschaft des fruchtbaren St. Domingo, und die in den vorigen Abschnitten angeführten Beweggründe, erzeugten bey ihnen jene Raubideen, die nach und nach ein förmliches, nicht schlecht

überdachtes System bildeten, das dahin abzweckte: durch Gewaltthaten ihren Unterhalt zu suchen.

Ein Franzose aus Dieppe in der Normandie, dessen Namen Peter Legrand war, daher man ihn gewöhnlich Peter den Großen nannte, gab das erste Beyspiel zu dieser Freybeuterey, und zwar durch eine glänzende That, die Nacheiferung erweckte. Er segelte mit einem Caperfahrzeug aus, das nur acht und zwanzig Mann führte, und traf beym Vorgebirge Tiburon, auf der Westseite von Hispaniola, auf ein großes Spanisches Schiff, das viele Menschen an Bord hatte, mit Canonen besetzt war, und zu einer Kauffartheyflotte gehörte, die nach Europa segeln wollte. Das Schiff war von den andern abgesondert, allein deßhalb unbekümmert setzte es ganz ruhig seine Fahrt fort. Die Freybeuter schwuren erst Mann für Mann, in die Hände ihres Anführers, das Schiff zu nehmen, oder umzukommen, und nun steuerten sie gerade darauf zu. Es

war in der Abenddämmerung, als sie anlegten, und es bloß mit Pistolen und Schwertern bewaffnet erstiegen. Ihrem Schwur getreu, ließen sie Löcher in ihr Fahrzeug bohren, so daß es mit allen Geräthschaften fast unter ihren Füßen ins Meer sank. Die Stürmer hieben alles nieder, was sich ihnen widersetzte, bemächtigten sich des Waffenmagazins, überrumpelten die Officiere, die unbesorgt Karten spielten, und waren in sehr kurzer Zeit Herren des Schiffs. Die betäubten Spanier, über zwey hundert an der Zahl, betrachteten die Freybeuter, besonders da sie ihr Fahrzeug nicht sahen, das schon gesunken war, wie aus der Luft gefallene Teufel, machten das Zeichen des Kreuzes, und sagten unter einander: Son demonios estos. Sie dachten nun an keinen Widerstand, und ergaben sich den Flibustiern.

Peter machte hier eine sehr große Beute, die bey der geringen Anzahl der Seinigen alle mit einander auf einmal bereicherte. Er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen,

seine so geschwind erworbenen Reichthümer wieder zu verlieren, und behielt daher nur so viel Spanische Seeleute, als zur Regierung des Schiffs erforderlich waren, die andern aber setzte er alle ans Land, und segelte sodann gerade nach Frankreich. Nie ging er wieder nach Westindien zurück, wo seine That indeß mächtig wirkte.

Fast alle Spanische Schiffe, die sich in diesen Meeren zeigten, wurden angefallen, und, was immer gleichbedeutend war, wurden genommen, sie mochten groß oder klein seyn, Canonen haben, oder nicht, einzeln, oder in Gesellschaft segeln. Die Fahrzeuge der Flibustier verschwanden, da sie so viel gute, zum Theil sehr ansehnliche Schiffe wegkaperten, womit sie nun auf einen gewissen Raub herumschwärmten.

Endlich wurden die Spanier auf die Fortschritte der Flibustier aufmerksam, die ihrem ganzen Handel, so wie ihrer großen Schiffahrt in Westindien und America, ein

Ende zu machen drohten; sie rüsteten nun zwey große Kriegsschiffe aus, ihre Küsten zu beschützen, und gegen diese Freybeuter zu kreuzen. Diese aber waren zu gewandt und zu verwegen, um sich durch solche Vorkehrungen stören zu lassen; sie dienten vielmehr die Thätigkeit und Kräfte dieser Tollkühnen desto kräftiger zu entwickeln, und noch mehr Meerwilde unter den Raubflaggen zu versammlen. Es waren, wie schon oben bemerkt, nicht bloß Franzosen, die auf Spanische Schiffe Jagd machten, sondern auch Engländer, Holländer und Portugiesen nahmen daran Theil; von diesen zeichneten sich viele aus, wie man in der Folge sehen wird. Der große Gewinn vermehrte die Märkte, und beschleunigte die Verkaufungen der Beute. Auch die Insel Jamaica wurde jetzt der Zufluchtsort solcher Freybeuter, die sich endlich so sehr mehrten, daß die Spanier, trotz ihren ausgerüsteten Kriegsschiffen, gezwungen waren, ihre Schiffahrt in diesen Meeren eine Zeit lang ganz einzuschränken. Sie glaubten durch diesen Mangel an Schiffen

den Freybeutern ihre Nahrung zu entziehn, und sie so von ihrem Handwerk abzubringen; allein in dem wichtigsten Punct irrten sie sich sehr. Die des vergeblichen Harrens müde gewordenen Flibustier vereinigten sich nun in Haufen, nährten kühnere Ideen, und machten Entwürfe zu förmlichen Landungen.

Lewis Scot, ein Engländer, war der erste, der einen solchen von den Spaniern nicht geahneten Plan ausführte; er drang ganz unerwartet in die Stadt St. Francisco von Campeche, plünderte sie, legte ihr nachher noch eine große Contribution auf, die, unter Androhung der Einäscherung, von außen her geschafft werden mußte, und schiffte sich sodann wieder ein.

John Davis, aus Jamaica gebürtig, der Führer eines mit neunzig Mann besetzten Raubschiffs, folgte diesem Beyspiel, und führte eine Unternehmung aus, die durch ihre Tollkühnheit merkwürdig ist. Er lan-

dete bey Nicaragua, ließ sein Schiff an der Küste nur mit zehen Mann zurück, und fuhr in der Dunkelheit der Nacht, mit seinen auf drey Canots vertheilten achtzig Flibustiern den Fluß hinauf, der zur Stadt Granada führte; sie stießen auf eine Schildwache, mit der sie Spanisch sprachen, und sich für Fischer ausgaben; nun konnten sie ungestört ans Land steigen, wo sie sofort den ruhig zusehenden Soldaten ermordeten. Auf diese Weise kamen sie ganz unentdeckt mitten in Nicaragua an, wo sie sich geschwind verbreiteten, und sowohl Häuser als Kirchen ausplünderten. Das schreckliche Geschrey, das von allen Seiten ertönte, brachte sämtliche Einwohner in Bewegung; sie sammleten sich zur Vertheidigung. Die Freybeuter sahen sehr wohl ein, daß sie bey ihrer so schwachen Zahl hier nicht lange verweilen durften. Sie hatten nicht den Ehrgeiz zu fechten; nur daran war ihnen sehr gelegen, ihren Raub in Sicherheit zu bringen; sie eilten daher ihre Canots zu erreichen, und nahmen einige Gefangene mit, um bey einem Unfall

als Geißeln zu dienen. Glücklich gelangten sie ans Ufer; nun ließen sie die Gefangenen frey, und fuhren mit ihrer Beute eben davon, als mehrere hundert bewaffnete Spanier zum Angriff herbey kamen.

Diese Flibustier, deren Beute an Silber und Edelsteinen 40,000 Piaster betrug, kamen bald nachher in Jamaica an, wo sich nun eine Raubflotte von acht Schiffen vereinigte, über welche Davis von seinen Genossen zum Admiral erwählt wurde. Er segelte nun nach der Gegend von Cuba, um hier der Neuspanischen Flotte aufzulauern; allein er vermißte sie; um jedoch die Seinigen wenigstens etwas schadlos zu halten, landete er mit seinen Flibustiern in Florida und plünderte die Stadt St. Augustin, troß des dabey liegenden Castells, das mit zweyhundert Mann besetzt war, die sich aber nicht regten. Davis zeichnete sich noch durch andre Kühnheiten aus; er landete in Granada und drang bis ans Südmeer vor, bis er endlich aus Mangel an Proviant zur Rückkehr gezwungen wurde.

Ein andrer Anführer der Flibustier war ein Französischer Edelmann, den man nicht anders als bey seinem Vornamen Alexander kannte, wozu man wegen seiner außerordentlichen Leibesstärke das Beywort Eisenarm gefügt hatte. Er zeichnete sich durch so viel Klugheit als Kühnheit aus, und hatte die Eigenheit nie anders als mit einem einzigen Schiffe zu kreuzen. Dieß Schiff führte den Namen Phönix, und war mit lauter sehr entschlossenen Leuten besetzt. Auf einer Fahrt überfiel ihn ein fürchterlicher Sturm mit Bliß und Donner vermischt. Der Wind zerriß seine Segel, stürzte seine Masten um, und endlich zündete der Bliß auch die Pulverkammer an, und sprengte den Theil des Schiffs, wo diese sich befand, mit allen dort seyenden Flibustiern in die Luft. Der andre Schiffsklumpen hielt noch zusammen, aber die hier befindlichen Freybeuter fielen durch die gewaltige Explosion doch alle ins Meer. Die Nähe des Landes machte, daß sich noch ein Theil dieser Unglücklichen,

vierzig an der Zahl, durch Schwimmen retteten, worunter auch Alexander war.

Dieß Land war eine Insel in der Gegend von Boca del Drago, von Indianern bewohnt, die man damals noch nicht unterwürfig gemacht hatte, und durch ihre Wildheit schrecklich waren. Die Flibustier entfernten sich nicht vom Meerufer, in der Hoffnung ein Schiff auszuspähen, und wo möglich noch etwas von den herumschwimmenden Trümmern des Ihrigen zu erhaschen. Sie waren in einer grausamen Lage; es fehlte ihnen an allen Bedürfnissen; dabey mußten sie sich gegen die Anfälle der Indianer zu schützen suchen. Eines Tages fiel ein starker Trupp derselben die zu ihrem Empfang jedoch vorbereiteten Flibustier an, die eine Anzahl tödteten, auch einige Gefangene machten. Alexander ließ sie loß; zuvor aber wollte er ihnen Furcht einflößen, um sie und die Ihrigen vom Wiederkommen abzuhalten. Er ließ einen dicken ledernen Panzer über einen

Wallfischknochen spannen, und gab durch Zeichen den Wilden zu verstehn, daß sie mit ihren Pfeilen darauf schießen sollten. Sie thaten es mit Kraft und Geschicklichkeit; allein so spitzig und hart auch ihre Pfeile waren, so ritzten sie doch kaum das Leder des Panzers, worüber sie sich selbst verwunderten. Nun wollte Alexander ihnen die Waffenkraft der Flibustier zeigen. Einer derselben nahm sein Gewehr, entfernte sich noch sechs Schritte weiter als der Wilde, und brannte es loß, da denn nicht allein der Panzer, sondern auch der daran befestigte Knochen durchbohrt wurde. Die erstaunten Indianer näherten sich, untersuchten die Wirkung des Schusses und forderten eine Kugel, um es auch damit zu versuchen. Man gab ihnen eine, die sie auf ihren Bogen legten, und ihn abschossen. Allein die Kugel fiel zu ihren Füßen. Alexander zeigte ihnen nun auf eine sehr sinnliche Art seine eigenen herculischen Kräfte, und gab diesen Wilden zu verstehen, daß alle seine Gefährten eben so stark wären. Mit dieser Ueberzeugung entließ er sie; und von nun an

unterblieben alle weitere Anfälle. Kein Indianer zeigte sich mehr.

Endlich wurden diese Flibustier in der Ferne ein Schiff gewahr, das gerade auf das Land los steuerte. Sie verbargen sich nun, aus Besorgniß, daß wenn man sie im Lande wahrnähme, das Schiff sich nicht nähern würde. Ueber das weitere Verfahren waren die Meinungen getheilt; einige riethen, daß man die Schiffsobern bitten müßte, sie an Bord zu nehmen; dagegen andre für ihre Freyheit besorgt waren, ja noch ärgere Dinge fürchteten, und daher für ein Vertheidigungsgefecht stimmten.

Alexander verwarf den Vorschlag der Vertheidigung, entschied, daß man angreifen müßte, und riß sie alle mit sich fort. Indeß warf das Schiff Anker; es war ein Spanisches Kauffartheyschiff, allein zum Kriege ausgerüstet. Der Besatzung fehlte es an Wasser, das in diesen Inseln vorzüglich gut ist, und womit sie sich also versorgen wollte. Die Befehlshaber

hatten nichts von den Flibustiern wahrgenommen; da sie aber die Bösartigkeit der dortigen Indianer kannten, so ließen sie die Wasserhohler sehr behutsam vordringen, durch ihre besten Soldaten bedecken, und stellten sich selbst an deren Spitze.

Die Flibustier bemerkten, daß ihre Feinde in der größten Ordnung marschierten, überdieß viel zahlreicher wie sie selbst waren, und daß man sie daher, um diese Nachtheile zu vermeiden, unversehens überfallen müsse. Sie verbargen sich in ein Gehölze, wo die Bäume dick belaubt waren. Hier nahmen sie ihren Zeitpunct wahr, die Vorbeyziehenden mit einer mörderischen Salve zu begrüßen. Die Angegriffenen machten gleich Halt, um sich zu vertheidigen; sie sahen aber keinen Menschen. Die Feuergewehre ließen sie jedoch nicht lange in Zweifel, mit wem sie zu thun hatten. Um Zeit zu gewinnen und die Gegner ins Freye zu ziehn, dabey für den Augenblick die Gefahr zu schwächen, legten sie sich alle auf den Bauch nieder. Die Flibustier,

die ohngeachtet des dicken Laubs der Bäume die Spanier dennoch hatten sehen können, und nun auf einmal nichts mehr von ihnen gewahr wurden, wußten sich nicht dieß Verschwinden zu erklären. Alexander voller Ungeduld, verließ von einigen seiner Leute begleitet den Hinterhalt, um die Feinde aufzusuchen. Diese richteten sich nun auf, und stürzten mit Geschrey auf die Flibustier, deren Anführer gerade auf den Befehlshaber der Spanier losging, allein den Unfall hatte dichte bey ihm über eine Baumwurzel zu fallen. Der Spanier wollte ihm nicht die Zeit lassen, sich aufzurichten, und erhob im nämlichen Augenblick seinen Säbel, dem Flibustier den Kopf zu spalten. Jetzt kam diesem aber seine außerordentliche Stärke zu statten: noch halb liegend packte er die Faust des Spaniers und entriß ihm den Säbel. Jetzt richtete er sich auf und rief den Seinigen zu, die nun von allen Seiten herbey eilten, mit ihren Schwertern über die bestürzten und abgematteten Spanier herfielen, und alle niederhieben. Alexander befahl ihnen, um ihre weitere

Unternehmung zu erleichtern, auch nicht einen Einzigen leben zu lassen.

Indeß hörten die auf dem Schiff Zurückgebliebenen das Musketenfeuer; sie waren jedoch wegen der Ihrigen unbesorgt, vermutheten bloß ein Gefecht mit den Insulanern, und begnügten sich, durch Abfeurung einiger Canonen diesen vermeintlichen Wilden Furcht einzujagen. Die Flibustier waren jedoch nach ihrem Siege nicht müßig; sie entkleideten die Todten, und zogen deren Kleidungen an, wozu auch die großen, den Kopf ganz einhüllenden Spanischen Mützen kamen. So maskirt ließen sie ein Siegsgeschrey ertönen, marschierten nach dem Ufer, warfen sich in die hier wartenden Boote, und eilten das Schiff zu erreichen, wo man sie, getäuscht durch die Kleidung, freudig aufnahm. Da man die meisten Soldaten zu der nunmehr so unglücklich geendigten Landexpedition gebraucht hatte, so waren nur wenige Militärpersonen mit den Matrosen und Passagieren am Bord des Schiffes geblieben, die, keine Gefahr ahnend,

nun leicht besiegt wurden. Die Flibustier schenkten bloß einigen Seeleuten das Leben; alle übrigen wurden niedergesäbelt; und nun seegelten sie mit diesem großen, reich beladenen Schiff davon, und erreichten glücklich die Insel Tortuga.

Ein vor vielen andern ausgezeichneter Anführer der Flibustier war L'Olonois, dessen Thaten und Schicksale eine ausführliche Erzählung verdienen. Dieser Mann, ein Franzose aus Poitou, hatte die sogenannte Sandwüste von Olone zum Geburtsort, davon er seinen Namen bekam, unter welchem allein er bekannt wurde. Er war anfangs auch ein wilder Stierjäger in Hispaniola, der sich durch seine große Verwegenheit einen Namen gemacht hatte, sodann Flibustier geworden war, und sich nun auch zur See sehr auszeichnete. Sein mit vieler Klugheit und Verschlagenheit gepaarter Muth veranlaßte, daß ihn selbst der dermalige Gouverneur von Tortuga, de la Place, zur Caperey aufmunterte; er gab ihm sogar ein Schiff, und mit diesem ward der

neue Freybeuter bald das Schrecken der Spanier in America. Jedermann wußte von seinen Thaten und Grausamkeiten zu erzählen. Alles hatte ihm geglückt, günstige Winde, leichte Gefechte und reiche Beute, bis ihn auf einmal ein hartes Schicksal traf: er verlor in einem schrecklichen Sturm sein Schiff, das an der Küste von Campeche scheiterte. Die Mannschaft rettete sich ans Land, allein die Spanier stürzten in Menge herbey, und schlugen den größten Theil todt; auch L'Olonois wurde verwundet. Eine List rettete sein Leben; er beschmierte sein Gesicht und andere Theile seines Leibes ganz mit Blut, und warf sich unter die Todten. So blieb er liegen, bis die Spanier sich entfernt hatten. Nun flüchtete er in die Wälder, umwickelte seine Wunden so gut er konnte, zog einem auf der Wahlstatt liegenden todten Spanier seine Kleider ab, und in diesem Aufzuge näherte er sich kühn der Stadt. Hier fand er Mittel einige Sklaven zu gewinnen, die sich mit ihm verbanden. Er war jetzt so verwegen selbst in Campeche hinein zu gehen, wo mehrere seiner Kamera-

den in Ketten lagen, und wo die Einwohner über seinen Tod frohlockten. Das Glück krönte diese Vermessenheit; er blieb unerkannt. Nun säumte er nicht; seine neuen Bundesgenossen stahlen ein Boot, worauf er mit ihnen abfuhr, und glücklich Tortuga erreichte.

Seine Rachsucht gegen die Spanier war von diesem Augenblick an ohne Grenzen; allein er war jetzt arm, daher er nur mit vieler Mühe zwey kleine Fahrzeuge mit ein und zwanzig Mann ausrüsten konnte. Mit diesem Trupp fuhr er nach Cuba, um hier die Stadt de los Cayos auszuplündern, wo ein starker Handel getrieben wurde. Einige Fischer aber spähten in Zeiten die Freybeuter-Fahrzeuge aus, machten Lärm, und veranlaßten den Gouverneur von der Havanna, eiligst eine mit zehn Canonen und neunzig Mann besetzte Fregatte den Einwohnern zu Hülfe zu schicken; hiezu kamen noch vier andre stark bemannte bey Port au Prince liegende Fahrzeuge, die in Verbindung mit der Fregatte agiren, und das Fehlschlagen des Entwurfs gleichsam unmöglich machen

sollten. Sein Befehl war: „nicht eher wie„der zurück zu kehren, bis sie die Seeräuber „alle ausgerottet hätten;“ auch mußte der Befehlshaber ihm einen Eid ablegen, keinem einzigen Pardon zu geben; weßhalb er ihm auch einen Neger mitgab, um die Henkersdienste dabey zu versehn. L'Olonois erhielt von diesem Auftrage Nachricht; er wollte nicht erst die Vereinigung abwarten, ging mit seinen beyden Booten diesem so stark bewaffneten Schiffe selbst entgegen, und näherte sich demselben des Nachts. Mit Tagesanbruch wurde nun die Fregatte rasch von beyden Seiten zugleich erstiegen; die Spanier wehrten sich tapfer; endlich aber mußten doch diese neunzig Mann den ein und zwanzig Flibustiern unterliegen, die mit dem Schwert in der Faust die ganze Mannschaft in den Schiffsraum heruntertrieben. L'Olonois sah sich nun völlig im Besitz des Schiffs. Jetzt ließ er die gefangenen Spanier Mann für Mann herauf bringen, und schlug ihnen allen mit eigner Hand die Köpfe ab, wobey auch der zum Henker bestimmte Neger nicht ver-

schont wurde. So rachsüchtig und canibalisch war dieser Unmensch, daß er jedesmal, wenn er einen abgeschlachtet hatte, das von seinem Säbel triefende Blut ableckte. Nur einen einzigen Spanier ließ er leben, um dem Gouverneur folgende Bothschaft zu überbringen: „Daß er als Wiedervergeltungsrecht für die „ihm zugedachte Todesart, keinem Spanier „das Leben schenken würde, und auch große „Hoffnung hätte, ihn, den Gouverneur, „selbst so bestrafen zu können; dabey derselbe „in keinem Fall daran denken sollte, ihn je „lebendig in seine Hände zu bekommen.“

Auch die vier gegen ihn bestimmten Barken wollte L'Olonois nicht entkommen lassen. Er seegelte sofort nach Port au Prince, wo er sie fand und ohne Widerstand eroberte. Hier war keine Beute zu holen; auch war hierauf des grausamen Seeräubers Absicht nicht gerichtet. Er wollte nur Rache. Die sämmtliche Mannschaft wurde daher ins Meer geworfen, und die Fahrzeuge ließ er an die Küsten scheitern.

L'Olonois hatte nun ein ansehnliches Schiff; es fehlte ihm aber, um es zu regieren, an Seeleuten und an Proviant; er dachte daher auf seine Rückkehr; erst aber fuhr er nach dem Hafen von Maracaibo, in dessen Nähe er noch ein reich beladenes Schiff überrumpelte, und nun nach Tortuga zurückseegelte.

Fünfter Abschnitt.

Jetzt machte L'Olonois große Entwürfe, und verband sich mit einem andern Hauptmann der Flibustier, Namens Basco, einem alten Officier, von Geburt ein Franzose, aber von Spanischer Abkunft, der in Europa lange Zeit gedient, nachher sich in Westindien durch Seeraub bereichert hatte, und jetzt in Ruhe lebte. L'Olonois, der zu seinen Planen eines in Ruf stehenden Mannes bedurfte, der vorzüglich den Landkrieg gut verstand, riß ihn aus seiner Ruhe. Beyde Hauptleute theilten sich nun in die Landmilitär- und in die Marinehaufen, die zusammen 660 Mann betrugen, womit sie acht, sämmtlich mit Canonen versehene Schiffe besetzten.

L'Olonois Schiff hatte deren sechzehn, die andern weniger. Die Handwaffen eines jeden waren: eine Muskete, zwey Pistolen und ein Säbel.

Es war im Jahr 1666., als diese merkwürdige Unternehmung geschah, deren Erfolg so viele andere ähnlicher Art veranlaßte. Zuerst richteten sie ihre Fahrt nach der östlichen Seite der Insel Hispaniola, dem Vorgebirge von Engano, wo das Glück bald den Bösewichtern seine alte Gunst zeigte; denn kaum waren sie hier angelangt, so wurden sie von weitem ein großes Spanisches Schiff gewahr. L'Olonois ließ die ganze Flotte zurückbleiben, und ging mit seinem einzigen Schiff darauf los. Die Spanier, die gut ausgerüstet waren, sechzehn Canonen und ohne die Matrosen funfzig Soldaten am Bord hatten, wichen dem Kampf nicht aus; er dauerte drey Stunden und endigte mit der Uebergabe des Schiffs, das mit 120,000 Pfund Cacao, 40,000 Piaster in Silber und mit 10,000 Piaster Werth an Edelsteinen beladen war. Die andern Raub-

schiffe hatten sich indeß eines andern mit Pulver und Musketen, auch Geldkisten beladenen Schiffs von acht Canonen bemeistert, das zum Dienst der Besatzung in Hispaniola bestimmt war. Nun seegelten sie nach Maracaibo, einer zur Provinz Venezuela gehörigen Stadt, die an einem großen See lag, zwischen 5000 und 6000 Einwohner zählte, einen beträchtlichen Handel hatte, und deren Zugänge durch zwey Inseln nebst einem hinter einer Sandbank liegenden Castell, la Barra genannt, beschirmt waren. Bey dieser Sandbank ergoß sich der über sechzig französische Meilen weit strömende Lac in das Meer, nachdem er siebenzig Flüsse zu sich genommen hatte.

Die Flibustier landeten in einiger Entfernung von diesem Castell, dessen Commandant auf seiner Huth war, und einen starken Trupp Soldaten zum Ausspähen umher schickte; diese legten sich in einen Hinterhalt, wurden aber entdeckt, und nun theils niedergehauen, theils zerstreut, so daß auch nicht

ein einziger Mann das Castell erreichte, um die böse Nachricht zu überbringen. L'Olonois befahl sofort auf dasselbe loßzugehn, und es zu erstürmen. Das Fort lag auf einer Anhöhe, hatte eine Besatzung von zweyhundert und funfzig Mann, große Bastionen und sechzehn schwere Canonen, womit die Spanier ein starkes Feuer machten. Die Stürmenden, die ihre Musketen zurückgelassen, hatten keine andre Waffen, als Schwerter und Pistolen; dennoch war das Castell in vier Stunden erstiegen, und die ganze Besatzung niedergesäbelt. Die Raubflotte, die sogleich durch Signale von dieser Eroberung unterrichtet wurde, näherte sich nun der sechs Seemeilen von dem Fort entfernten Stadt Maracaibo.

Hier herrschte bereits die äußerste Verwirrung. Das Gerücht von der Ankunft der Freybeuter war von den Flüchtlingen hieher gebracht worden, und hatte alle Einwohner um so mehr in Bewegung gesetzt, da sie schon einmal einen ähnlichen Besuch

von Feinden gehabt hatten; eine unglückliche Erinnerung, die durch die von den Flibustiern habende gerechte Idee noch sehr verstärkt wurde. Jedermann daher suchte sich eiligst zu retten; viele hundert warfen sich mit ihren Weibern, Kindern und besten Habseeligkeiten in Fahrzeuge und Boote, um sich den See hinauf nach der vierzig Seemeilen entfernten Stadt Gibraltar zu begeben; die andern aber flüchteten alle in die Wälder; selbst die Greise und Kranken nahm man mit. So wurde die ganze Stadt auf einmal von ihren sämmtlichen Einwohnern verlassen, wobey sie jedoch den größten Theil ihrer Geräthschaften und Waaren nebst einem sehr großen Vorrath von Brod, Mehl, Schweinefleisch, Federvieh, Brantwein und Wein, in ihren Häusern zurück ließen.

Die Flibustier ahneten diese Räumung nicht, und waren indeß ihrerseits nicht unthätig. Sie demolirten das Fort la Barra, und verstörten alles von Grund aus; sie vernagelten die Canonen, verbrannten was sie nicht

fortbringen konnten, begruben die Todten und schickten die Verwundeten auf die Schiffe; sodann vereinigten sich alle Haufen, und gingen auf Maracaibo loß. Wie erstaunten sie aber, als sie die Stadt ganz leer fanden. Sie nahmen indeß von den besten Häusern Besitz, setzten Posten aus, machten die größte Kirche zu ihrem Wachthaus, und schmaus'ten bey dem reichen Vorrath von Lebensmitteln. Am folgenden Tage wurden ein hundert und sechzig Flibustier in die Wälder geschickt, die Flüchtlinge aufzusuchen; sie kehrten noch am nämlichen Abend wieder zurück, mit mehreren wohl beladenen Mauleseln; dabey brachten sie zwanzig tausend Spanische Thaler und zwanzig Gefangene ein; Männer, Weiber und Kinder. Einige von diesen wurden auf die Folter gespannt, um das von ihren Landsleuten Versteckte zu entdecken. Man konnte aber von ihnen nichts herausbringen. L'Olonois hieb einen Spanier in Stücken, um den andern noch mehr Schrecken einzujagen; allein die Unglücklichen wußten nichts zu sagen.

In der That hatten die Flüchtlinge alles Silber und Gold, als wornach die Räuber allein trachteten, mitgenommen; denn sie dünkten sich tief im Lande, wo sie überdieß durch Soldaten und Forts geschützt waren, völlig sicher. Allein die Flibustier waren nicht geneigt, die gehoffte Beute zu verlieren. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Maracaibo beschlossen sie daher nach Gibraltar zu ziehen, wo man mit Schrecken dieß Vorhaben erfahren, auch von ihrem Aufbruch dahin bereits Nachricht erhalten hatte, und sie erwartete.

Diese Stadt, die einen starken Tobakshandel trieb, und in deren Gegend der beste Cacao in America wächst, lag in einer fruchtbaren, von Flüssen durchschnittenen, und mit Acajou-Bäumen bedeckten Ebene, am Ufer eines schönen stehenden Sees; sie hatte an der einen Seite eine große Bergkette, die man die Berge von Gibraltar nannte. Jenseit dieser hohen mit Schnee bedeckten Gebirge, lagen mehrere Städte, worunter sich auch die

große, nachbarliche Stadt Merida befand. Hieher begaben sich gewöhnlich alle wohlhabende Einwohner von Gibraltar, während der Regenzeit, indem dann ihre Stadt, troß der sie umringenden Fruchtbarkeit, eine ungesunde Luft hatte, so daß nur allein die Arbeitsleute und die ärmste Volksklasse zurückblieben. Diese Flüchtlinge machten daher jeßt um so größere Ansprüche auf den Schuß ihrer Gastfreunde, der Meridaner, weshalb sie auch den Gouverneur des Orts bereits um Hülfe angelegen hatten. Dieser Gouverneur, ein alter Krieger, kam in Person mit vier hundert wohlbewaffneten Leuten, und vereinigte mit ihnen vier hundert Einwohner von Gibraltar, so daß man jeßt hier zur Vertheidigung der Stadt acht hundert Streiter hatte. Es wurden nun von ihnen an der Seeseite in der größten Geschwindigkeit Batterien angelegt, ein Hohlweg, der von der Landseite zur Stadt führte, verrammelt, und dagegen ein anderer in den Wald führender tiefsumpfiger Weg eröffnet; dabey war die königliche Flagge aufgepflanzt. So erwartete man die Flibustier,

die von allen diesen Vorkehrungen nichts ahneten, und sich mit ihren Gefangenen und ihrer ganzen Beute auf dem See nach Gribaltar eingeschifft hatten.

Die Flotte brachte auf ihrer Fahrt drey Tage zu; sie näherte sich jedoch dem Ziel, und schon sahen die Flibustier die Stadt und die zahlreichen schönen Landhäuser vor sich liegen. Beym Anblick der großen Vertheidigungsanstalten, der gemachten Verhacke, der unter Wasser gesetzten Felder, der Hohlwege, der Batterien und der vielen Palisaden, verläugneten diese Freybeuter auf einige Augenblicke ganz ihren Character; sie zeigten, wie durch ein panisches Schrecken ergriffen, auf einmal eine ihnen ganz ungewohnte Muthlosigkeit, die L'Olonois nicht Wurzel fassen lassen wollte. Er berief sofort einen Kriegsrath, und stellte seinen Gefährten unverholen ihre üble Lage vor: „Wir können, sagte er, nicht läugnen, die „Schwierigkeiten bey unsrer Unternehmung „sind sehr groß; denn die Spanier haben Zeit „gehabt, sich in Vertheidigungsstand zu setzen;

„sie haben auch einen großen Haufen Solda„ten, viele Canonen und gewiß reichlich Mu„nition; dennoch Cameraden! verliert den „Muth nicht; wir müssen uns entweder wie „brave Männer vertheidigen, oder unser Leben, „und mit demselben alle unsre durch Blut und „Gefahren erworbenen Reichthümer verlieren. „Es ist eine große Beute, die auf uns harret. „Seht auf mich, euren Anführer! Folgt mei„nem Beyspiel! Es waren Zeiten, wo wir „in weit geringerer Anzahl viel mehr Feinde „besiegt haben, als möglicher Weise hier in „dieser Stadt auftreten können. Je mehr „aber ihrer auch sind, je größer wird unser „Ruhm, und je reicher unsre Beute seyn." Diese kurze Rede eines Mannes, der seine Leute wohl kannte, und die wahren Saiten ihrer Leidenschaften zu berühren wußte, that eine große entscheidende Wirkung; alle versprachen ihn bis in den Tod zu folgen. Die Flibustier überhaupt, ihrem Character gemäß, fürchteten weniger für ihr Leben, als ihren Raub und ihre großen Hoffnungen zu verlieren; denn sie waren der Meinung, die

Reichthümer von Maracaibo, Gibraltar und aus allen umliegenden Gegenden hier vereinigt anzutreffen. Sie gelobten daher dem Tode Trotz zu bieten. L'Olonois beantwortete ihre Zusagen mit folgender Aeußerung: „Nun „wohl dann! Allein merkt euch etwas. Den „ersten, der von jetzt an die geringste Furcht „zeigt, schieße ich selbst nieder."

Noch vor Anbruch des Tages wurden drey hundert und achtzig Mann ausgeschifft, bloß mit kurzen Schwertern und Pistolen bewaffnet; dabey hatte jeder Pulver und Bley zu dreyßig Patronen. Sie schüttelten alle einander die Hände, als ein Zeichen guten Muths, und nun traten sie ihren Marsch an, geführt von einem ihnen ergebenen Wegweiser, der jedoch von den neuen Anstalten des Gouverneurs nichts wußte, und sie daher an den verrammelten Hohlweg brachte. Hier war es unmöglich durchzukommen. Sie gingen nun auf den andern sumpfigen Waldweg zu, wo sie bis an die Knie einsanken und ganz zu versinken besorgten; sie halfen sich aber, schnitten

belaubte Zweige von den Bäumen, und machten sich dadurch einen Weg unter einem schrecklichen Canonenfeuer von einer absichtlich in der Schußrichtung angelegten Batterie, die den ganzen Weg bestrich. Nicht wenige der Flibustier fielen, um nie wieder aufzustehn, ermahnten noch sterbend ihre Cameraden vorwärts zu gehn, und verkündigten ihnen einen gewissen Sieg. Endlich erreichten die Räuber den Wald, wo der Boden fest war. Nun glaubten sie mit minderer Schwierigkeit vorrücken zu können. Hier aber zeigte sich ihnen eine andre Batterie von zwanzig Canonen, die, mit Kartätschen geladen, ein so gräßliches Feuer machte, daß die Anrückenden haufenweise zu Boden gestreckt wurden; auch wichen sie jetzt zurück, und kamen abermals auf den sumpfigen Weg, den sie vorher verlassen hatten, wo die erste Batterie jetzt den Feuerfaden wieder aufnahm.

L'Olonois hatte nicht an dieser muthlosen Zurückweichung Theil genommen, und war indeß mit einem Haufen der Seinigen bis an

den Fuß des Forts vorgedrungen; es war ihnen jedoch bey der größten Anstrengung, ohne Leitern und Geräthschaften, unmöglich die Bastionen zu erklimmen; sie waren folglich ausgesetzt, hier nach und nach Mann für Mann umzukommen.

Der Anführer, über den alle Schrecken des Todes nichts vermochten, verlor auch hier die Geistesgegenwart nicht, und sann auf eine Kriegslist. Er nahm auf einmal mit allen seinen Leuten auf eine versteckte Art die Flucht. Die Spanier, die auf diesem Punct ihre ganze Macht beysammen hatten, glaubten die Flibustier nun mit einem Schlag ganz vertilgen zu müssen; sie verließen daher eiligst ihr Fort, um sie zu verfolgen. Nun aber änderte sich alles, da diese furchtbaren Feinde, jetzt, indem die Batterien schwiegen und ihre Verfolger mit dem Schwert erreicht werden konnten, sich auf einmal umwandten, und sie wie Rasende anfielen: denn den Tod der gefallenen Flibustier zu rächen, wurden alle die mit dem Schwert zu erreichenden Spanier nieder-

gehauen und der Rest in die Wälder gejagt, während die jetzt unaufhaltsam vordringenden Freybeuter von dem Hauptfort Besitz nahmen. Die Spanischen Soldaten in dem andern Fort ergaben sich nun ohne Widerstand, unter der Bedingung, daß ihnen ihr Leben geschenkt würde. Ueber fünf hundert Spanier waren an diesem Tage umgekommen, ohne die Verwundeten in der Stadt zu rechnen und die in den Wald Geflüchteten, die dort an ihren Wunden starben; dabey hatten fast alle Spanischen Officiere in diesen schrecklichen Gefechten ihr Leben eingebüßt, unter denen sich auch der Gouverneur Merteda, ein alter, in den Flandrischen Feldzügen sehr versuchter Officier, befand. Weder L'Olonois noch Basco waren verwundet worden, dagegen aber hatten sie viele ihrer kühnsten Cameraden verloren. Ueberhaupt waren von den Flibustiern vierzig umgekommen und acht und siebenzig verwundet worden, die aber, wegen ihrer schweren Canonenwunden und des Mangels an Heilmittel, größten Theils auch starben.

Jetzt konnten die Ueberlebenden hier ganz ungestört hausen. Sie hatten hundert und funfzig Gefangene, die sie nebst vielen Weibern und Kindern in die größte Kirche einsperrten; dabey hatten sie an fünf hundert Sclaven. Die Leichname der erschlagenen Spanier waren ihnen nicht lange im Wege; sie wurden in zwey große unbrauchbare Fahrzeuge geladen, nach der See geführt, und dort nebst den Fahrzeugen versenkt.

Nun wurde die Stadt methodisch geplündert. Alles was nur irgend von Werth war, oder fortgebracht werden konnte, wurde zusammen gehäuft. Die Flibustier nahmen sich dazu vier ganzer Wochen Zeit, während der größte Theil der Gefangenen Hungers starb; da die grausamen Sieger, ohne alle Rücksicht auf diese Unglücklichen, mit den noch übrigen Lebensmitteln ihre Schiffe anfüllten. Bloß etwas weniges Eselsfleisch wurde ihnen gegeben. Die Frauenspersonen, die, freywillig oder gezwungen, den Lüsten der Räuber dienen mußten, wurden besser gehalten; daher der

Hunger sie fast alle zur Willfährigkeit geneigt machte. Die Gefangenen wurden überdieß noch beständig gefoltert, ihr und ihrer Mitbürger verborgenes Eigenthum zu entdecken, wobey weder auf ihre Armuth, noch auf ihre Unkunde der Gegenstände geachtet wurde, und viele unter den grausamsten Martern ihren Geist aufgaben.

Der mit keinen Vortheilen, mit keiner Beute sich begnügende, und immer nach neuen Gefahren dürstende L'Olonois, wollte nun noch vierzig Französische Meilen tiefer ins Land, bis zur Stadt Merida vordringen; allein seine Leute wollten von diesem Vorschlag nichts hören, daher er ihn aufgab. Selbst ein längerer Aufenthalt in diesem americanischen Gibraltar war bedenklich, denn nach der Abfahrt jener mit Leichnamen beladenen Fahrzeuge, hatte man die neuen Todten, deren Zahl durch die hinsterbenden Verwundeten von beyden Theilen täglich wuchs, nicht geachtet; von diesen hatte man nur einige wenige, und auch diese eigentlich nicht begraben, sondern bloß ver-

scharrt, die andern alle aber den Vögeln und Insecten unverscharrt zum Raube überlassen.

Diese grausame Sorglosigkeit in einem so warmen Clima verpestete die Luft auf eine sehr fühlbare Weise; es riß unter den rohen Siegern eine Seuche ein. Mehrere wurden davon ergriffen und starben plötzlich; bey andern brachen die geheilten Wunden wieder auf, und alle merkten, daß es hohe Zeit zum Abzuge sey, wozu sie sich endlich auch rüsteten. Erst aber schickten sie vier Gefangene in den Wald, um von den geflüchteten Spaniern noch eine Ranzion von zehn tausend Spanischen Thalern zu fordern, wenn ihre Stadt, wie die Freybeuter drohten, nicht in Asche verwandelt werden sollte. Hiezu wurde ihnen jedoch nur zwey Tage Zeit gegeben. Die Frist ging zu Ende, und noch war kein Geld da. Nun steckten die Flibustier die Stadt in Brand, auf die dringenden Vorstellungen der gefangenen Spanier aber, daß die Ranzion gewiß bezahlt werden würde, hielten sie mit dem Brande ein, und halfen

sogar wieder löschen; dennoch aber wurde, da das Feuer sechs Stunden lang gewüthet hatte, ein großer Theil der Stadt nebst der Hauptkirche von den Flammen verzehrt. Das Geld zur Lösung des Orts kam endlich an, und auch noch eine außerordentliche Ranzion für die Gefangenen, deren jeder seinen Preis hatte; und nun verließen die Räuber Gibraltar, gingen zu Schiffe mit aller ihrer Beute, und nahmen auch alle Sclaven mit, die nicht noch besonders losgekauft wurden. Sie fuhren nach Maracaibo zurück, wo in ihrer Abwesenheit die ausgeplünderten Einwohner sich wieder eingefunden hatten, bey denen jetzt die Verzweiflung wieder eintrat. Die Flibustier sandten ihnen die Bothschaft, daß, wenn sie nicht ohne Verzug dreyßig tausend Piaster erlegten, ihre Stadt von neuem geplündert, und sodann verbrannt werden sollte. Die Einwohner erboten sich zwanzig tausend Piaster und fünf hundert Kühe zu geben, welches auch angenommen wurde. Während dieser Unterhandlungen aber machten sich die Flibustier einen Zeitvertreib; sie stiegen ans Land und

plünderten die Kirchen, aus welchen sie die Bilder, Altarblätter, und alle Zierrathen, die Reliquien, die Crucifixe und selbst die Glocken wegnahmen und zu Schiffe brachten. Hiezu reizte sie nicht die Raubsucht, sondern die fromme Absicht in Tortuga eine Capelle zu bauen, und solche mit diesen heiligen Kostbarkeiten zu schmücken. Nichts hielt die Flibustier nun weiter hier zurück; daher sie nach erhaltener Ranzion absegelten.

Die Fahrt ging nun nach der bey Hispaniola liegenden Kuhinsel, Isla de la Vacca, die von Französischen, regelmäßig lebenden Bucaniern bewohnt und unter ihrem Schutz eine Niederlage der Flibustier war. Hier wurden diese gewöhnlich von jenen wilden Jägern mit Fleisch versehn, wofür eine reichliche Bezahlung erfolgte. Jetzt geschah hier die Theilung der Beute nach dem obengedachten Reglement, nachdem ein jeder mit auf Crucifix oder Bibel gelegten Fingern seinen Eid erneuert hatte, nichts verheimlicht zu haben. Der Werth der Beute wurde, mit Ausnahme

der zu dem angeblich frommen Gebrauch bestimmten Kirchenkostbarkeiten, auf 260,000 Spanische Thaler berechnet, wobey der Antheil eines jeden unverwundet gebliebenen Flibustiers hundert Thaler war. Der Antheil der Todten wurde zurück gelegt, um ihn den Verwandten und Freunden der Gebliebenen zu überliefern. Nach dieser Theilung segelte L'Olonois mit seiner Flotte nach dem gewöhnlichen Rastort Tortuga, wo eben zwey Französische mit Wein und Branntwein beladene Schiffe angekommen waren, und wo denn auch, da nun die Flibustier so reichlich mit starken Getränken versehn werden konnten, in wenig Wochen die ganze Beute dieser Unholde verschlungen wurde.

L'Olonois rüstete sich jedoch bald wieder zu einer neuen Expedition. Er wählte dazu sechs Schiffe besetzt mit sieben hundert Mann, wovon er allein drey hundert auf sein Hauptschiff nahm. Seine Absicht war abermals auf Nicaragua gerichtet; allein die Flotte mußte mit widrigen Winden kämpfen,

sodann wurde sie, bald von langen Windstillen, bald von großen Stürmen befallen, und endlich in die Honduras-Bay getrieben. Es fing an den Flibustiern an Lebensmitteln zu fehlen; sie machten daher mehrere Landungen an den Küsten längs der Bay, und plünderten einige Dörfer, konnten aber keine hinreichende Quantität erlangen. Endlich kamen sie nach Puerto Cavallo, einem Ort, wo die Spanier eine Niederlage von Kaufmannsgütern hatten. Hier lag ein Spanisches Kriegsschiff von vierzig Canonen, das gar nicht zum Fechten gerüstet war, und daher fast ohne Widerstand von diesen Freybeutern erobert wurde, die nun landeten, und die Waarenmagazine nebst allen Häusern verbrannten.

Diese so freventlich dem Feuer übergebenen Waaren bestanden in Cochenille, Indigo, Häuten, Sassaparille ꝛc. Sie waren hier zusammen geführt und aufgehäuft worden, und für Guatimala bestimmt. Es war den Flibustiern unmöglich sie fortzubringen;

nur edle Metalle, Edelsteine, und sonstige nicht voluminöse Kostbarkeiten konnten ihnen nützen. Die Einwohner wurden, wie gewöhnlich, durch die grausamsten Qualen gemartert, um ihre verborgenen Habseligkeiten zu entdecken. Vielen wurden die Zungen aus dem Halse gerissen, andere nach erlittenen barbarischen Peinigungen niedergesäbelt; nur zwey ließ L'Olonois lebendig, um ihm zu Wegweisern zu dienen, da er nach der zwölf Meilen entlegenen Stadt San Pedro wollte. Er marschirte in Person dahin mit drey hundert Mann, nachdem er seinen Obergehülfen Moses van Vin mit der übrigen Mannschaft bey den Schiffen zurück gelassen hatte. Bey Antretung des Marsches wiederholte er den Seinigen den bedeutenden Wink, daß der Zurückweichende von seinen Händen fallen sollte, und nun ging es rasch vorwärts. Ein Haufen Spanier lauerte auf dem Wege in einem verschanzten, durch dicke Gehölze verdeckten, Hinterhalt, und griff von hier aus die Flibustier mit allen Vortheilen der Lage und der Ueberraschung an; allein

ohne Erfolg. Das erste Geschäft des Räuberhauptmanns, noch ehe er zur Vertheidigung schritt, war, seine beyden Führer, obgleich sie den Hinterhalt nicht gekannt hatten, niederzuhauen; sodann stürzte er auf die Spanier. Nur wenige derselben retteten sich durch die Flucht, die andern alle blieben auf dem Kampfplatz; denn selbst die Verwundeten wurden von den grausamen Flibustiern niedergehauen. Einige Gefangene ließ jedoch L'Olonois am Leben, um durch sie einen andern Weg nach der Stadt, oder wenigstens die andern Oerter des Hinterhalts zu entdecken, da diese Gefechte ihm gar nicht behagten. Die Gefangenen, die nicht sehr geneigt waren, die Entwürfe der Ihrigen zu verrathen, betheuerten in Betreff dieser Hinterhalte ihre Unwissenheit; L'Olonois ward wüthend, stieß einem sein Schwert in den Leib, riß ihm das Herz aus den Eingeweiden, nagte daran mit seinen Zähnen wie ein wildes Thier, und stieß fürchterliche Flüche gegen die gefangenen Spanier aus. Diese, geschreckt durch die eben gesehene Cannibalen-

scene, sagten ihm nun, daß er noch zwey in Hohlwegen lauernde Haufen zu passiren habe, die man unmöglich vermeiden könnte, weil kein anderer Weg zur Stadt führe. L'Olonois bereitete sich also, so gut er konnte, diese bösen Begegnungen zu bestehen, und traf bald auf zwey starke Haufen; allein auch diese wurden zurück geschlagen. Die Flibustier, bis zum Hinsinken abgemattet, drangen jedoch beständig vor, und langten endlich eine deutsche Meile von der Stadt San Pedro, in einem Gehölze an, wo sie, gequält von Hunger und Durst, die Nacht zubrachten.

Am folgenden Tage näherten sie sich der Stadt, die sie auf eine besondre Art befestigt fanden. Sie war ganz mit Dornhecken umringt, deren große Stacheln selbst gefährlicher, als die im Felde gegen die Cavallerie und bey den Festungen gebräuchlichen Fußangeln waren. Dieser Dornwald konnte den Flibustiern um so weniger behagen, da sie barfuß gingen, und ihre ganze Kleidung

bloß in einem Hemde und langen Hosen bestand. Es blieb ihnen jedoch nichts anders übrig, als vorzudringen, und sich durch die, ihr Fleisch am ganzen Leibe aufritzenden, Dornen durchzuarbeiten. Dieß geschah unter einem heftigen Kartätschenfeuer. Dem ohngeachtet wurde die Stadt bestürmt. Der Angriff dauerte vier Stunden; die Spanier wehrten sich verzweifelt, verlangten aber endlich zu capituliren; sie bedungen sich bloß zwey Stunden Ruhe aus. Ihre Absicht war in dieser Zeit ihre besten Habseligkeiten und Waaren fortzuschaffen, oder zu verbergen, und wo möglich sich auch selbst zu retten. Die ganz entkräfteten Freybeuter sagten die Bedingung zu, und hielten Wort; sie beginnen auch diese zwey Stunden über nicht die geringste Feindseligkeit, obgleich vor ihren Augen alles von Werth weggeschafft wurde. Kaum aber war die festgesetzte Zeit verflossen, so befahl L'Olonois die Flüchtlinge zu verfolgen, und ihnen nicht allein ihre Bagage abzunehmen, sondern auch sie selbst als Gefangene einzubringen, welches sofort geschah.

Die Flibustier hatten diesen Sieg mit dreyßig Todten und zwanzig Verwundeten erkauft. L'Olonois entwarf nun einen neuen verwegenen Plan; er wollte alle seine am Meer zurückgelassenen Leute an sich ziehn, und auf Guatimala losmarschiren; allein alle seine Räuber empörten sich gegen diesen Vorschlag, den sie bey ihrer geringen Anzahl als über alles tollkühn und unausführbar bezeichneten; da außer der sehr beträchtlichen Entfernung und den Schwierigkeiten des Weges, die Stadt Guitamala zu groß, und mit mehr als vier tausend Mann Besatzung versehen war. Der Anführer hatte also den Verdruß abermals seinen Entwurf von seinen minder verwegenen, und mehr überlegenden Raubcameraden verworfen zu sehn. Sie blieben noch vierzehn Tage hier, nahmen sodann mit, was nur möglicher Weise fortgebracht werden konnte, und zündeten bey ihrem Abzuge die Stadt an.

Die Flibustier erreichten ihre Schiffe zwar mit Beute, aber dem Mangel an Proviant war nicht abgeholfen. Dieser Umstand

zwang sie in der Nähe zu bleiben, und sich auf die kleinern am Ufer der Bay liegenden Eilande zu vertheilen; sie kreuzten dießmal nicht auf Beute, sondern auf Lebensmittel, in der Nähe der Halbinsel Jucatan, nachdem sie zwey Canots auf die Lauer gestellt hatten. Schildkröten fanden sie hier in Menge. Diese zu fangen war jetzt ihr vornehmstes Bestreben. Fast die ganze Mannschaft machte nun Netze aus der faserigten Rinde gewisser Bäume; sodann theilten sie sich in Haufen zu Fischpartien, und da es ihnen mit dem Fang glückte, so waren sie wenigstens eine Zeit lang vor dem Hungertode sicher. Ein jedes Schiff kreuzte für sich, da alle bloß auf ihren Unterhalt bedacht waren. Auch L'Olonois befand sich mit seinem Schiff allein. Sein Aufenthalt in dieser Bay währte über drey Monate, in Erwartung eines sehr reichen Spanischen Schiffs, von dessen naher Ankunft er Nachricht erhalten hatte. Es war von der größten Art, und wurde gewöhnlich ein solches alle Jahr, mit den besten europäischen Producten beladen, von Spanien nach Guatimala geschickt. Endlich

zeigte es sich, allein in einem furchtbaren Zustande, da es zum Fechten völlig gerüstet war, sechs und funfzig Canonen und andre zu damaliger Zeit übliche Pulvermaschinen, Munition in Menge, und hundert und dreyßig Soldaten am Bord hatte. L'Olonois, ohne erst seine andern Schiffe abzuwarten, griff es sogleich mit seinem abgesonderten Schiffe an, das zwey und zwanzig Canonen führte; die Spanier wehrten sich tapfer, schlugen die Freybeuter zurück, und zwangen diese mit ihrem Schiffe abzuziehn.

Die Flibustier waren jedoch weit entfernt ihr Vorhaben aufzugeben; ein fallender, dicker Nebel begünstigte sie; unter dessen Schutz füllte L'Olonois vier Böte mit seinen Leuten an, und erkletterte nun mit ihnen das Spanische Schiff, das in kurzem erobert war. Nun fanden die Eroberer aber zu ihrem großen Verdruß, daß das Schiff bereits an einem andern Orte größten Theils ausgeladen hatte, und nur eine geringe Beute darboth. Es waren nur noch einige Kisten Manufacturwaaren, Stangen Eisen und zwey tausend Ballen Papier

am Bord. Ueber eine Million Piaster an Werth hatte man bereits ans Land geschafft. Diese getäuschte Hoffnung that auf alle Schaaren eine große Wirkung. Besonders waren die zuletzt angeworbenen Flibustier, die sich in der Geschwindigkeit Schätze versprachen, aber bisher nur Elend eingeerndtet hatten, höchst unzufrieden, und wollten nach Hause; die Veteranen hingegen erklärten lieber umzukommen, als ohne Beute zurück zu kehren.

In dieser Lage berief L'Olonois einen Kriegsrath und schlug abermals vor, nach Guatimala zu segeln. Nun brach vollends die Zwietracht aus. Der ganze Haufen trennte sich; der größte Theil trat auf die Seite des obengedachten Moses van Vin, der sich als Haupt der Widerspenstigen aufwarf, und mit dem zulezt eroberten sechs und funfzig Canonen-Schiff heimlich davon segelte; ein anderer Räuberhauptmann, von seinem Geburtslande le Picard genannt, that ein Gleiches; aber auch diese blieben nicht zusammen. Ein jeder raubte für eigne Rechnung zu Wasser und zu Lande.

Die Absicht des van Vins war: mit dem großen eroberten Schiffe, das auch ohne andre Beute, an Silber oder Waaren, fähig war den Flibustiern Credit zu verschaffen, nach Tortuga zu segeln, sich dort mit dem Nöthigen zu versehn, und dann weiter auszulaufen. Das Schicksal aber vereitelte dieß Vorhaben; das Schiff scheiterte auf eine Sandbank, und obgleich fast alle darauf befindlichen Flibustier gerettet wurden, so wurden ihnen doch durch dieß Unglück ihre gegenwärtigen Raubmittel entzogen, und sie waren gezwungen sich zu zerstreuen.

L'Olonois blieb indeß mit seinen Anhängern auf einem beträchtlich großen Schiff in der Honduras-Bay zurück, auf- und abfahrend, in Hoffnung eines günstigen Zufalls, und immer nothleidend an Lebensmitteln; so daß sie täglich gezwungen waren ans Land zu gehen, um Affen und andre Thiere zu fangen, die nun ihre Nahrung waren. Dieß thaten sie bey Tage, des Nachts segelten sie weiter. Ihr Zustand wurde jedoch immer schlimmer,

bis endlich bey der kleinen Insel de las Perlas, ohnweit dem Vorgebirge Gracias a Dios, dieß Schiff auch, so wie das geflüchtete, auf einer Sandbank sitzen blieb. Sie warfen, um es zu erleichtern, ihre Canonen und alles was sich nur von schwerem Gewicht am Bord befand, und nur irgend entbehrt werden konnte, ins Meer, allein vergebens; das Schiff blieb unbeweglich. Die Flibustier waren jedoch so glücklich, wenigstens ihre Personen alle ans Land zu retten. Hier nun säumten sie nicht das Schiff zu zertrümmern, um sich aus dessen Brettern ein großes Boot, eine Art Barke, zu bauen. Indeß war dieß eine langwierige Arbeit; sie errichteten deßhalb am Ufer Hütten, und säeten Bohnen, auch andres Gemüse, das unter diesem milden Clima überaus geschwinde gedeiht, und das auch hier in sechs Wochen reif wurde. Wer nicht auf dem Felde zu thun hatte, ging aus zu jagen, oder zu fischen. In fünf Monaten war endlich die Barke fertig, die aber bey weitem nicht die ganze Mannschaft fassen konnte. Man beschloß mit diesem Fahrzeuge nach dem St. Jo-

hannisfluß, von den Spaniern Desaguadera genannt, zu fahren, dort andre Fahrzeuge aufzusuchen, und sodann die Zurückgebliebenen abzuholen. Es wurde deßhalb das Loos geworfen. Dieß bestimmte, wer mitfahren, oder bleiben sollte. Die Hälfte schiffte sich ein, und L'Olonois an ihrer Spitze. Sein jetzt aufgegangener böser Stern aber verfolgte ihn fortdauernd. Die Flibustier erreichten zwar glücklich den Fluß, wurden jedoch bald von Spaniern und den hier wohnenden Indianern, die sich vereinigt hatten, von allen Seiten angegriffen. Diese Wilden hatten sich durch ihren Muth bey den Spaniern in Achtung gesetzt, und wurden daher auch von ihnen Indios bravos genannt; jetzt verbanden sie sich beyde gegen die Flibustier, als ihre gemeinschaftlichen Feinde, von denen nun der größte Theil erschlagen wurde.

L'Olonois rettete sich mit den übrigen, gab aber sein Vorhaben doch nicht auf, Fahrzeuge zu erkapern, um seine zurückge-

lassenen Cameraden von der Insel de las Perlas abzuholen. Er steuerte daher nach den Küsten von Carthagena. Allein seine Stunde hatte geschlagen. Bey einer Landung fielen die Indianer von Darien, eine der wildesten Völkerschaften in America, über ihn her, machten ihn zum Gefangenen, rissen ihn lebendig in Stücken, rösteten seine Glieder, und fraßen sie. Die meisten seiner mit ans Land gestiegenen Cameraden hatten ein ähnliches Schicksal, und wurden zum Theil lebendig verbrannt. Nur wenige entkamen, um das schreckliche Ende dieses so berüchtigten Freybeuters zu verkündigen.

Lange harrten die in las Perlas gebliebenen Flibustier auf die Rückkehr ihrer Freunde; nach zehn Monaten wurden sie endlich ein anderes, zwar nicht zu ihrer Flotille doch zu ihrer Zunft gehöriges, Raubschiff gewahr, das sie aufnahm, und nun wollten beyde Parteyen, gemeinschaftlich ihre Verheerungen betreiben. Sie landeten mit ihrer ganzen Mannschaft bey Gracias a Dios,

und fuhren in Canots den Fluß hinauf; die Einwohner flohen aber bey Zeiten tief ins Land, und nahmen alles mit, selbst die Lebensmittel. Dieser Umstand, worauf diese Freybeuter gar nicht gerechnet hatten, setzte sie in schreckliche Noth. Der Hunger wüthete unter ihnen, und trieb sie längs den Küsten umher; sie hatten nichts ihn zu stillen, und fraßen daher das Leder von ihren Schuhen und von ihren Degenscheiden. Nur ein kleiner Theil erreichte das Seeufer; die andern kamen alle um, sanken kraftlos zu Boden, oder zerstreuten sich, und wurden so einzeln Schlachtopfer der zurückkehrenden Einwohner.

So war die Geschichte des Tages auch der andern Flibustier: verwegene Angriffe großer Schiffe mit kleinen Schiffen, ja oft mit bloßen Fahrzeugen und Canots; fast immer glücklicher Erfolg; Landungen; Siege gegen die Vertheidigungstruppen; Erstürmung von Forts; Plünderung der Städte und Grausamkeiten aller Art; sehr selten bey ihren Gefechten zu Wasser und zu Lande eine vollständige

Niederlage, und noch seltner ein gänzlicher Untergang, wie man bey L'Olonois gesehn hat. Die Aufzeichnung aller dieser Ereignisse würde durch die beständige Wiederholung der nämlichen Scenen ihren Werth verlieren; daher man hier, wie schon bey L'Olonois geschehn, nur die merkwürdigsten unter jenen Raubmenschen — so würdig hundert und funfzig Jahre später in Frankreich während der Schreckensperiode Rollen zu spielen — das Characteristische derselben, und die auffallendsten ihrer Thaten schildern wird; nämlich einzelner Haufen, da diese Freybeuter nie zusammen vereinigt als republicanischer Körper handelten. Auf diese Weise wird man in den folgenden Abschnitten, nicht nach chronologischer Ordnung, die hier überflüssig, ja zweckwidrig seyn würde, die Hauptunternehmungen der Flibustier aufstellen.

Sechster Abschnitt.

Eine der wichtigsten Unternehmungen der Flibustier betraf die reiche Stadt Vera Crux im Jahr 1683; sie entwickelten dabey so viel Klugheit, als Kühnheit; auch war diese That in Ansehung mancher Nebenumstände und der Folgen merkwürdig.

Van Horn, ein sehr reicher Belgier aus Ostende, hatte sich zu den Flibustiern gesellt, nachdem er zuvor einen Caperbrief von dem Gouverneur von Tortuga erhalten. Er verband mit sich zwey andere ihrer klügsten Anführer, Grammont uud Laurent de Graff; der erstere war ein Franzose, der letztere ein Holländer, und nun entwarfen

diese Flibustier den großen Plan, Vera Crux auszuplündern.

Da diese drey Männer als Freybeuter merkwürdig waren, so ist es nicht überflüssig, zur nähern Kenntniß jener Menschenart überhaupt, von ihnen hier einige Züge ihres Lebens und Characters aufzustellen.

Van Horn war anfangs ein gemeiner Matrose, der in Führung des Steuerruders viel Geschicklichkeit besaß, und sich, nach Holländischer Sitte, durch seine Sparsamkeit, im Schiffsdienst einige hundert Piaster gesammelt hatte. Mit diesem Gelde ging er nach Frankreich, erstand einen Caperbrief und rüstete ein kleines Fahrzeug aus, das durch Größe, Form und innere Einrichtung, zu besserer Verbergung seiner Absichten, einer Fischerbarke ähnlich, und nur mit fünf und zwanzig Mann besetzt war. Es hatte keine Canonen, so daß diese armen, aber patentisirten Seeräuber sich bloß aufs Entern verließen. Frankreich führte damals mit den Holländern

Krieg. Diese seine Landsleute anzugreifen, machte sich jedoch der zum Flibustier geborne van Horn kein Bedenken. Er war bald im Besitz einiger Prisen, die er in Ostende verkaufte, und sich nun ein Kriegsschiff anschaffte. Das Glück war ihn ferner günstig, und in kurzem hatte er eine kleine Caperflotte unter seinem Befehl. Dieß machte ihn so hochmüthig, daß er, mit Ausnahme der Französischen, fast alle ihm begegnenden Schiffe ohne Unterschied der Nationen angriff, und sie zwang ihm durch Niederlassung ihrer Flaggen zu huldigen. Endlich verschonte er auch selbst die Franzosen nicht. Die durch Klagen bestürmte französische Regierung gab nun Befehl ihn aufzusuchen und zu verhaften, weßhalb ein Kriegsschiff abgesandt wurde, das auch diesen Caperchef bald fand. Er ahnete die Absicht des auf ihn loßsegelnden Schiffes, und versuchte alles zu entkommen; allein das Kriegsschiff holte ihn ein. Ein Gefecht zu wagen fand van Horn bedenklich; er hielt es für wahrscheinlicher, sich

mit dem Befehlshaber auf irgend eine Art abzufinden, ließ deßhalb die Segel einziehn, und begab sich unaufgefordert zu ihm an Bord. Der Officier sagte ihm, er habe Order ihn nach Frankreich zu führen. Der Caper stellte sich hierüber erstaunt, und berief sich auf sein untadelhaftes Verfahren bey allen Vorfällen, die mit dem französischen Interesse nicht harmonirt hätten. Auf diese Entschuldigungen konnte der Seecapitain nicht achten, der sich auf seine bestimmten Befehle bezog, und das Schiff nun umwenden ließ. Der zur Verzweiflung gebrachte van Horn ging nun auf den Befehlshaber los und sagte: „Sehen Sie sich wohl vor was Sie „thun. Glauben Sie, daß die Meinigen „gelassen zusehn werden, daß man mich un„ter ihren Augen wegführt? Es sind alle „ausgesuchte, erprobte Leute, die dem Tode „trotzen, und mein Lieutenant gehört zu den „entschlossensten Menschen auf Erden. Ihr „Sieg ist noch ganz und gar nicht entschie„den. Rüsten Sie sich also nur geschwind „zu einem verzweifelten Gefecht."

Diese nachdrucksvolle Anrede, verbunden mit der Idee, die man ohnehin von der Verwegenheit dieser Caper hatte, wirkte auf den Seecapitain, und ließ ihn besorgen, daß durch ein solches Gefecht die Ehre der französischen Waffen in Gefahr kommen könnte, ja daß selbst die Entscheidung unerwartet ausfallen dürfte; er ließ ihn also frey. Van Horn zweifelte mit Recht, daß dieß behutsame Betragen des Capitains bey Hofe gut geheißen werden würde; er beschloß daher nach den Küsten des Spanischen America zu segeln, da er keine Lust hatte neue Verhaftbefehle in den europäischen Meeren abzuwarten. Er segelte nach Porto Ricco, von wo er wußte, daß nächstens die Spanischen Gallionen nach Europa ziehn würden. Es war Krieg, und man fürchtete nicht sowohl die Kriegsschiffe der Franzosen und Holländer, als ihre Caper, weßhalb die auf die Sicherheit ihrer Gallionen bedachten Spanier wegen einer Escorte sehr besorgt waren. Van Horn, dessen Namen unter den Seeleuten sehr bekannt war, segelte unter Trom-

peten= und Paukenschall in den Hafen, machte hier seine neuen Verhältnisse mit Frankreich bekannt, ließ noch einige seiner kreuzenden Schiffe zu ihm stoßen, und trug nun zum Schutz der Gallionen seine Dienste an. Die Spanier waren so überaus unvorsichtig sie anzunehmen. Die Flotille segelte bald ab; van Horn begleitete sie ziemlich weit, bis er eine günstige Gelegenheit ersah, sein schon in Europa gefaßtes Vorhaben auszuführen. Er bemächtigte sich nun zwey der reichbeladensten Gallionen, und zerstreute die übrigen. Nun war er ungeheuer reich, dabey aber auch sehr freygebig; besonders belohnte er die verwegensten unter seinen Cameraden fürstlich; so wie er während der Gefechte diejenigen, die die geringste Furcht zeigten, mit eigner Hand durchbohrte, oder mit Pistolen niederschoß. Diese seine Wildheit im Kampf und seine Freygebigkeit nach demselben, waren mit einer besondern Eitelkeit gepaart. Wenn er sich am Lande befand, kleidete er sich sehr prächtig, und behing sich mit einer Schnur von großen orientalischen

Perlen; dabey trug er als Fingerring einen in seiner Art einzigen Rubin von unschätzbarem Werth.

Van Horn erkannte jetzt das sehr mißliche seiner Lage, sah ein, daß, da er es mit den Franzosen, den Engländern, den Holländern, den Spaniern, kurz mit allen großen Seemächten ohne Ausnahme verdorben hatte, und gleichsam vogelfrey war, er sich jetzt fest an die Flibustier anschließen müßte. Er gesellte sich also zu ihnen, und wurde auch von diesen Freybeutern, wegen seiner Reichthümer, seiner Seekenntnisse, Entschlossenheit und Kühnheit, mit Freuden aufgenommen.

Grammont war ein französischer Edelmann, und zwar ein geborner Pariser. Er segelte im Jahr 1678 mit sieben hundert Mann nach Maracaibo, und eroberte die Stadt, wie man in der Folge lesen wird; sodann verließ er seine Schiffe, marschirte landeinwärts, ging über einen sehr reißenden Strom, schlug die sich ihm widersetzenden Spanier zurück, und

nahm die Stadt Torilha ein. Allein sowohl hier als in Maracaibo hatten die Einwohner Zeit gehabt sich mit allen ihren Kostbarkeiten zu retten. Eine Beute von Waaren und andern voluminösen Artikeln, die die Flibustier in ihrer Gewalt hatten, war für sie ganz nutzlos; dabey war es die höchste Zeit an den Rückzug zu denken. Grammont kam daher mit geringer Beute nach Tortuga zurück; dabey aber hatte er auch auf dieser ganzen sonst gar nicht unglücklichen Expedition, von seinen sieben hundert Flibustiern nicht mehr als zwanzig, und diese größten Theils durch Krankheiten verloren.

Im folgenden Jahr nahm Grammont eine andre Expedition auf der Küste von Cumana vor, bestürmte mit hundert und achtzig Mann Puerto-Cavallo, eroberte zwey Forts, deren Werke er ruiniren, und ihre Canonen vernageln ließ. Alles im Lande ergriff nun die Waffen, um diese Hand voll Flibustier zu verjagen, und schon rückten 2000 Mann auf die Forts und die Stadt los.

Grammont, der sich in der letztern mit sieben und vierzig Mann befand, ward hier von drey hundert Spaniern angegriffen, und war in dieser Lage auf einen klugen Rückzug bedacht. Er sandte sogleich den Seinigen Befehl, die Forts zu verlassen, und sich einzuschiffen; während er am Ufer unter einem beständigen Gefecht, wobey er selbst gefährlich am Halse verwundet wurde, mit seinem kleinen auserlesenen Haufen zwey Stunden lang, die Einschiffung deckte. Die Flibustier fochten mit solcher Wuth, daß sie die Spanier ganz aus der Fassung brachten, die es daher auch geschehn ließen, daß endlich Grammont sich selbst mit seinem Trupp und hundert und funfzig Gefangenen, worunter sich auch der Gouverneur der Stadt befand, einschiffen durfte.

Bey der sehr geringen Beute, die man unter diesen Umständen mitnehmen konnte, rechneten die Flibustier auf die Ranzion dieser Gefangenen. Allein das Schicksal war ihnen ferner nicht günstig. Grammont, der

schrecklich an seiner Wunde litt und dessen Leben in Gefahr war, befand sich auf der Rhede von Goava, als ein Orkan seine Schiffe an den Küsten zerschmetterte. Unter diesen war auch sein Hauptschiff von zwey und funfzig Canonen, worauf sich sein ganzes Vermögen befand. Grammont wurde endlich geheilt, allein er war jetzt sehr arm, weßhalb er sich erbot bey der Expedition gegen Vera Crux als gemeiner Flibustier zu dienen, welches van Horn jedoch nicht zugab.

Der dritte Anführer Laurent war nicht minder muthvoll und unternehmend, als die beyden andern. Er war ein trefflicher Artillerist, war lange Zeit in Spanischen Diensten gewesen, hatte selbst zur See gegen die Flibustier gekreuzt, und mehrere mal Gefangene von ihnen gemacht, bis er endlich selbst als Gefangener in ihre Hände fiel. Sie hatten seinen Muth erprobt, und trugen ihm daher ihre Cameradschaft an, die er auch annahm, sich schon damals bey Kreuzzügen mit van Horn vereinigte, und bald das Schrek-

ken der Spanier wurde. Eines Tages stieß er mit seinem zwar wohl ausgerüsteten, aber kleinen Schiff ganz unvermuthet auf zwey ausdrücklich gegen ihn ausgeschickte Spanische Linienschiffe, deren jedes sechzig Canonen führte. Einen solchen Kampf zu wagen, war die Partie zu ungleich; er strengte daher alles an, zu entkommen, da er aber sah, daß dieß nicht möglich war, so suchte er seinen Leuten den Entschluß einzuflößen, sich aufs äußerste zu vertheidigen. Er schilderte ihnen in einer Rede ihre allerseitige schreckliche Lage, in welcher ihnen nichts als ein schimpflicher Tod unter den grausamsten Martern bevorstände. Diese Rede that ihre Wirkung, und brachte alle seine Flibustier zu einer verzweiflungsvollen Wuth.

Um diese Stimmung zu erhalten, rief Laurent einen der Entschlossensten zu sich, befahl ihm eine brennende Lunte zu holen, und nun wieß er ihm seinen Posten zwey Schritte von der Pulverkammer an; hier sollte er, nach Verlust aller Hoffnung, das von

ihm zu gebende Signal zum Zünden erwarten. Hierauf traf er seine Anstalten, die auf ein allenthalben vertheiltes, gut gerichtetes Musketenfeuer abzweckten. Nun schrie er: „Wir müssen zwischen die feindlichen Schiffe „durchsegeln!“ Dieß geschah; und obwohl die Canonenkugeln der Spanier sein Schiff übel zurichteten, so schossen hingegen die wohlvertheilten im Zielen sehr geübten Flibustier mit ihren Musketen die auf den Verdecken beyder Schiffe sich drängenden Spanier haufenweise nieder.

Laurent, obgleich durch eine Canonenkugel am Schenkel verwundet, fuhr fort zu commandiren; auch benutzte er seine Geschicklichkeit als Artillerist, und richtete selbst die Canonen auf den Feind, wodurch er denn dem Admiralschiff den großen Mast abschoß. Hieraus entstand auf beyden Spanischen Schiffen eine Verwirrung, die für Laurent nicht verloren war, der nun glücklich entkam.

Bald darauf liefen aus Carthagena gegen diese Flibustier wieder drey Schiffe aus,

wovon die zwey größten jedes sechs und dreyßig Canonen und vier hundert Mann führte; das dritte war mit sechs Canonen und neunzig Mann bemannt. Es waren indeß noch einige mit Freybeutern besetzte Schiffe zu Laurent gestoßen, so daß bey deren Anblick die Spanische Flotille, die nur durch große Uebermacht zu siegen gehofft hatte, auf ihren Rückzug bedacht war. Die Flibustier aber ließen ihnen hiezu keine Zeit, und griffen sie selbst an. Nach einem achtstündigen Gefecht waren diese Schiffe erobert, da denn nach so vielen fehlgeschlagenen Unternehmungen die Spanier allen Muth verloren, und auf lange Zeit der Hoffnung entsagten, diese furchtbaren Feinde habhaft zu werden.

So waren die Männer, die im Jahr 1683 den überaus kühnen Entwurf machten, bloß mit ihren Flibustiern das durch Lage, Befestigung und Soldaten außerordentlich beschirmte Vera Crux anzugreifen.

In der That schienen die Schwierigkeiten bey dieser Unternehmung unüberwindlich. Die

Stadt hatte eine Besatzung von 3000 Mann, und zwar Spanische Truppen, die damals noch wegen ihres Kriegsruhms in Ansehn standen; außerdem befanden sich 800 Mann und sechzig Canonen in dem ganz nahe liegenden Fort St. Jean du Lux, das von der einen Seite das Meerufer, und von der andern die Stadt deckte; überdieß konnten innerhalb vier und zwanzig Stunden in den umliegenden Gegenden 16000 bewaffnete Menschen zur Vertheidigung von Vera Crux versammelt werden. Grammont, der den Ort und das Land genau kannte, und vorzüglich zur Unternehmung rieth, fügte seiner Nachricht noch die Bemerkung hinzu, daß die Spanier, besonders alle reiche und vermögende Leute, auf allerhand Art suchen würden Zeit zu gewinnen, um eine Gewohnheit, die in allen ihren Colonien Sitte war, zu befolgen. Diese war: bey einem feindlichen Angriff nicht erst die Größe der Gefahr zu berechnen, und den ersten Erfolg der Vertheidigung abzuwarten, sondern gleich ohne Verzug ihre Reichthümer wegzubringen, oder

sie zu vergraben, und selbst ihre Personen durch Verbergung in Wäldern in Sicherheit zu setzen. Trotz aller dieser Betrachtungen, hielt Grammont einen glücklichen Erfolg dennoch für möglich, wenn man dabey mit der nöthigen Klugheit verführe, muthig und rasch zu Werke ginge, und das Geheimniß wohl bewahrte.

Dieß letztere zu empfehlen war überflüssig; denn die strenge Beobachtung des Stillschweigens über ihre Entwürfe war bey den Flibustiern ein heiliges Gesetz, weil bey der steten Ausspähung der Spanier und deren Anhänger, sie immer Verrath besorgen mußten, wo sie sich auch befanden; und also alles was ihnen theuer war, Glück und Leben, von der genauen Befolgung dieses Gesetzes abhing.

Die ganze Räuberschaar wurde nun zusammen berufen, und ihr der Plan nicht in allen seinen Theilen, sondern nur überhaupt mitgetheilt. Obwohl die beyden andern Anführer, Laurent und van Horn, völlig mit

Grammont übereinstimmten, so zeigte sich doch die große Mehrheit der versammelten Flibustier einem Entwurf abgeneigt, bey dem sie nichts als unübersteigliche Schwierigkeiten sahen. Die Anführer, die ihre Leute kannten, und wußten, daß sie vorzüglich durch eine ganz gewisse Aussicht auf Beute gewonnen werden konnten, ließen hierauf einige gefangene Spanier vor der Versammlung erscheinen; diese sagten aus, daß man zu Vera Crux in wenig Tagen zwey für Rechnung der Kaufleute zu Caraca ausgerüstete, reichbeladene Schiffe von Goava erwarte. Diese Nachricht war entscheidend; es wurde nun beschlossen, ohne Verzug unter Segel zu gehn. Man hielt eine Musterung, und fand zwölf hundert Flibustier, die diese Unternehmung bestehn wollten. Zwey Schiffe sollten, sobald man sich Vera Crux näherte, diese ganze Anzahl der Mannschaft aufnehmen, mit Ausnahme der wenigen Seeleute, die zur Bewachung der übrigen Schiffe und Fahrzeuge erforderlich wären, welche, dem Entwurf zu Folge, im offenen Meer verweilen, und erst nach vollendeter

Unterwerfung sich zeigen sollten. Die Freybeuter hofften durch diese List ihre Stärke zu verbergen, und die Spanier am Lande glauben zu machen, daß dieß die zwey aus Goava mit Ungeduld erwarteten Schiffe wären. Dieß dachte dort auch jedermann, und Alt und Jung lief nach dem Hafen, in der Gewißheit, daß jetzt ihrem bisherigen großen Mangel an Cacao, einem Hauptbedürfniß der Spanier, abgeholfen wäre.

Alles freute sich, als man die von den Flibustiern aufgesteckte Spanische Flagge entdeckte; nur als diese Schiffe in einiger Entfernung blieben, und bey dem besten Winde nicht näher kommen wollten, vielmehr sich zurück zu ziehn schienen, entstand bey vielen ein Zweifel, den man auch dem Gouverneur Don Ludwig von Cordova mittheilte, der aber davon nichts hören wollte. Er behauptete, daß dieß die erwarteten Schiffe wären, von denen er bereits Nachricht erhalten, und daß sie völlig zu der ihm mitgetheilten Beschreibung paßten. Eine gleiche Antwort erhielt

der Commandant des Forts St. Johannis, Ulua, der ihn gewarnt hatte, auf seiner Huth zu seyn. Die Nacht brach ein, und jeder ging ruhig nach Hause, voll Vertrauen auf die Sorglosigkeit desjenigen, der das größte Interesse haben mußte, sich nicht überraschen zu lassen, und Unglück von der Stadt abzuwenden.

Die Flibustier benutzten diese Sicherheit aufs beste, und erwarteten bloß die Nacht. Ihre hintern Schiffe, wovon man in der Stadt nichts ausgespäht hatte, waren indeß heran gekommen, und nun stiegen sie um Mitternacht bey der alten Stadt Vera Crux ans Land, die unbewohnt und zwey französische Meilen von der neuen gleichen Namens entfernt war. Die Wache am Ufer wurde überfallen und niedergemacht; bald darauf stieß man auf einige Sclaven, die man als Wegweiser mitnahm, und ihnen dafür die Freyheit versprach. So geleitet trafen sie noch vor Tagesanbruch vor den Thoren der Stadt ein. Die völlig unbesorgten Einwohner dachten an

keinen Feind, als dieser auf einmal bey Eröffnung der Thore rasch eindrang, und alles was sich widersetzte niederhieb. Laurent führte einen auserwählten Haufen nach dem zur Vertheidigung der Stadt an der Landseite angelegten Fort, das eben so geschwind überrumpelt wurde. Hier fand man zwölf Canonen, womit man, um auch diese Besitznahme zu verkündigen, einige Schüsse auf die Stadt that. Die durch den gewaltigen Lärm aufgeweckten Spanischen Soldaten hielten sich immer noch stille; denn da an eben dem Tage ein großer Heiligentag gefeyert werden sollte: so glaubten sie, daß einige angesehene Einwohner diese Feyer früher wie gewöhnlich angefangen hätten; auch das Geschrey von Freunden und Feinden, das sich durchkreuzte, hielten sie für ein bloßes Freudengeschrey, und überhaupt waren sie die letzten, die da erfuhren, daß die Stadt sich in den Händen der Flibustier befände.

Nun erst griffen diese Soldaten zu den Waffen, und schrieen aus allen Kräften, was

schon jedermann wußte: „daß los Ladrones in der Stadt wären.“ Bis dahin war das Niedermetzeln noch eingeschränkt gewesen; bey diesem Widerstande aber wurden die Flibustier wüthend, und mordeten alle, die sie nur erreichen konnten. In sehr kurzer Zeit waren die Soldaten todt, verwundet, entwaffnet, oder zerstreut, die vornehmsten Einwohner aber als Gefangene eingeführt; da diese, bey ihrer gänzlichen Sicherheit, die Spanisch-Americanische Sitte des schleunigen Rettens nicht hatten befolgen können. Nun hörte das Blutbad auf, und auch der Tumult legte sich. Man sperrte alle die Gefangenen, die an Zahl die Sieger weit übertrafen, in die große Kirche, an deren Thüren Pulverhaufen und neben denselben Schildwachen mit brennenden Lunten aufgestellt wurden, um dieß Gebäude bey einem Aufruhr sogleich in die Luft zu sprengen.

Auf diese Weise waren die Flibustier in wenig Stunden, mit sehr geringem Verlust, Herren einer der schönsten und reichsten Städte

in America geworden. Sie wandten vier und zwanzig Stunden auf die Plünderung, während welcher Zeit sie alles Kostbare, was beweglich und nach ihrem Geschmack war, eiligst in ihre nunmehr auch angekommenen Schiffe brachten. Die Beute bestand in gemünztem Gold und Silber, in Kleinodien, Cochenille und andern Kostbarkeiten, deren Werth auf sechs Millionen Spanische Thaler geschätzt wurde. Diese Schätze waren jedoch nichts in Vergleichung dessen, was sie in der so reichen Stadt hätten rauben können, wenn sie mehr Zeit gehabt hätten. Allein hieran fehlte es ihnen; denn sie mußten besorgen, daß sehr bald aus den benachbarten Gegenden alle Soldaten, die, wie bereits oben gesagt, sich hier in sehr großer Anzahl befanden, unter einem Anführer sich versammeln, und auf die Stadt losziehn würden. Sie waren also gezwungen, ihrem Beutemachen ein Ziel zu setzen, trösteten sich aber dabey mit der Hoffnung künftig wieder zu kommen, und reichliche Nachlese zu halten. Dieser Trost war sehr natürlich; denn die Flibustier wurden endlich gewohnt, alles

den Spaniern gehörige als ihr Eigenthum zu betrachten, und wenn sie sich dessen nicht gleich bemächtigen konnten, so sahen sie es als hypothecirt an; daher sie oft, wenn sie nach einiger Zeit an solche vormals nur halbgeplünderte Oerter wieder kamen, von den Spaniern die Zinsen für das nicht Geraubte, und überhaupt Rechnung davon forderten.

Nach der Plünderung dachten die Flibustier nun noch an den wesentlichen Umstand, durch die Ranzion für die eingesperrten Gefangenen ihre erlangten Vortheile zu vermehren. Ein Spanischer Priester wurde in die Kirche geschickt, der hier die Kanzel bestieg, und in wenig Worten den zagenden Einwohnern den Willen der Sieger erklärte. Er sagte ihnen, die Flibustier würden ihnen Leben und Freyheit schenken, wenn sie sich loskaufen wollten. Er beschwor sie dieß zu thun, und zwar so bald als möglich, um schleunig ihr Elend zu endigen.

Diese Ermahnung wirkte. Es wurde auf der Stelle eine Sammlung gemacht, und da

die meisten Gefangenen bey der Flucht aus ihren Häusern Geld und Kostbarkeiten zu sich gesteckt hatten: so wurden in der Geschwindigkeit an 200,000 Spanische Thaler zusammen gebracht, und den Flibustiern überliefert. Sie fanden dieß aber zu wenig. Ihr Geiz kämpfte mit den Besorgnissen für ihre Sicherheit; mit dieser sahe es in der That etwas bedenklich aus; denn sie hatten Nachricht erhalten, daß der Vicekönig von Neu-Spanien mit einer ansehnlichen Macht auf dem Wege wäre. Das Glück begünstigte sie jedoch noch ferner. Der Bischof von Vera Crux war gerade abwesend; er visitirte seinen Kirchsprengel, da er denn bald das Unglück seiner Stadt erfuhr, und, den Drohungen der Freybeuter zu Folge, ihre Einäscherung und die Ermordung aller Einwohner befürchtete. Er bot alles zu Anschaffung einer Ranzion auf, und brachte auch in großer Geschwindigkeit eine Million Piaster zusammen, die den Flibustiern zugestellt wurde. Dennoch mußten die Gefangenen noch einige Stunden aushalten; denn sie erhielten ihre Freyheit

erst in dem Augenblick wieder, da die Freybeuter die Stadt verließen.

Dieß geschah bey Einbruch der Nacht, wobey sie alle Sclaven beyderley Geschlechts, auch alle Mulatten, selbst die Freyen mitnahmen. Diese Menschen, funfzehn hundert an der Zahl, sollten ihnen zu Geisseln dienen, für eine zwote Million Piaster, die der Bischof den Freybeutern auch zugesagt hatte. Dieß Geld war auch schon zusammen gebracht, allein es kam zu spät an; man konnte nicht darauf warten.

Die Flibustier eilten jetzt um so mehr abzusegeln, da sie außer den Winken von dem Anmarsch der Truppen zu Lande, nun auch von der Ankunft der Neu-Spanischen Flotte Nachricht erhalten hatten; sie trafen solche auch auf ihrem Rückzuge nahe an den Küsten, siebenzehn Segel stark. Diese beträchtliche Anzahl von Schiffen wagte es jedoch nicht die Räuber-Flotille anzufallen, welche letztere ihrer Seits um so weniger Beruf fühlte die

Spanier anzugreifen, da die Flibustier ihre Schiffe schon so reichlich mit ausgesuchter Beute beladen hatten; überdieß wußten sie, daß hier kein Gold und Silber, sondern bloß Waaren zu erbeuten wären, die gewöhnlichen, nach Vera Crux bestimmten Kaufmannsgüter, auf welche sie, wegen der Schwierigkeit des Absatzes, nur einen geringen Werth legten. So gestimmt segelten beyde Flotten ganz ruhig bey einander vorbey.

Die Flibustier aber sahen sich bald in einer andern Verlegenheit; sie hatten nicht überflüssig Wasser für sich allein, und nun sollten sie mit dem geringen Vorrath auch noch die funfzehn hundert Sclaven versehn. Dieß erzeugte einen großen Streit zwischen den Freybeutern, der bald in einen blutigen Kampf ausgebrochen wäre, endlich aber dadurch beygelegt wurde, daß man die Gefangenen auf die Schiffe vertheilte. Auf diese Unglücklichen fiel nun der ganze Jammer des Mangels; sie mußten den schrecklichsten Durst leiden, so daß drey Viertheile von ihnen hinstarben.

Der glückliche Erfolg in Vera Crux war noch von einem andern Unglück begleitet. Die beyden Anführer van Horn und Laurent entzweyten sich bey jener Fehde ihrer Schaaren so sehr, daß es zwey Meilen von Vera Crux zwischen ihnen zu einem Duell kam, bey welchem van Horn von seinem Gegner gefährlich verwundet wurde. Er starb wenig Tage darauf an dieser am Bord des Schiffs sehr vernachlässigten Wunde; man schleppte den Leichnam mit, und erst in einer großen Entfernung, in der Provinz Jucatan, wurde er begraben. Grammont wurde der Erbe seines Schiffes, und da er das Andenken seines Wohlthäters ehrte und deßhalb Laurent anfeindete, und auch ihre Leute auf beyden Theilen Partie nahmen, so wäre es bald zwischen ihnen zu blutigen Auftritten gekommen. Diese unterblieben zwar, jedoch war der Zwist die Veranlassung einer Trennung. Alle Schiffe zerstreuten sich nun, aber mit sehr verschiedenem Glück; zwey verschwanden, ohne daß man etwas weiter von ihnen hörte, eins fiel den Spaniern in die Hände, andre wurden

durch widrige Winde weit verschlagen, und nur wenige von diesen Eroberern von Vera Crux erreichten mit ihren Reichthümern ihre Heymath.

Eine andre Hauptunternehmung der Flibustier geschah im Jahr 1685 auf Campeche. Ihr Sammelplatz war die Insel Vacca, wo sich zwölf hundert Freybeuter zur Berathschlagung einfanden. Man sahe ein, daß ein Angriff auf Campeche eben so schwierig, aber minder einträglich wie die Expedition nach Vera Crux seyn würde; allein sie war nöthig, da es vielen Flibustiern, die das ihrige verpraßt hatten, jetzt an Unterhalt fehlte. Diese Unternehmung wurde nun fest beschlossen, dabey die größte Verschwiegenheit anempfohlen, und alle Vorsicht genommen, den Engländern in Jamaica, und selbst ihren Freunden in Tortuga, nichts davon wissen zu lassen. Sie wandten sich bloß an den Gouverneur der letztern Insel, den oben erwähnten wackern Statthalter Cussy, um von ihm, unter

dem Vorwand einer Kreuzfahrt gegen die Spanier, einen Caperbrief zu erhalten, wobey der wahre Entwurf mit keinem Wort berührt wurde. Cussys Antwort, die er ihnen in Person brachte, war abschläglich, indem er ihnen zugleich sagte, daß die französische Regierung auf die Flibustier wegen ihrer geringen Unterwürfigkeit gegen die königlichen Befehle außerordentlich erzürnt sey, und daß in wenig Tagen einige Fregatten aus Frankreich eintreffen würden, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen.

Diese Nachricht setzte die Flibustier in Bestürzung. Einer ihrer Anführer aber, der in den vorigen Abschnitten oft gedachte Grammont, vertheidigte sich und seine Raubcameraden, behauptete, daß der König die Lage ihrer Angelegenheiten nicht kenne, und daß der Gouverneur, bloß aus Menschenliebe sie von weitern Unternehmungen gegen die Spanier abhalten wollte. Cussy betheuerte wiederholt die königliche Unzufriedenheit, und die nahe Ankunft der Fregatten; er bat sie deßhalb dringend ihre Plane aufzugeben, und da er

wußte, wie viel Grammont über die Flibustier vermochte, so versprach er ihm, im Namen der Regierung, für seine geleisteten Dienste Beförderung, so wie er auch allen übrigen Belohnungen zusagte. Grammont erwiederte: „Wenn meine Waffenbrüder ihre „Entwürfe aufgeben wollen, so bin ich es zu„frieden.“ Alle aber schrieen einmüthig, daß man schon zu weit gegangen sey, und nicht mehr zurücktreten könne; sie fügten hinzu, daß, wenn der Gouverneur ihnen keine neuen Caperpatente geben wolle, so würden sie sich der alten zur Jagd und Fischerey in Händen habenden bedienen, da ihre Absicht ja ohnehin, so wie bey den Thieren dahin gehe, auf die Widerstand leistenden Menschen Jagd zu machen. Cussy blieb nun nichts übrig, als sich unter Drohungen zu entfernen.

Es kam bald alles zu Stande. Die Flibustier fuhren mit einem günstigen Winde ab, und langten am 5. July 1685 glücklich zu Champeton an, einem vierzehn französische Meilen von Campeche gelegenen Ort. Hier

stiegen neun hundert Mann aus ihren Schiffen in zwey und zwanzig mit Flaggen versehene Canots, und ruderten so in der Stille den ganzen Tag durch fort, bis sie Abends in der Dunkelheit bis auf einen Canonenschuß von der Stadt ankamen. Sie blieben des Nachts über in ihren Canots, mit dem festen Entschluß nicht vor ausgeführter Unternehmung zurück zu kehren; ein Vorsatz, der dießmal weit weniger auf Beute, als auf Lebensmittel abzweckte, woran sie großen Mangel litten.

Am folgenden Morgen geschah die Landung in einiger Entfernung von der Stadt. Die Spanier ließen sichs nicht träumen, daß man bey hellem Tage mit bloßen Kähnen einen so festen Ort angreifen würde; sie wußten nicht, was sie aus den ruhig gelandeten Soldaten machen sollten, die während dieser Verwunderungszeit sich formirten und ihren Marsch fortsetzten. Ein Hinderniß machte jedoch die Flibustier etwas besorgt. Dieß war eine unter den Canonen der Festung liegende Spanische Fregatte; allein das den Freybeutern

gewöhnlich holde Glück räumte auch diese Schwierigkeit aus dem Wege. Gleich nach den ersten Schüssen kam Feuer in die Pulverkammer, und die Fregatte flog nun mit aller ihrer Mannschaft in die Luft. Indessen hatten sich acht hundert Spanier nahe vor der Stadt in einen Hinterhalt gelegt, aus dem sie die Flibustier ganz unerwartet anfielen. Allein ein solcher gewöhnlich großer Vortheil, war gegen so verwegene Menschen nur von geringem Nutzen; bloß zwey Mann von ihnen kamen dabey um, und sechs wurden verwundet; die andern erholten sich sehr geschwind von ihrer Ueberraschung, fielen die Spanier mit Wuth an, schlugen sie in die Flucht und drangen sodann mit den Flüchtlingen zugleich in die Stadt. Hier fanden sie die Einwohner in den Straßen verschanzt, wo sie auch allenthalben Canonen aufgeführt hatten, und ein starkes Feuer unterhielten. Grammon machte dieser Vertheidigung bald ein Ende. Er ließ von seinen besten Schützen die Dächer und Terrassen der zunächst liegenden Häuser besteigen, von wo aus diese geübten Jäger

alle Canoniere und ihre Gehülfen bey dem Geschütz niederschossen. In kurzer Zeit war dieses nun verlassen, und die Flibustier sahen sich auf einmal im Besitz von vierzig Canonen, welche sie nun gegen die Einwohner richteten. Diese zögerten jetzt nicht sich zu ergeben, so daß die so elend bewaffneten Flibustier in drey Stunden abermals Herren einer nach allen Regeln der Kunst befestigten Stadt waren.

Noch blieb ein Fort zu erobern übrig, das mit vier hundert Mann und vier und zwanzig Canonen besetzt war, und einen regelmässigen Angriff erforderte. Grammont fand nicht nöthig damit zu eilen; er ließ seine Leute drey Tage ausruhen und sich erst satt essen, während welcher Zeit Pulver und Kugeln aus den Schiffen geholt wurden. Da es nun an Canonen nicht fehlte, so kam bald eine Batterie zu Stande, womit man neun Stunden lang Breche schoß, wobey sechs hundert hochstehende Flibustier ein unaufhörliches Musketenfeuer auf die Wälle machten, so daß kein Spanier

sich dort zeigen durfte. Es wurde jedoch der Zweck mit der Breche nicht erreicht. Man beschloß also für den folgenden Tag einen Sturm, als am Abend zuvor die Nachricht einging, daß die Spanier das Fort verlassen hätten. Eine solche Zaghaftigkeit schien den Flibustiern unglaublich; auch warteten sie die Nacht ab, die Wahrheit des Berichts zu untersuchen, wovon sie am nächsten Morgen überzeugt wurden. Sie fanden hier nur zwey Menschen: einen Engländer, der als Artillerist bey den Spaniern gedient hatte, und einen jungen Officier, der, durch Ehrgefühl getrieben, sich lieber dem Schicksal überliefern, als durch eine schändliche Flucht seinen Posten hatte verlassen wollen. Grammont empfing ihn mit Achtung, befahl nichts von seinem Eigenthum anzutasten, und setzte ihn sofort in Freyheit, wozu er noch einige Geschenke fügte.

Die Flibustier nahmen nun vor allen Dingen Vertheidigungs-Maßregeln, auf den Fall eines Angriffs, und lagerten sich sodann

ruhig in die Häuser der Stadt, wo sie eine unbedeutende Beute machten; denn der hier aufgethürmte, ungeheure Vorrath von Campecheholz, der eigentliche Reichthum des Orts, war für sie keine Beute. Auch die außerhalb in einiger Entfernung täglich in starken Haufen ausgeschickten Beutejäger waren nicht glücklicher; sie fanden niemand als einige Wilden, bis eines Tages hundert und dreyßig Flibustier in einen von dem Gouverneur von Merida in Person commandirten Hinterhalt von neun hundert Spaniern fielen. Der Kampf war gar zu ungleich; überdieß waren die Flibustier nicht zu Fuße, sondern saßen auf Pferden und Mauleseln, ein Zustand, worin sie nicht zu streiten gewohnt waren; sie gaben daher gleich jede Hoffnung zum Siege auf, und zogen sich fechtend zurück. So erreichten sie glücklich die Stadt, nachdem sie zwanzig Todte, und, was ihnen noch schmerzhafter war, auch zwey der Ihrigen als Gefangene verloren hatten.

Diese beyden Unglücklichen zu ranzioniren machte Grammont sofort am folgenden

Tage einen Versuch: er ließ den Gouverneur von Merida um deren Loslassung bitten, wofür er seinerseits versprach, alle seine Spanischen Gefangenen, Einwohner, Beamten und Officiere, ohne Ausnahme, selbst den Gouverneur von Campeche, loszugeben. Diesem Antrag fügte er die Drohung bey, daß, wenn der Gouverneur sich aus Eigensinn weigern sollte, einen so vortheilhaften, großmüthigen Vorschlag anzunehmen, so würde er alle seine Gefangenen niederhauen und die Stadt anzünden lassen. Der Gouverneur gab die stolze Antwort: „Es stände den Flibustiern frey nach Wohlgefallen zu verbrennen und morden; daß er Geld habe die „Stadt wieder aufzubauen und sie wieder zu „bevölkern, so wie er auch Soldaten habe, „um Grammont nebst seinen Räubern zu „bekämpfen, weshalb er auch gekommen sey.“

Der über diese Großsprecherey erbitterte Grammont vergaß nun alle bisher beobachtete Schonung. Bis jetzt war noch wenig geschehn, was eine feindliche Anwesenheit be-

wiesen hatte. Nun aber wurde es anders. Er führte den Boten mit sich in der Stadt herum, die er in seiner Gegenwart anzünden, und dabey fünf gefangenen Spaniern die Köpfe abschlagen ließ. „Nun geht, sagte „Grammont, und meldet Eurem Herrn, „daß ich seinen Befehl vollzogen habe.“ Auch ließ er ihm wissen, daß er es mit den übrigen Gefangenen eben so machen würde. Diese That machte keinen Eindruck; vielmehr erfolgte auf die blutige Aeußerung eine eben so stolze Antwort, wie die erste. Die Drohung wurde jedoch nicht ausgeführt, weil Grammont nicht in einem solchen Grade boshaft war. Er begnügte sich das Fort einzuäschern, feyerte den Tag des Heiligen Ludwig durch Canonen- und Musketenschüsse, und durch eine Art Freudenfeuer, wie man noch keines in der Welt gesehn hatte, indem er zu Ehren des Königs von Frankreich für 200,000 Piaster von dem kostbaren Campecheholz verbrennen ließ. Gleich nach dieser Namensfeyer rüstete er sich zur Abreise, gab den Gefangenen die Freyheit, und ging am 29 August

1685, nach einem siebenwöchentlichen Aufenthalt zu Campeche, nach St. Domingo zurück.

Diese Unternehmung Grammonts und seiner Flibustier war, wie oben erzählt, nicht allein gegen den Willen des Gouverneurs dieser Insel, sondern auch ohne alle Rücksicht auf die Befehle des Königs von Frankreich geschehn; die Flibustier hatten also Ursache besorgt zu seyn, wenn nicht das Betragen der Spanier in dieser Zwischenzeit, ohngeachtet des zwischen ihnen und den Franzosen geschlossenen Friedens, feindselig gewesen wäre. Sie landeten auf den französischen Küsten von St. Domingo, und nahmen Schiffe aus den Häfen weg. Dieß rechtfertigte nun von Seiten der Franzosen auch fernere Feindseligkeiten. Der Gouverneur de Cussy, der Grammonts Muth, Fähigkeiten und Character sehr schätzte, hatte ohnehin den letzten Zug der Flibustier nach Campeche, der französischen Regierung in einem milden Lichte vorgestellt, und diesen Anführer als Lieutenant des Königs

in dem südlichen Theil von St. Domingo vorgeschlagen. Die Regierung hatte es bewilligt, und Grammont war es auch zufrieden; nur wünschte er vor Ankunft der Patente, um seine Thaten als Flibustier zu beschließen, noch eine Fahrt zu thun, und schiffte sich daher eiligst mit hundert und achtzig Mann ein. Man wußte nicht, wohin der Zug gehen sollte. Dieser Umstand war und blieb ein Geheimniß; denn das Schiff verschwand mit Grammont und der ganzen Mannschaft, so daß man nichts weiter mehr von ihnen hörte.

Siebenter Abschnitt.

Ein vor andern sehr ausgezeichneter Anführer dieser kühnen Flibustier war Morgan, der Sohn eines wohlhabenden Englischen Pachters aus Wallis; ein Mensch, der durch die Wildheit seines Characters, durch die Stärke seines Geistes, durch den Umfang und die Dauer seiner Thaten, so wie durch sein Glück, vielleicht alle Flibustier übertraf. Er ging als Matrose zur See, kam nach Jamaica, und gesellte sich bald zu den Westindischen Corsaren. Einer ihrer Anführer, ein alter Flibustier, Namens Mansfield, auch ein Engländer, gewann den jungen Morgan lieb, und da er bald seinen Werth durch Thaten, sowohl den Cameraden, als ihrem An-

führer zeigte, so ernannte ihn dieser zu seinem Viceadmiral. Bald darauf erfolgte Mansfields Tod im Jahr 1668. Dieß war die Epoche von Morgans Unternehmungen. Keiner von seinen Miträubern bey dieser geschlossenen Societät machte ihm die Befehlshaberstelle streitig, und nun wurde Morgan in kurzem durch seinen guten Kopf und durch seine große Verwegenheit einer der berüchtigsten Häupter der Flibustier.

Nach den ersten glücklichen Räubereyen beredete er seine Cameraden ihr Geld nicht zu verschwenden, sondern zu größern Entwürfen zu sammeln. Dieß geschah auch von vielen, und in wenig Monaten hatte er zwölf Segel, theils Schiffe, theils Fahrzeuge, die mit sieben hundert Mann besetzt waren, mit denen er die südlichen Häfen der Insel Cuba heimsuchte, und endlich einen Angriff auf die Stadt El Puerto del Principe beschloß.

Dieser auf der Insel Cuba landeinwärts liegende Ort erfordert, so wie die Insel

selbst zur Kenntniß dieser Geschichte, eine kurze Schilderung, die jedoch nur hier in sehr wenig Worten gegeben wird, da ausführliche geographische Beschreibungen nicht zum Zweck des gegenwärtigen Werks gehören.

Die Insel hat zwey hundert französische Meilen in ihrer Länge, und in ihrer größten Breite funfzig. Sie ist voll großer mit Kupfer, Silber und Gold gefüllten Berge. Die Stadt selbst war reich, voller Menschen, lag ferne von den Küsten, und war nie von Seeräubern besucht worden.

Es befand sich am Bord der Raubflotte ein gefangener Spanier, der gut schwimmen konnte, und zur Nachtzeit ins Meer sprang, auch glücklich entkam. Durch diesen erfuhr der Gouverneur den Anschlag, nahm in der Geschwindigkeit Vertheidigungs-Maßregeln, und bot alle Einwohner dazu auf; sodann ging er den Räubern mit acht hundert Mann entgegen. Es kam auf einer großen Wiese zu einem Gefecht, das vier Stunden dauerte,

und sich mit der gänzlichen Niederlage der Spanier endigte, wobey der Gouverneur selbst auf dem Platz blieb. Die Stadt vertheidigte sich noch eine Weile; die Einwohner verrammelten ihre Häuser, und schossen aus den Fenstern; allein sie ergaben sich endlich auf die Drohung der Flibustier: daß die Stadt bey einem längern Widerstande in Flammen gesetzt, und alle Weiber und Kinder in Stücken zerrissen werden sollten.

Morgan sahe zu seiner Kränkung, daß die Einwohner während den Gefechten ihre besten Sachen fortgeschafft hatten. Viele dieser Unglücklichen wurden gefoltert, um Entdeckungen zu machen; allein die Räuber konnten nichts von ihnen heraus bringen. Das Zurückgebliebene war unbedeutend; indeß wurde dieß methodisch geplündert. Zur größern Bequemlichkeit wurden alle Spanier von jedem Geschlecht bis auf die Säuglinge herab, und selbst die Sclaven in die Kirchen eingesperrt, wobey man ihnen, wie gewöhnlich, nichts zu essen gab; so daß ein

großer Theil aus Mangel an Nahrung umkam. Die Flibustier wollten nun weiter. Ihr Anführer forderte daher von den gefangenen Einwohnern eine zwiefache Ranzion, für ihre Personen, wenn sie nicht alle nach Jamaica transportirt seyn wollten, und für ihre Stadt, wenn solche nicht in einen Aschenhaufen verwandelt werden sollte. Es wurden nun vier Gefangene nach den Wäldern abgeordnet, um von den Einwohnern, oder auch von andern Oertern, das Erforderliche beyzubringen. Sie kehrten bald mit der Nachricht zurück, daß alles gezahlt werden würde, und man nur noch vierzehn Tage Geduld haben möchte. Dieß bewilligte Morgan; allein zwey Tage nachher brachte man einen Neger ein, bey dem man Briefe vom Gouverneur von St. Jago, an einige Gefangene geschrieben, gefunden hatte. Er rieth ihnen, sich nicht mit der Ranzion zu übereilen, sondern unter allerhand Vorwand die Freybeuter aufzuhalten, da er in kurzem selbst zu ihrem Beystand kommen würde. Morgan ließ den Inhalt dieser Briefe nicht laut werden, erklärte den Gefan-

genen aber, daß er nicht länger als bis zum folgenden Tage warten würde; auf ihre Vorstellungen und in der Vermuthung eines baldigen Angriffs von einer starken Macht, begnügte er sich jedoch mit fünf hundert Ochsen und Kühen, die am Bord seiner Schiffe gebracht werden sollten, wobey er die sechs vornehmsten Einwohner als Geißeln mitnahm.

Das Vieh wurde richtig geliefert, worauf die Flibustier absegelten, deren Beute sich dießmal, außer einigen fabricirten Waaren, an Golde und Silber nicht über 50,000 Piaster erstreckte. Diese geringen Vortheile erzeugten viel Mißmuth; man zankte sich, und ein Franzose wurde bey dieser Gelegenheit von einem Engländer ermordet. Nun wachte die Nationalerbitterung auf; die Parteyen waren daher bald gemacht. Der Flibustierhaufen bestand ganz aus Menschen von diesen beyden Nationen, die jetzt alle zu den Waffen griffen, um sich gegenseitig zu bekämpfen. Morgan hinderte jedoch den Ausbruch der Feindseligkeiten, ließ den Mörder, seinen Landsmann, in

Ketten legen, und gelobte feyerlich ihn in Jamaica dem Tribunal zu übergeben. Dieß beruhigte zwar die Franzosen, allein es konnte ihre Unzufriedenheit wegen der geringen Beute nicht stillen; wozu auch kam, daß sie mit den Engländern in Betreff der neuen Unternehmungen nicht einig werden konnten. Einige Franzosen warteten nicht länger; sie nahmen ein Fahrzeug, und so trennten sie sich, obwohl mit allen äußern Zeichen der Freundschaft. Morgan wünschte ihnen Glück auf die Reise, versprach nochmals die gerichtliche Bestrafung des Mörders, und hielt auch Wort; denn sobald er nach Jamaica kam, ließ er ihm den Proceß machen, und aufhängen.

Die Erbitterung der beyden Nationen war jedoch dadurch nicht gehoben. Ohnehin war das lange Zusammenhalten von Menschen zu bewundern gewesen, die durch Sprache und Denkungsart, Religion und Sitten, sehr von einander abwichen. Da sie zum Theil abgesonderte Schiffe und Fahrzeuge hatten, so war für sie, nach dem Beyspiel ihrer zuvor abge-

segelten Landsleute, die Trennung desto leichter. Sie ging ohne fernere Zwistigkeiten vor sich. Die meisten Franzosen verließen Morgan, wählten unter den Ihrigen einen andern Anführer und segelten fort. Dennoch blieben mehrere von dieser Nation bey ihm zurück.

Das Zutrauen der Flibustier zu diesem Oberräuber war außerordentlich; daher der Abgang der vielen Franzosen kaum gemerkt wurde. Seine nunmehr nicht so sehr vermischten Landsleute hingen jetzt desto fester zusammen, versprachen ihm überall zu folgen, und beeiferten sich in Jamaica Recruten zu werben, so daß er in wenig Wochen wieder neun Segel, Schiffe und Fahrzeuge verschiedener Größe, und vier hundert und sechzig Mann beysammen hatte, die da zusagten, ihn nicht zu verlassen. Bisher hatten die Flibustier immer ihre Landungen auf den Inseln gemacht; Morgans Plane aber waren größerer Art; er richtete seinen Lauf nach dem festen Lande von America. Sein Vorsatz war: die große reiche Stadt Porto Bello zu plündern. Diese von

drey festen Castellen gedeckte Stadt liegt am Ocean, an einem Meerbusen, an der Nordseite von der Landenge von Panama. Sie gehört zur Provinz Costa Rica, und ist seit mehr als zwey Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag fortdauernd, in der Handelswelt als der größte Silbermarkt des Erdbodens berühmt. Vierzehn Seemeilen von dem Meerbusen Darien gelegen, war sie schon damals eine sehr ansehnliche Stadt, und nächst der Havanna der festeste Ort aller Spanischen Besitzungen in America. Die am Eingang des Hafens befindlichen fast unbezwingbar gehaltenen Castelle, St. Jacob und St. Philipp, hatten eine Besatzung von drey hundert Soldaten. In der Stadt selbst, so groß sie auch war, wohnten jedoch nur vier hundert Familien, da das Clima durch die Dünste der nahe liegenden Berge hier sehr ungesund ist. Der Ort bestand größten Theils aus Waarenhäusern, deren Eigner in der benachbarten Stadt Panama wohnten, und zu gewissen Jahreszeiten das aus Peru und Mexico kommende Gold und Silber auf Mauleseln nach Porto Bello

schaffen ließen. Uebrigens hatten die Einwohner dieser letztern Stadt, so gering auch ihre Zahl war, den Ruf gute Soldaten zu seyn, indem sie sich bey mehreren Gelegenheiten brav vertheidigt hatten.

Morgan hatte seinen Anschlag auf Porto Bello niemand entdeckt, um den Spaniern, die eine solche Unternehmung nimmermehr ahneten, jede Kunde davon zu entziehn. Auch die ihnen untergeordneten Flibustier hatten an nichts dergleichen gedacht; sie erschraken, als er ihnen seine Absicht eröffnete; selbst die Kühnsten schüttelten die Köpfe, und bezogen sich auf ihre kleine Anzahl, womit man nicht hoffen könne, eine Stadt von solchem Umfang und solcher Festigkeit zu erobern. Morgan bekämpfte diese Vorstellung und sagte: „Obgleich unsre Zahl klein ist, so sind doch unsre „Herzen groß; je weniger wir sind, je größer „wird unsre Einigkeit seyn, und je besser werden die Portionen der Beute ausfallen." Seine Reden und die Hoffnung großer Reichthümer belebten endlich den Muth aller,

und einmüthig wurde die Unternehmung beschlossen.

Im Jahr 1668 ward sie ausgeführt; in eben dem Jahre, da die Spanier in dem damals geschlossenen Aachner Frieden mit inbegriffen wurden. Jetzt konnten sie sich erholen; denn, ausgesöhnt mit den europäischen Mächten, hatten sie eine Zeit lang keine andern Feinde, als die Flibustier, die jedoch im Wesentlichen für Spanien nachtheiliger, wie alle waren, da sie die Lebenskräfte des Staats angriffen. Vergebens versuchte man, mit Bezug auf diesen Friedenstractat, bey ihren Expeditionen vor der Hand auch einen Stillstand mit ihnen zu bewirken. Sie antworteten aber: „Dieser Tractat geht uns nichts an; „wir sind nicht mit zu den Conferenzen berufen worden, und haben keine Repräsentanten „bey dem Friedenscongreß gehabt.“ Nichts hinderte also die Unternehmung auf Porto Bello.

Morgan ging in der Dunkelheit der Nacht in einiger Entfernung von der Stadt

vor Anker. Nur einige wenige wurden auf den Schiffen zurückgelassen, die andern alle warfen sich in Fahrzeuge und Boote, um in größter Stille ganz in der Nähe des Hafens zu landen. Dieß geschah. Morgan schickte vier Mann aus, unter Anführung eines Engländers, der den Ort gut kannte, mit dem Befehl die Schildwache des Vorpostens ohne Geräusch zu ermorden, oder wegzucapern. Dieß letztere gelang; man überrumpelte den Soldaten, nahm ihm sein Gewehr, band ihm die Hände, und führte ihn zum Räuberhauptmann, der unter den fürchterlichsten Drohungen die nöthigen Nachrichten von ihm auspreßte. Nun näherte man sich dem ersten Castell, und kam unentdeckt bis an die Mauern. Von hier aus mußte der gefangene Soldat seinen Landsleuten in Morgan's Namen zurufen, sich gleich zu ergeben, wenn sie nicht alle in Stücken gehauen seyn wollten. Diese Drohung aber that keine Wirkung; die Besatzung fing an zu feuern, und that einen muthigen Widerstand. Allein dennoch war in kurzer Zeit das Castell erobert. Die Fli-

bustier glaubten, ihre Sicherheit erfordre, als Schreckmaßregel für die andern Bewohner, ihre Drohung zu erfüllen. Sie sperrten die gefangenen Soldaten alle zusammen an einem Orte ein, zündeten sodann das reichlich versehene Pulvermagazin an, und sprengten so das ganze Castell nebst der Besatzung in die Luft, während die Sieger auf die Stadt losdrangen. Hier waren die erschrockenen Einwohner beschäftigt, wenigstens einen Theil ihrer Reichthümer eiligst zu verbergen. Sie versenkten solche in Brunnen, oder vergruben sie in der Erde. Der Gouverneur versuchte vergebens sie zur Vertheidigung zu bringen, die ihm jetzt allein überlassen wurde. Er warf sich daher in das andre Hauptcastell und machte auf die Freybeuter ein starkes Feuer. Diese ließen sich jedoch nicht vom Sturm abschrecken, der von Tagesanbruch bis zu Mittage dauerte, ohne daß in dieser ganzen Zeit die Stürmer einen Fußbreit vorrücken konnten.

Die Flibustier versuchten nun glühende Kugeln an die Thore des Castells zu legen, um sie abzubrennen; aber dieß mißlang, denn die Thore waren größten Theils von Eisen; überdieß warfen die Spanier von der Besatzung so viel Steine und mit Pulver gefüllte Töpfe von den Mauern herab, daß die Annäherung ein gewisser Tod war. Schon begann selbst der starrsinnige Morgan an einem glücklichen Erfolg zu zweifeln, als er in einiger Entfernung von einem kleinen bereits eroberten Fort die Englische Flagge wehen sahe. Dieser Anblick munterte ihn und die Seinigen auf. Er befahl alle Mönche und Nonnen aus den Klöstern zu holen; zugleich ließ er in der Geschwindigkeit zwölf Leitern machen, so breit, daß vier Mann neben einander sie besteigen konnten. Diese Leitern wurden die unglücklichen Klosterbewohner gezwungen an die Mauern zu legen. Sie sollten zum Schutz der Flibustier dienen, die hinter ihnen anrückten. Morgan glaubte nicht, daß der Gouverneur auf Landsleute, zumal auf solche durch

den Aberglauben geheiligte Personen, feuern würde, die überdieß sich gar nicht leidend dabey verhielten, sondern durch die Todesangst gequält ihm aus vollem Halse in einem Chor zuschrien, und bey allen Heiligen beschworen, das Castell zu übergeben, und ihrer aller Leben zu schonen. Die Flibustier verstärkten diese gräßliche Scene durch die Drohung — die bey ihnen nie leere Worte waren — bey einem längern Widerstande alles ohne Gnade niederzumachen. Schon war die Lage der Vertheidiger im Castell schrecklich; denn die Mauern, an deren Fuß die Stürmer sich bereits befanden, waren nicht hoch und die Batterien so unbedeckt, daß, da die Flibustier unten immer zum Schuß fertig lagen, und sie so geübt im Zielen waren, jede abgebrannte Canone immer einigen Spaniern das Leben kostete. Dennoch wollten sie von keiner Uebergabe etwas hören.

Vorzüglich war der Gouverneur taub gegen alle Drohungen, so wie gegen das Zetergeschrey

der armen Klosterbewohner beyderley Geschlechts, die man noch durch andre zur Vormauer herbeygeschleppte Frauenspersonen aus der Stadt, Weiber und Kinder, verstärkt hatte. Ohne Rücksicht aber auf religiöse Grundsätze und Menschlichkeit ließ dieser Spanische Befehlshaber sein Geschütz auf die hinter ihrer lebendigen Brustwehr andringenden Stürmer richten, die dabey sehr wenig litten; dagegen aber eine beträchtliche Anzahl Mönche, Nonnen und andrer Weiber zu Boden gestreckt wurde, bevor diese Unglücklichen die Leitern anlegen konnten.

Jetzt war der Sturm den Freybeutern erleichtert, obgleich sie keine andern Waffen hatten, als ihre Pistolen und Schwerter. In kurzer Zeit waren sie oben auf der Mauer, von wo sie eine besondre Art irdener Kugeln mit Pulver gefüllt herab unter die sich etwas zurück ziehenden Spanier warfen, die sich jetzt nur noch mit ihren Piken wehrten, allein sich doch noch nicht ergeben wollten. Man mußte sie niedermachen.

Diese Sturmscenen hatten von Tagesanbruch bis zu Mittag gedauert. Noch aber blieb den Flibustiern das andre Fort zu erobern übrig, wohin sich viele von der Besatzung des erstern mit dem Gouverneur gerettet hatten; ein Fort, das, minder bedeutend wie das bereits eroberte, bloß den Eingang des Hafens bedeckte; dessen Besitz jedoch den Freybeutern zur Einfuhr ihrer Schiffe durchaus nothwendig war. Zwar hinderte sie jetzt nichts die Stadt zu plündern; allein die Beute fortzuschleppen, besonders aber die große Anzahl ihrer Verwundeten sicher mit fortzuschaffen, bedurften sie ihrer zurückgelassenen Schiffe.

Um keine Zeit unnütz zu verlieren, forderten sie den Gouverneur, unter der Zusage das Leben aller der Seinigen zu schonen, zur Uebergabe auf; allein Canonenschüsse waren seine Antwort. Die Flibustier bedachten sich nun nicht lange; sie griffen dieß zweyte Fort so wie das erste mit dem Säbel in der Faust an, wobey die eroberten, jetzt gegen dasselbe gerich-

teten, Canonen die Eroberung beschleunigten. Die Officiere fochten alle, bis sie hinsanken; nicht aber so ihre Soldaten, die nun ihre Waffen hinstreckten, und um ihr Leben fleh- ten. Der Gouverneur, ein Castilier, ver- theidigte sich fortdauernd wüthend, und er- legte mehrere Feinde mit eignen Händen. Die Flibustier bewunderten ihn und boten ihm Pardon an, er schlug ihn aber aus, ob- gleich seine Frau und Tochter ihn schreiend anflehten, sein Leben zu erhalten. Er sagte ihnen: „Ich will lieber fechtend, als auf dem „Blutgerüst sterben!" So gestimmt fuhr er fort sich wie ein Löwe zu vertheidigen, bis man ihn niedergemacht hatte. Jetzt war Morgan Meister beyder festen Castelle. Mit vier hundert Mann und ohne Canonen hatte er dieß ausgeführt. Die Männer, die Frau- ensperfonen und auch die Verwundeten, wur- den nun alle in abgesonderte Behältnisse ge- than, wobey der Barbar in Ansehung der letztern sagte: „Ihr gegenseitiges Winseln „wird bey ihren Wunden die Stelle der „Pflaster vertreten."

Die Nacht trat ein, die von den Flibustiern mit Schwelgen und Nothzucht zugebracht wurde. Die Frauenspersonen, die Widerstand gegen die Lüste der Eroberer versuchten, wurden mit einem augenblicklichen Tode bedroht; die dennoch dabey verharrten, mußten gleich ohne Beichte sterben. Den andern Tag spürten die Sieger nach, Reichthümer aufzufinden, wobey eine Menge Menschen auf die entsetzlichste Weise gemartert wurde. Mehrere überlebten diese Qualen nicht.

Morgan hörte, daß der Obergouverneur, oder Präsident in Panama, Don Juan Perez von Gusman, von allen Seiten Truppen zusammen zöge, um ihn durch Uebermacht zu erdrücken. Dieß störte jedoch seine Operationen nicht im geringsten, da er im äußersten Nothfall seine Schiffe bey der Hand hatte. Indeß ließ er doch den Schutt in den Forts aufräumen, und die Canonen wieder aufpflanzen, um nöthigenfalls sich zu vertheidigen.

Die Freybeuter blieben ganz unbesorgt funfzehn Tage in Porto Bello, während welcher Zeit sie ihre Flotte mit Proviant versahn, und ihren ganzen Raub an Bord brachten. Sie hätten ihren Anfenthalt noch verlängert; allein bey ihren Schwelgereyen hatten sie so viel Lebensmittel freventlich verwüstet, daß sie sich zuletzt größten Theils mit Esels- und Pferdefleisch nähren mußten. Dieß war besonders für die Gefangenen schrecklich, die nichts als solches Fleisch, ohne alles Brot und überdieß sehr sparsam zugetheilt, dabey Pfützenwasser bekamen. Dieß elende, schlammigte Wasser war zwar das gewöhnliche Getränk der Einwohner, allein es wurde sonst immer durch Steine filtrirt, welches diese Unglücklichen jetzt nicht thun konnten. Auch die Räuber hatten kein ander Wasser, und hatten daher ihre Maßregeln beschleunigt, den Ort zu verlassen.

Morgan war vor seinem Abzuge noch so kühn, zwey Gefangene an den Oberstatthalter

in Panama zu senden, und von ihm als Ranzion der Stadt Porto Bello 100,000 Piaster zu fordern, wenn er sie nicht eingeäschert sehen wollte. Der Präsident hatte noch nicht alle Truppen beysammen; nur 1500 konnte er mustern; er wollte aber nun, bey dieser ohnehin schon so starken Uebermacht, nicht länger warten, sondern die Antwort selbst überbringen. Die Flibustier, weit entfernt sich von der Zahl dieser vierfach stärkern Feinde schrecken zu lassen, dachten an keine Flucht; vielmehr gingen sie den Anrückenden entgegen, und besetzten einen engen Paß, wo sie die Spanier selbst anfielen und sie auch mit großem Verlust zurückschlugen. Gusman achtete dieses nicht; in der Zuversicht bald so sehr verstärkt zu werden, daß der endliche Sieg ihm gar nicht fehlen könnte, schickte er einen Bothen an Morgan, mit der Weisung, daß, wenn er nicht mit seinen Leuten unverzüglich Porto Bello verließe, ihn nichts sollte retten können. Morgan antwortete, daß er erst das verlangte Ranzionsgeld haben müßte; bekäme er es nicht, so würde er sich freylich

einschiffen, allein zuvor die Stadt verbrennen, die Castelle demoliren und alle Gefangene umbringen lassen. Diese entschlossene Antwort schlug den Muth des Präsidenten nieder; er hatte gleich auf die erste Nachricht von der Einnahme von Porto Bello Eilbothen nach Carthagena geschickt, um von dort schleunig eine kleine Flotte abzusenden, die den Flibustiern von der Meerseite den Rücken versperren sollte, während er sie von der Landseite angreifen würde; allein nach Spanischer Art wurde diese Expedition sehr verzögert, und es war jetzt, da die Freybeuter schon völlig segelfertig waren, nicht die geringste Hoffnung, daß diese Flotille noch zur rechten Zeit ankommen könnte. In dieser Lage überließ nun der Präsident Gusman es den Einwohnern, nach Wohlgefallen zu handeln, die jetzt bald die 100,000 Piaster zusammen brachten. Er, der als General in Flandern gedient, fing nunmehr selbst an, die Flibustier zu bewundern, die mit so wenig Mannschaft so große Dinge gethan, und ohne alle Belagerung eine durch Mauern,

Wälle und Canonen beschützte Stadt eingenommen hatten; er konnte nicht begreifen, welcher Waffen man sich dabey bedient hätte, und schickte daher an Morgan einen Abgeordneten, um ihm Erfrischungen zu bringen, und zugleich ihn um ein Stück von seinen Waffen, als ein Denkmal zu bitten. Der Abgeordnete wurde freundlich empfangen, und bekam eine Pistole mit einigen kleinen Kugeln, nebst folgendem Auftrag Morgan's: „Sagt dem „Präsidenten, er möchte dieß kleine Muster von „den Waffen annehmen, womit ich Porto „Bello erobert habe, und sie ein Jahr lang „aufbewahren; sodann verspreche ich, selbst „nach Panama zu kommen, und ihm persön„lich ihren Gebrauch zu zeigen." Der Präsident fügte seinem Dank einen schönen Schmaragd bey, der in einen goldenen Ring gefaßt war, schickte ihm aber das Geschenk der Pistole und Kugeln wieder zurück, mit der Aeußerung, daß er an Waffen dieser Art keinen Mangel hätte; er rieth ihm dabey, sich die Mühe zu ersparen, nach Panama zu kommen, weil es ihm hier nicht so gut, wie in Porto

Bello gehen würde. Der Präsident war dabey so höflich, sein Bedauern zu äußern, daß so tapfre Leute nicht im Dienst eines großen Fürsten, oder in einem gerechten Kriege, ihren bewunderungswerthen Muth zeigen könnten.

Die Flibustier schifften sich nun ungehindert ein, nachdem sie noch aus den Castellen die besten Canonen genommen, und die übrigen vernagelt hatten. Sie segelten erst nach der Insel Cuba, wo sie ihre Beute musterten, die außer einer großen Menge kostbarer Waaren und Kleinodien, an gemünztem oder verarbeitetem Gold und Silber an 250,000 Piaster betrug, womit sie nun nach Jamaica steuerten.

An Ruhe war bey diesen Menschen nicht zu denken. Es wurde daher bald an einer neuen Ausrüstung gearbeitet, wobey es nicht an Veteranen, noch an Lehrlingen fehlte, welche die Raubgier zu des berufenen Morgan's Flagge führte. Durch Beyhülfe des ihn beschützenden Gouverneurs der Insel, erlangte er, zur Verstärkung seiner Flotte, auch ein Schiff von

sechs und dreyßig Canonen, womit er im Januar 1669 nach Hispaniola abfuhr, um an diesen Küsten vorläufig, bis zur völligen Ausrüstung, noch Beute zu machen. Es lag hier ein eben so großes Schiff, auch mit sechs und dreyßig Canonen besetzt und französischen Seeräubern gehörend, in einem Hafen der Insel. Dieß Schiff war von St. Malo ausgelaufen, um mit den Spaniern in America zu handeln, hatte aber bey der Ankunft in den Westindischen Meeren seinen Entschluß geändert, und es einträglicher gefunden, vermittelst eines erstandenen Caperpatents, gegen die Spanier zu kreuzen, unterstützt von mehreren französischen Flibustiern, die sich zu Tortuga mit diesen Capern verbunden hatten. Morgan wünschte auch dieß Schiff mit seiner Flotte zu vereinigen; die Franzosen aber schlugen es ab, weil sie wegen einer begangenen That nicht ohne Besorgniß waren. Sie hatten ganz neuerlich auf einem Creuzzuge, durch großen Mangel an Lebensmitteln gedrängt, diese ohne Bezahlung mit Gewalt aus einem Englischen Schiff genommen, und dafür Verschreibungen gegeben.

Morgan wußte dieß und bemühte sich ihre Besorgnisse zu heben; da er aber die Schiffsbeamten unter den Franzosen durchaus nicht gewinnen konnte, und der Capitain überdieß solche Bedingungen machte, die wider das Reglement der Flibustier liefen, so beschloß er sich an dem Oberschiffer und seinen Vertrauten zu rächen. Er wurde hiezu noch aufgemuntert durch die französischen Flibustier, die, gelockt durch die Aussicht der Beute, zu den Engländern übergingen, und dabey den Umstand verriethen, daß der Capitain zu Baracoa auf der Insel Cuba geankert, und dort auch ein Caperpatent von den Spaniern erschlichen, um gegen die Engländer zu kreuzen. Nach dieser Entdeckung hielt sich Morgan nicht länger; er stellte sich freundlich, und lud den Capitain nebst den vornehmsten Schiffsbeamten auf sein großes Schiff zu einem Mahl ein. Kaum aber waren sie am Bord, so ließ er sie wegen des vorgedachten Raubs alle in Verhaft nehmen.

Man feyerte diesen Tag der Rache durch einen Kriegsrath, worin Morgan den durch

die Ankunft aller übrigen Schiffe nunmehr vollständig versammelten Flibustiern seinen Plan vorlegte, nach Savona zu segeln, und die aus Spanien kommende reiche Flotille wegzucapern. Der Vorschlag fand den größten Beyfall; ein Freudentaumel ergriff sie alle; sie feuerten die Canonen ab, und zechten, bis die meisten sinnlos besoffen waren. Mitten unter diesem Jubel flog das Schiff in die Luft, und drey hundert und funfzig Engländer nebst den gefangenen Franzosen wurden in den Wellen begraben. Nur dreyßig, unter denen Morgan war, die sich in der großen, von der Pulverkammer, also von dem Hauptdruck entfernten Cajüte befanden, wurden gerettet. Noch andre hätten dieß gute Schicksal haben können, allein die starken Getränke hatten sie aller Besonnenheit beraubt, und so sanken sie unter; drey hundert und zwanzig Flibustier kamen auf diese Weise um; wobey ihre überlebenden Cameraden sich thätig zeigten, ihre Leichname aufzufischen, um ihnen die goldenen Ringe abzuziehn, die gewöhnlich diese

Freybeuter als Costum an ihren Fingern trugen.

Die Engländer behaupteten, daß die Gefangenen aus rasender Rache, mit Aufopferung ihres eigenen Lebens das Schiff in die Luft gesprengt hätten. Hiezu kam, daß gewisse, bey ihnen gefundene Papiere die Englische Nation als Feinde der Franzosen bezeichneten, die man nicht schonen müsse. Dieß bestätigten die vorgedachten bösen Anschläge, und es schien Morgan genug, sich mit dem kleinen Rest der Seinigen nun auch des französischen Schiffs zu bemächtigen, und dieses so wie alle darauf befindlichen Franzosen, als Gefangene nach Jamaica zu schicken.

Dieser Anführer der Flibustier war nun so unvermuthet seines großen Schiffs beraubt worden; er hatte jedoch jetzt noch funfzehn Schiffe, wovon das größte aber nur vierzehn kleine Canonen führte; dabey zählte er auf seiner Flotte noch neun hundert und sechzig Raubgenossen. Diese Flotille wurde aber

nach allerhand kleinen Abenteuern in einer Nacht durch Sturm dergestalt zerstreut, daß Morgan am folgenden Tage nur noch acht Schiffe und fünf hundert Mann hatte. Da im Fall einer Trennung die Bay von Ocoa zum Sammelplatz bestimmt war, so segelte der Befehlshaber sofort dahin; allein kein Schiff ließ sich dort sehen. Jetzt veränderte er seinen Plan, und beschloß auf den Rath eines Franzosen, des bereits oben erwähnten berühmten Pierre le Picard, der Schiffsbefehlshaber und mit L'Olonois in Maracaibo gewesen war, diesen Ort nochmals zu besuchen. Sie kamen glücklich bey dem See dieses Namens an, fanden aber hier ein Castell, das die Spanier seitdem gebaut hatten, und aus welchem sie ein starkes Feuer auf die Schiffe machten. Die Freybeuter ließen sich durch die vielen Kugeln nicht abhalten zu landen, und setzten durch diese Kühnheit und durch die Erinnerung an den vorigen Besuch, die Spanier so sehr in Schrecken, daß sie sämmtlich aus dem Fort flohen, nachdem sie zuvor eine brennende

Lunte in der Nähe des Pulvermagazins gelegt hatten, um das Castell mit sammt den Freybeutern in die Luft zu sprengen. Morgan entdeckte jedoch diese gefährliche Anstalt, da der Augenblick der Explosion sehr nahe war. Man fand hier dreyßig Centner Pulver, viele Gewehre und Piken, eine Menge Kriegsgeräthschaften und sechzehn große Canonen; alles dieß wurde auf die Schiffe gebracht; bis auf einige Stücke Geschütz, die man vernagelte. Auch ruinirte man das Castell, so viel es die Eile nur immer gestattete; denn es war sonderbar gebaut; nur einzeln hinter einander folgend, konnte man auf einer eisernen Leiter hineinsteigen, die man nach Erreichung des Gipfels immer wieder gleich nach sich zog.

Die Eroberung war jedoch für die Flibustier nicht weiter von Nutzen; sie mußten vorwärts; hiebey aber zeigten sich gewaltige Hindernisse. Das niedrige Wasser nöthigte sie, sich von ihren Schiffen zu entfernen und auf bloßen Booten die Erobe-

rungsfahrt zu machen. Die erschrockenen Spanier aber erleichterten ihnen alles; sie nahmen auf die schwachen Hülfsmittel ihrer Feinde so wenig Rücksicht, daß sie, ohne den geringsten Widerstand zu thun, nicht allein die Stadt Maracaibo, sondern auch das Fort de la Barra den Freybeutern überließen, und davon flohen. Nur einige alte Sclaven, die nicht mehr gehen konnten, und eine kleine Anzahl Kranken wurden im Hospital gefunden, dabey sehr wenig Lebensmittel und ausgeleerte Häuser; denn die Spanier hatten Zeit gehabt, nicht allein ihre Waaren, sondern auch ihre Mobilien in Sicherheit zu bringen; selbst die kleinsten Fahrzeuge hatten sie aus dem Hafen genommen, tief den See heraufgeschleppt, und dort aufbewahrt.

Morgan ließ die Gehölze durchstreifen, da denn gleich bey dem ersten Zug nebst funfzig reichbeladenen Mauleseln, dreyßig Menschen, Männer, Weiber und Kinder eingebracht wurden. Diese Unglücklichen wurden wie gewöhnlich gefoltert, um Geständnisse

zu erpressen; man dehnte durch Stricke gewaltsam ihre Körper aus, band brennende Hölzer zwischen ihre Finger, und schnürte ihnen den Kopf so lange zusammen, bis die Augen heraussprangen. Einige Sclaven, die den Aufenthaltsort ihrer Herren nicht verrathen wollten, hieb man lebendig in Stücken. Alle Tage wurde in den Waldungen auf die Flüchtlinge Jagd gemacht, und nie kamen die Ausgesandten ohne lebendige Beute zurück. Morgan blieb hier drey Wochen und setzte sodann seine Expedition nach Gibraltar fort, aufgemuntert durch die Nachricht, daß die Reichen sich alle hieher geflüchtet hätten. Es waren jetzt drey Jahre her, daß L'Olonois mit seinen Flibustiern diesen Ort besucht hatte, und sein damaliger Raubgefährte, der jetzige Geleitsmann der Haufen, Pierre le Picard, eingedenk jener blutigen Hindernisse, versprach seinen neuen Cameraden keine leichte Eroberung. Sie fanden sich aber angenehm getäuscht. Zwar that man hier anfangs einigen Widerstand; allein sehr bald suchten

die Einwohner auch ihre Rettung in den Wald, dessen Zugänge sie durch Verhacke verrammelten.

Gibraltar, diese schon einmal von den Flibustiern eingeäscherte, aber seitdem wieder aufgebaute Stadt, wurde nun eingenommen; es erfolgten jetzt die gewöhnlichen Scenen: Jagden auf die Flüchtlinge, Einbringung von Beute und Gefangenen, Torturen und andre Abscheulichkeiten. Man hatte in kurzem an 250 gefangene Einwohner. Hier zeigten sich die Räuber besonders als eingefleischte Teufel; sie waren unerschöpflich in Aussinnung höllischer Martern. Einige Gefangene wurden von ihnen gekreuzigt, und sodann ihre nackten Leiber noch mit Feuerbrändern gemartert; andre legten sie ins Feuer, jedoch so, daß bloß ihre Beine lebendig gebraten wurden; andre knüpfte man bey den Armen auf, und hing ihnen centnerschwere Steine an die Beine, wodurch alle Muskeln aus ihren Fugen gerissen wurden, und ihre Knochen im Leibe schlotterten; bey andern

wand man Stricke um die Schaamglieder, und hing sie so unter den unsäglichsten Qualen bloß an diesen Theilen auf, bis die schwere Last des Körpers die Schaamglieder abriß, und die so jämmerlich verstümmelten Menschen herab fielen. In diesem Zustande, mit dem Tode ringend, lebten sie noch vier auch wohl fünf Tage, wenn nicht irgend ein Räuber den wohlthätigen Gedanken faßte, sie zu durchbohren. Diese Bösewichter, würdige Vorgänger der französischen Sanscülotten, und in vielen Dingen ihnen so sehr ähnlich, verfuhren dabey nach dem in unsern Tagen so beliebten Gleichheitssystem. Stand, Ansehn, Alter, Geschlecht und Farbe, waren in ihren Augen völlig gleich; Weiße, Mulatten und Neger, reizende Weiber, schwache Greise und zarte Kinder, hatten alle ein gleiches Schicksal.

Die Sclaven, die ihre Herren verriethen, erhielten größten Theils ihre Freyheit, nur wenige aber benutzten diese außerordentliche Gelegenheit, sich ohne alle Gefahr frey zu machen; andre hingegen, die nichts zu verrathen

hatten, wurden bloß aus Bosheit oder Rache Angeber ihrer gefangenen Herren. Bey einem solchen Vorfall hatte Morgan eines Tages eine Anwandlung von Justizpflege. Ein Sclave, der eine ähnliche, fälschliche Angabe gemacht, und dadurch seinem als reich geschilderten Herrn, eine grausame Tortur zugezogen hatte, wurde von den vereinigten Spanischen Gefangenen dieser bösen That angeklagt. Morgan übergab sofort diesen Sclaven seinem gemarterten Herrn, mit der Erlaubniß mit ihm zu machen, was er wollte. Der unglückliche Mann lehnte den Ausspruch von sich ab, und überließ dem Räuberhauptmann das Urtheil zu sprechen, der ihn unverzüglich lebendig in Stücken hauen ließ.

Morgan blieb fünf Wochen in Gibraltar, forderte eine Ranzion für die Stadt, wenn man sie nicht verbrannt sehen wollte, und nahm mehrere Gefangene als Geißeln mit; einige derselben hatte er auf ihr flehentliches Bitten in die Wälder geschickt, die verlangte Summe anzuschaffen, da diese Unglücklichen

mit Wehmuth das Elend überdachten, ihre neu erbaute Stadt wieder so wie vor drey Jahren als einen Aschenhaufen zu sehen. Morgan bewilligte ihnen acht Tage, befahl ihm die Antwort nach Maracaibo zu bringen, und trat mit allen seinen Genossen die Rückfahrt nach dieser Stadt an. Hier erwartete ihn ein großes Abenteuer; man kam ihm bey seiner Ankunft mit einer Nachricht entgegen, die ihn, welches man nie bey ihm wahrgenommen, auf einige Augenblicke bestürzt machte, und alle seine sonst muthvollen Flibustier mit Schrecken erfüllte.

Es waren drey Spanische zu ihrer Aufsuchung ausgesandte Kriegsschiffe angekommen, die am Eingang des Sees geankert, und auch das dort befindliche von den Flibustiern verlassene Castell la Barra wieder in Vertheidigungsstand gesetzt hatten. Das eine Schiff führte acht und vierzig, das andre acht und dreyßig und das dritte vier und zwanzig Canonen; da hingegen das größte Raubschiff nur vierzehn kleine Canonen hatte. Sich hier

durchzuschleichen, war durchaus unmöglich; denn die Spanier waren so postirt, daß die Flibustier keinen andern Weg zur Flucht hatten, als den engen und äußerst gefährlichen, mitten zwischen den Kriegsschiffen und dem Castell durchzufahren. Alle hielten sich für verloren; nur Morgan, der sich von seiner ersten Bestürzung bald wieder erholt hatte, gab die Hoffnung nicht auf, und zeigte seinen gewöhnlichen Muth. Das erste, was er that, war, durch ein an die Mündung des Stroms gesandtes Fahrzeug von der Stellung der Spanier, so wie von der Zahl und Größe ihrer Schiffe, genaue Erkundigung einzuziehn. Der hierauf eingehende Bericht hatte nichts tröstendes; es war eine vollkommene Bestätigung der ersten Nachricht, mit dem Zusatz, daß die Spanier sehr stark an Mannschaft wären, und daß sie eifrig an der Herstellung des Castells arbeiteten, von welchem ihre große Flagge wehete. Morgan glaubte, selbst in dieser Lage, um den Character der Flibustier zu behaupten, seinen Trotz zeigen zu müssen; er schickte einen Gefangenen an den Spanischen

Admiral, und verlangte von ihm 20,000 Piaster, als Ranzion, für die in seinem Besitz befindliche Stadt Maracaibo; sonst würde er sie verbrennen, und alle Gefangene niederhauen lassen.

Diese Verwegenheit setzte die Spanier in Erstaunen. Ihr Befehlshaber, Don Alfonzo del Campo y Espinola, sandte ihm ein förmliches Antwortschreiben, worin er freymüthig sagte: er sey gesandt worden, die Flibustier zu züchtigen, und jetzt sey der Augenblick dazu vorhanden, wobey er Morgan die Unmöglichkeit zeigte, mit seiner Flotille zu entkommen; wolle er indessen alle gemachte Beute, an Gold, Silber, Kleinodien und Waaren, zurückgeben, und die Gefangenen, so wie alle Sclaven, frey lassen, so würde er ihm den Abzug gestatten; im Weigerungsfall sollten alle Freybeuter niedergehauen werden, da seine tapfern Soldaten nichts mehr wünschten, als die ihren Landsleuten angethanen Grausamkeiten zu rächen. Den Punct wegen der Ranzion der Stadt

beantwortete Don Alfonzo mündlich:
„Sagt Morgan, lauteten die Worte an den
„Bothen, daß ich ihm die verlangte Ranzion
„nicht anders, als in Kugeln bezahlen kann,
„und diese Münze werde ich ihm selbst über-
„bringen.“

Morgan hatte keine andre Antwort erwartet, und schon vorläufig seinen Entschluß gefaßt. Jetzt rief er alle seine Raubgenossen auf den Markt in Maracaibo zusammen, theilte ihnen den Brief so wie die mündliche Bothschaft mit, und fragte sie: ob sie lieber ihre ganze Beute ausliefern und dagegen die Freyheit erhalten, oder für die Beute fechten wollten? Alle erklärten einmüthig, daß sie lieber bis auf den letzten Blutstropfen kämpfen, als das mit so vieler Gefahr Erworbene so kleinmüthig hingeben wollten. Dieser hohe Sinn legte sich jedoch etwas bey nüchterner Ueberdenkung ihrer Lage, und bey der nähern Vergleichung der gegenseitigen Kräfte. Nie hatten sie, noch andre Flibustier sich in einer so überaus critischen Verlegenheit befunden,

wo ihre Tapferkeit gleichsam paralysirt war, und eine für sie glückliche Entwickelung des Abenteuers ihnen unmöglich schien. Sie vermochten daher ihren Hauptmann am folgenden Tage dem Admiral Vorschläge zu thun. Diese waren: „Daß sie Maracaibo räumen „wollten, ohne der Stadt Schaden zu thun, „und ohne auf Ranzion länger zu bestehn; „dabey sollten alle Gefangene, die Hälfte der „Sclaven, und die wegen der Contribution „aus Gibraltar mitgenommenen Geißeln, ebenfalls ohne Ranzion in Freyheit gesetzt „werden.“

Don Alfonzo verwarf diese Vorschläge mit Verachtung, und gab den Flibustiern nur zwey Tage Zeit, seinen ersten Antrag anzunehmen; wo nicht, so sollten sie, wie er sagte, seine Macht fühlen. Nun blieb den Corsaren nichts, als ein schimpflicher Abzug ohne alle Beute, oder ein Todeskampf übrig.

Morgan strengte jedermann zur äußersten Thätigkeit an; er befahl alle Geißeln, Ge-

fangene und Sclaven zu binden und wohl zu bewachen; sodann ließ er alles, was er nur von Pech, Theer und Schwefel zusammenbringen und von Pulver entbehren konnte, sammeln, um eins seiner größten Schiffe zu einem Brander einzurichten. Alle brennbare Materialien wurden darauf gebracht, und mannigfaltige Erfindungen von Pech- und Schwefelklumpen ausgedacht, die man mit Theer bestrich, und zum Schleudern bestimmte. Alle diese Stücke waren so geordnet, um die größte Wirkung hervorzubringen; dabey wurden die Wände des Schiffs ausgehauen, um sie zu verdünnen, so daß nach dieser innern Schälung das ganze Gebäude nur bloß leicht zusammenhielt. Die Absicht war, durch die Schwäche dieses Schiffskörpers die Macht des Pulvers zu verstärken. Aufs Verdeck wurden Klötze aufgesetzt mit Kleidungsstücken, Hüten, Waffen und Fahnen versehn, und überhaupt diese Figuren so eingerichtet, daß sie in der Entfernung Menschen vorstellten; man bohrte ferner viele Canonenlöcher, aus welchen bemahlte Holzklumpen hervorragten, die wie

Canonen aussahen; dabey steckte man am Stern eine große Englische Flagge auf, so daß das Ganze einem wohlausgerüsteten Englischen Kriegsschiff ähnlich sah. Es war bestimmt den Zug zu eröffnen, da denn die andern Schiffe und Fahrzeuge hinter einander folgen sollten. Eins derselben enthielt alle männlichen Gefangenen; ein andres die Frauenspersonen nebst allen geraubten Kostbarkeiten, in Silber, Edelgesteinen u. s. w. Der übrige Raub war auf andre Schiffe vertheilt. — Ehe die Flibustier abfuhren, mußten sie alle in Morgan's Hände einen Eid schwören, bis auf den letzten Blutstropfen zu fechten, ohne Pardon zu fordern.

Der Spanische Admiral hatte den Flibustiern nur zwey Tage Bedenkzeit gegeben, wenn sie nicht von ihm angegriffen seyn wollten; er war aber nach Ablauf dieser Frist so nachsichtsvoll gewesen, nichts weiter von sich hören zu lassen. Auf ihre große Uebermacht gestützt, glaubten die Spanier sich nicht übereilen zu dürfen; sie ver-

gaßen ganz, mit welcher Art Menschen sie zu thun hatten, und daß eben diese bey ihren gewöhnlichen Operationen schon so furchtbaren Menschen, jetzt überdieß durch die Verzweiflung zur höchsten Anstrengung getrieben wären. In dieser Verblendung sahen die Spanier nicht ein, wie kostbar ihnen jede Stunde war; so daß Morgan alle nöthige Zeit hatte, sich zu einem verzweifelten Angriff zu rüsten.

In sechs Tagen war er fertig, und nun am 30 April 1669, suchte er selbst die ruhig vor Anker liegenden Spanier auf. Es war noch in der Morgendämmerung. Der Admiral, dessen Schiff in der Mitte des schmalen Canals lag, setzte sich eiligst in Verfassung den Feind zu empfangen, und ließ den Brander sich nähern, den er für das Hauptschiff der Räuberflotte hielt. Es that keinen Schuß, und konnte keinen thun, denn es hatte nicht eine einzige Canone am Bord. Dieß Nichtfeuern in so großer Nähe und das so sehr angefüllte Verdeck, wo die vielen verkleideten Hölzer in der Dämmerung eine große Men-

schenmasse zeigten, ließen den Admiral glauben, daß die Flibustier willens wären ihr Lieblingsmanöver zu machen, zu entern; er befahl deshalb auch das Feuer zu unterlassen, und sich dagegen desto kräftiger zum Empfang der Herankletternden bereit zu halten. Dieser Befehl war für die Flibustier ein sehr großes Glück, das überhaupt bey so vielen Gelegenheiten ihnen seine besondre Gunst zeigte und so das sehr alte Sprüchwort, das die Kühnen als Günstlinge des Glücks bezeichnet, auch dießmal wundervoll bewährte; denn nur einige wenige, wohl gerichtete Schüsse, die man doch, und zwar in großen Kugeln hier erwarten mußte, hätten das ausgeribbte kaum in Brettern zusammenhängende Schiff, oder vielmehr diese Schiffslarve, gleich in den Abgrund versenkt. So aber wurde der Wunsch der Flibustier, es ungestört dem Admiralschiff ganz nahe zu bringen, über alles ihr Hoffen, selbst mit Zustimmung der Spanier, erfüllt. Diese wurden ihren Irrthum erst inne, da das Brandschiff schon ganz nahe war; alle ihre Bemühungen es nun noch

abzuhalten, waren fruchtlos. Die Flibustier auf dem Brander hakten ihn an, und retteten sich sogleich, wie es bey Operationen dieser Art gewöhnlich ist, in einem Boote.

Der Admiral verlor jedoch seine Besonnenheit nicht; er ließ eine Menge Spanier in den Brander springen, um die Masten zu kappen und wo möglich den Ausbruch der Flammen zu hindern; allein seine thätigen Feinde waren ihm zuvor gekommen, und hatten bey ihrer Entfernung bereits den Brander angezündet. Auch das Admiralschiff fing nun Feuer, das sich schnell ausbreitete, und in kurzer Zeit sank es mit dem größten Theil der Mannschaft in Abgrund des Meers. Mehrere Spanier hatten sich in die See geworfen, und suchten durchs Schwimmen ans Ufer zu kommen; allein sie sanken unter, ehe sie es erreichten. Einige dieser Schwimmer konnten durch die Räuberfahrzeuge gerettet werden, die sich auch dazu anschickten; allein sie schlugen die Hülfe der Flibustier

aus, und wollten lieber umkommen. Nur wenige gelangten glücklich ans Land, unter denen sich auch der Admiral befand, der sich, als sein Schiff brannte, in eine Schaluppe geworfen, und sich so gerettet hatte.

Die Flibustier hatten nur auf diesen Augenblick der Bestürzung ihrer Feinde gewartet, um das zweyte Spanische Kriegsschiff anzugreifen, das jetzt von ihnen geentert, und mit geringem Widerstande erobert wurde. Hier erscholl nun das Siegesgeschrey der Freybeuter, während das erste, das Hauptschiff, so wie bey einem Schattenspiel verschwunden war. Die Spanier auf dem dritten Kriegsschiffe wurden, bey dem Anblick aller dieser Ereignisse, so sehr von Schrecken ergriffen, daß sie an kein Gefecht mehr dachten, sondern auch sich nur zu retten suchten; sie kappten die Anker, und steuerten eiligst nach dem Castell zu, wo sie selbst ihr Schiff in den Grund bohrten. Die Flibustier eilten herbey, um wenigstens etwas von dem zu capern, was von diesen Schiffstrüm-

mern noch überm Wasser war; sobald aber die am Ufer befindlichen Spanier ihre Annäherung bemerkten, steckten sie die Reste in Brand. Alles dieß war die Geschichte einer Stunde.

Es war den Flibustiern wie ein Traum, ihre so überaus große Verlegenheit auf einmal geendigt zu sehn, und bey einer solchen Ungleichheit von Macht, so geschwind und ohne Verlust eines einzigen Mannes, einen so vollständigen Sieg errungen zu haben. Jetzt wollten sie auch das durch die flüchtigen Seeleute stark besetzte Castell bestürmen, nicht um Beute zu machen, die sie dort nicht erwarten konnten, sondern bloß den Spaniern die Größe ihres Muths zu zeigen. Diesen aber kam jetzt die ursprüngliche Besetzung und Einrichtung dieses festen Forts trefflich zu statten; unter Anführung des Admirals, der sich auch glücklich gerettet hatte, bedienten sie sich sehr zweckmäßig ihrer Canonen, und wehrten sich überhaupt so verzweifelt, daß die Freybeuter, die weder

Geschütz aufführen konnten, noch Leitern anzulegen hatten, vom Sturm ablassen mußten, und jetzt, mit dem Verlust von dreyßig Todten und vierzig Verwundeten, sich nach ihren Schiffen zurückzogen.

Ein gefangener Spanischer Steuermann gab Morgan von allem Auskunft. Die sechs Kriegsschiffe starke Flotte war ausdrücklich von Spanien abgesegelt, um die Flibustier zu vertilgen. Von diesen sechs Schiffen aber hatte man die beyden größten von sechs und sechzig Canonen als untauglich für diese Küsten wieder zurück geschickt, und eins war im Sturm zu Grunde gegangen. Don Alfonzo, dessen Hauptschiff, der heilige Ludwig, mit drey hundert und funfzig Mann besetzt war, hatte mit seinen übrigen Schiffen die Flibustier in Hispaniola, in Campeche, in St. Domingo, zuletzt auch in Caraccas vergebens aufgesucht, und hatte sich gefreut, sie endlich bey Maracaibo zu finden. Zwey Tage vor der Entscheidungs-Catastrophe hatte er durch einen

entlaufenen Neger Nachricht von dem ausgerüsteten Brander erhalten, allein darauf mit Verachtung erwiedert: „Wie sollten diese Bösewichter so viel Witz haben, ein Feuerschiff „zu bauen! Und wo könnten sie die Instrumente und Materialien dazu hernehmen?" Der Steuermann erzählte auch, daß in dem gesunkenen Schiffe sich 40,000 Piaster in massiven Silber und baarem Gelde befunden hätten.

Dieser Umstand machte die Freybeuter sehr thätig, wo möglich einen solchen Schatz aus dem Meer zu ziehen. Morgan ließ ein Schiff hier zurück, das auch so glücklich war, theils an Silberklumpen und silbernen Geräthschaften, theils an Piastern, zwanzig Centner aufzufischen. Während dieser Zeit ging der Anführer der Flibustier mit der übrigen Flotte nach Maracaibo zurück, wo er die eroberte Spanische Fregatte, die zwey und zwanzig Canonen führte, und das kleinste Schiff der Spanischen Escader war, zu seinem Commandoschiff einrichten, und dem Admiral aber-

mals den Antrag thun ließ, die Stadt zu ranzioniren, wenn er sie nicht vom Feuer verzehrt sehen wollte. Dieser durch sein Unglück tief gebeugte Befehlshaber aber hatte nur bloß Sinn für seinen Verlust; da er nun überdem durch einen solchen Brand nichts verlieren konnte, so wollte er von nichts hören; allein die zagenden Einwohner dachten anders; ohne den Admiral zu fragen, kamen sie mit Morgan überein, und gaben ihm als Ranzion 20,000 Piaster, auch fünf hundert Stück Vieh zur Proviantirung seiner Flotte.

Es war aber noch eine große Schwierigkeit zu überwinden; die Flibustier mußten, um aus dem See ins Meer zu kommen, ganz nahe dem Castell vorbey segeln, das ihrem Angriff getrotzt, und ihnen so viele Menschen gekostet hatte. Ein neuer Versuch aufs Castell war nicht rathsam, zumal da der glückliche Erfolg so ungewiß war, und er überdieß auch keine Beute zeigte; aber auf der andern Seite mußte, bey dem zu wagenden Vorbeysegeln, eine Entmastung, oder sonst eine starke Be-

schädigung der Schiffe, sie in dieser Lage, wo nicht alle, doch einen Theil der Flotille, in die Hände ihrer Feinde liefern. Morgan sandte daher abermals eine Bothschaft an Don Alfonzo, und machte die ungehinderte Passage zur Bedingung, wenn er die Gefangenen ausliefern sollte, die er, wie er drohte, im verneinenden Fall alle auf seinen Schiffen aufhängen lassen, und dennoch, worauf er den Spaniern sein Wort gäbe, troß allen Hindernissen vorbeysegeln würde. Einige der Gefangenen begaben sich mit diesem Antrage als Abgeordnete zum Admiral; sie flehten ihn an, sich ihrer Weiber und Kinder zu erbarmen. Dieser Befehlshaber aber zeigte sich unerbittlich; er war zu sehr gedemüthigt, seine Escader auf eine so unwürdige Weise verloren zu haben, und schmeichelte sich noch mit der Hoffnung, die abziehenden Flibustier zu versenken, und dadurch seine erlittene Schmach tilgen zu können. Die für sich und ihre Freunde flehenden Friedensbothen wurden daher von ihm nicht wohl aufgenommen; er warf ihnen ihre Feigheit vor, und

sagte: „Hättet ihr diesen Pyraten den Zugang „verwehrt, so wie ich ihnen den Ausgang ver„wehren will, so würden sie euch nie in diese „Lage gebracht haben.“ Mit diesem Bescheid kehrten die Abgeordneten zurück. Morgan zeigte nun seine Entschlossenheit, und sagte: „Wenn der Admiral meinen freyen Abzug „nicht gestatten will, so werde ich Mittel fin„den, seine Zustimmung entbehren zu können.“ Das erste was er that, war, zu befehlen, daß ein jeder die gemachte Beute herbey bringen sollte, die sodann nach den Gesetzen der Flibustier getheilt wurde. Der Betrag wurde an Silber, Gold und Edelgesteinen 250,000 Piaster geschätzt, ohne die ungeheure Menge Waaren und die Sclaven zu rechnen. Ein jeder, Mann für Mann, bekam jetzt seinen Antheil, den er folglich zu vertheidigen hatte.

Während dieser Vertheilung ersann Morgan eine Kriegslist; er ließ früh Morgens in kleinen Fahrzeugen und Booten, einige hundert Flibustier in einiger Entfernung vom Castell ans Ufer setzen, wo viel Busch-

werk war. Hier verbargen sie sich mehrere Stunden, schlichen sich sodann einzeln, zum Theil auf allen Vieren kriechend, wieder an ihre Boote, wo sie sich auf den Rücken oder den Bauch niederlegten, und hernach von einigen wenigen Ruderern als leere Boote wieder zurückgefahren wurden. Dieß geschah im Angesicht des Castells am nämlichen Tage mehreremal, und machte die Spanier mit großer Gewißheit glauben, daß die Mannschaft alle am Lande geblieben wäre, und daß die Flibustier höchst wahrscheinlich in der folgenden Nacht, einen Sturm von der Landseite beabsichteten, wohin auch in Eil ihre großen Canonen gebracht, und fast alle ihre Soldaten postirt wurden, so daß die Seeseite beynahe ohne Vertheidigung blieb. Dieß hatten die Freybeuter erwartet, die sich alle in der Dunkelheit zu Schiffe begaben, in der Nacht die Anker lichteten, sich der Fluth überließen, und nicht eher die Segel aufspannten, als bis sie sich vor dem Castell befanden. Der Mond schien helle, und zeigte den Spaniern bald was vorging; sie eilten nun ihre Canonen

wieder nach der Meeresseite zu bringen, und fingen, obwohl zu spät, ein lebhaftes Feuer an; allein die Zeit war zu kurz, und überdieß der Wind den Flibustiern günstig, die mit geringer Beschädigung ihrer Schiffe glücklich das hohe Meer erreichten, nachdem sie das Castell zum Abschiede noch mit Kugeln begrüßt hatten. Jetzt setzte Morgan seine Gefangenen an das nächste Ufer; nur allein die Geißeln aus Gibraltar nahm er mit sich fort, weil die Ranzion dieses Orts noch nicht völlig bezahlt war.

Kaum hatten die Schiffe das hohe Meer erreicht, so überfiel sie ein schrecklicher Sturm, der diesen ohnehin größten Theils schadhaften Fahrzeugen ohne Rettung den Untergang drohte. Sie verloren ihre Anker und Masten; dabey hatten sie an der einen Seite Felsen, woran sie jeden Augenblick befürchteten zerschmettert zu werden, da der Wind sie darauf beständig loßtrieb; an der andern Seite zeigte sich ein nicht minder gefährliches, selbst im glücklichsten Fall unwirth-

bares Ufer, und hinter sich hatten sie die Spanier; dabey wurden einige Schiffe so leck, daß weder Pumpen, noch Eimer, noch Gefäße, womit alle Hände rastlos beschäftigt waren, das mit Macht hereindringende Wasser herauszuschaffen vermochten. Man befürchtete bey einigen dieser Schiffe sogar, daß sie aus einander fallen würden, weßhalb sie mit starken Tauen umwunden wurden. Dieser grausame, mit Blitz und Donner begleitete, Sturm, dauerte vier Tage und vier Nächte ununterbrochen, während welcher Zeit keiner ein Auge zuthun konnte, durch die Furcht rege gehalten, — wie sich einer dieser Abenteurer ausdrückt, — es vielleicht auf immer zu schließen. So wie sich der Sturm legte, trat eine neue Furcht ein, so groß wie die vorige. Die Flibustier sahen sechs Schiffe, die sie anfangs zu ihrer Verzweiflung für Spanische hielten; allein das Schrecken machte bald der Freude Platz; es waren Französische, eine von dem Admiral d'Etrées commandirte Escader, die ihnen

allen Beystand leistete, den ihr elender Zustand so nöthig machte. Die Flibustier theilten sich nun; einige segelten nach St. Domingo, die andern unter Morgan nach Jamaica, wo sie auch glücklich eintrafen.

Achter Abschnitt.

Der reich gewordene Morgan dachte jetzt auf Ruhe, allein seine Raubcameraden, die das Ihrige geschwinde durchgebracht, und neue Schulden gemacht hatten, lagen ihm unaufhörlich an, neue Unternehmungen nach eigner Willkühr zu wagen, bis er endlich einwilligte. Kaum war dieser Entschluß bekannt, so eilten die Flibustier aus allen Orten, aus Jamaica, St. Domingo und Tortuga, in Fahrzeugen und Booten herbey, ihm zu folgen; ein gleiches thaten viele noch nicht zur See gediente Jäger aus St. Domingo, oder Hispaniola, die große Wälder durchstrichen und zu Lande kamen. So unterstützt bestimmte er den 24 October 1670 zur Abfahrt, wobey sich

jedoch noch einige Hindernisse zeigten. Schiffe, Mannschaft, Waffen und Schiffsgeräthe, waren da, aber es fehlte noch an Proviant, den man in hinreichender Quantität auch nicht für Geld haben konnte. Um dieß zu erlangen, wurden vier Schiffe mit vier hundert Mann zu einer Expedition ausgeschickt; sie erhielten den Befehl zu landen, wo sie es am füglichsten konnten, und ohne an weitere Plane zu denken, bloß die nahe am Meer liegenden Städte und Dörfer ihres Getreides und anderer Lebensmittel zu berauben; während die Jäger in die Wälder geschickt wurden, um so viel Thiere lebendig oder todt zusammen zu treiben, als sie vermochten.

Die kleine Flotte, commandirt von einem Franzosen Namens Brodely, richtete ihren Lauf nach dem Fluß de la Hacha. Hier fanden die Flibustier ein ganz mit Getreide beladenes Schiff, das sie caperten, und sodann die Stadt la Rancheria, ohnweit Carthagena, bestürmten, deren Einwohner sich tapfer wehrten, allein endlich nach einem zehnstündigen

Gefecht unterlagen. Die Stadt wurde geplündert, und mußte, um nicht eingeäschert zu werden, sich zu einer großen Ranzion von Maitz verstehn, dessen Sammlung aber Zeit erforderte, daher die Freybeuter erst nach einer fünf wöchentlichen Abwesenheit zurück kehrten. Man hatte sie bereits für verloren gehalten, und schon zur Erlangung der Lebensmittel andre Entwürfe gemacht, als die Flotille zur Freude aller Flibustier eintraf. Der mitgebrachte Maitz wurde unter die ganze Flotte vertheilt, die übrige Beute aber, nach Morgan's Ausspruch, ungetheilt den Freybeutern überlassen, die sie erkämpft hatten.

Morgan's Flotte, die größte, die je ein Flibustier in den Westindischen Meeren befehligt hatte, war jetzt segelfertig, und bestand aus sieben und dreyßig Schiffen, alle mit Canonen versehn. Das Admiralschiff hatte deren zwey und dreyßig, die andern hatten zwanzig, achtzehn, sechzehn, das kleinste vier Canonen, hiezu eine große Menge Munition und neu erfundene Pulvermaschinen.

Es waren auf dieser Flotte zwey tausend Seesoldaten, die Matrosen und Schiffsjungen ungerechnet. Mit einer solchen Macht war etwas auszurichten; auch versprach Morgan seinen Flibustiern, daß ein jeder von ihnen nach der Rückkunft Lebens lang genug haben sollte; nur müßte man, nicht, wie bisher nur zu oft geschehn, die schwachen Plätze, sondern die festen angreifen. Sein aus Erfahrung abgezogener Grundsatz sey: wo die Spanier sich vertheidigen, ist etwas wegzunehmen; daher wären ihre festesten Oerter auch ihre reichhaltigsten.

Dieser Anführer, der auf seinen großen Mast die Königliche Flagge von England pflanzen ließ, theilte nun seine Seemacht in zwey durch rothe und weiße Flaggen unterschiedene Geschwader, und nahm den Titel eines Admirals an; sodann ernannte er einen Viceadmiral für das andre Geschwader, ließ sich den Eid der Treue schwören, setzte Signale fest, und wählte alle Officiere; wobey noch vier derselben von dem Flibustier Morgan,

durch die unbefugte Ausdehnung seiner ihm vom Gouverneur von Jamaica verliehenen Gewalt, Admiralstitel erhielten. Es waren zwar nur leere Titel, die nirgends als unter den Seinigen galten, sie hatten aber politisch betrachtet ihren Werth, gaben eine Art Ehre, erweckten Nacheiferung, verstärkten die ohnehin geringe Unterwürfigkeit der Flibustier, und zogen das Band zwischen den Obern und den Untern fester zusammen. Auch gab Morgan den Officieren förmliche Patente und Caperbriefe des Inhalts: „Auf alle Art und „Weise gegen die Spanier zu Wasser und zu „Lande feindlich zu verfahren, da sie erklärte „Feinde seines Monarchen, des Königs von „England, wären." Nach dieser Autoritäts-Handlung rief Morgan alle Officiere zusammen, und vermochte sie im Namen der ganzen Flotte einen Beutevertrag zu unterzeichnen. Nach demselben sollte Morgan als Admiral den hundertsten Theil von Allem haben, was erbeutet werden würde, und überdieß für jede hundert Mann eine Beuteportion, nämlich den Ertrag der zugetheilten Beute eines ein-

zelnen Flibustiers. Ein jeder Schiffsbefehlshaber erhielt, außer seinem Antheil, den das zur Ausrüstüng von ihm gelieferte Geld, Proviant u. s. w. bestimmte, noch acht Beuteportionen. Dem Oberchirurgus wurden aus der Masse, außer seinem bestimmten Sold, hundert Piaster für Arzneyen, und jedem Schiffszimmermann, neben dem Sold, hundert Piaster als ein Geschenk bewilligt. Dabey wurden auch die längst bestimmten Invalidengelder als Entschädigung für den Verlust der Augen, der Arme, der Beine u. s. w. noch erhöht, und auf alle ausgezeichnete Handlungen bey Gefechten und Erstürmungen der Castelle, Belohnungen gesetzt.

Nun eröffnete Morgan den Gefährten seinen Plan, der nichts geringers, als ein Angriff auf das große und reiche Panama war, woselbst er die beständig dort, für Europa aufgesammelten Gold- und Silberhaufen zu finden hoffte. Die Schwierigkeiten der Ausführung schienen jedoch ohne Zahl zu seyn. Die erste derselben war, daß diese Stadt in

einer ansehnlichen Entfernung von der See lag, und niemand von der Raubmannschaft den dahin führenden Weg kannte. Diesem Mangel abzuhelfen, beschloß der Admiral erst nach der Insel Santa Catharina, dem Verbannungsorte der Spanischen Missethäter, zu steuern, um sich dort Führer zu verschaffen. Er traf dort bald ein, und setzte tausend Mann ans Land, die, in Verbindung mit der Drohung, bey der geringsten Verzögerung der Uebergabe, alles niederzumachen, die Spanier so schreckten, daß es sehr geschwind zu einer Capitulation kam, wobey zur Ehrenrettung der Besatzung ein Spiegelfechten verabredet wurde. Die Castelle und Schiffe machten ein sehr lebhaftes Feuer, aber ohne Kugeln; auch ließ sich der Gouverneur, da er, laut Abrede, aus dem Fort des heiligen Hieronymus sich nach einem andern Fort begeben wollte, gefangen nehmen. Hierauf erfolgte eine scheinbare Verwirrung. Anfangs traute Morgan dieser Farce nicht, und befahl seinen Leuten ihre Gewehre mit Kugeln zu laden, aber sie in die Luft zu schießen, es

sey denn, daß sie ein ernstliches Benehmen der Spanier bemerkten; allein diese nahmen sich sehr in Acht, und so wurde dieß Possenspiel eine Zeit lang unter beständigem Schießen, mit vieler Bedachtsamkeit auf beyden Seiten fortgespielt, und ein Fort nach dem andern, zehn an der Zahl, eingenommen, ohne daß ein einziger Mensch dabey getödtet, ja nicht einmal verwundet wurde.

Man sperrte die Einwohner der ganzen Insel in das große auf einem steilen Felsen gebaute Fort der heiligen Theresia ein, und kündigte nun den Kühen, Kälbern und dem Federvieh den Krieg an, da die Eroberer in vier und zwanzig Stunden nichts gegessen hatten. Sie fanden hier 459 Personen beyderley Geschlechts, unter welchen hundert und neunzig Soldaten, zwey und vierzig eingekerkerte Missethäter, fünf und achtzig Kinder, und sechs und sechzig Neger waren. Die zehn Forts auf dieser Insel waren mit acht und sechzig Canonen besetzt, und zum Theil durch die Natur sehr befestigt, daher man sie auch

so wenig garnisonirt hatte. In den Zeughäusern fand man, außer einer großen Menge Kriegsgeräthschaften, Gewehre und Handgranaten, die damals sehr üblich waren, über drey hundert Centner Pulver. Alles dieß wurde auf die Raubschiffe gebracht, die Canonen aber, die man nicht brauchen konnte, wurden vernagelt, dabey die Laveten verbrannt und die Forts demolirt, eins ausgenommen, das die Freybeuter selbst besetzten. Morgan wählte sich nun zu seinen Führern nach Panama unter den Verbrechern drey aus, denen er nach seiner Rückkunft in Jamaica die Freyheit, und auch einen Antheil von der Beute versprach.

Die Flibustier waren ganz von Morgan's Entwurf eingenommen, dessen Größe und Kühnheit ihren Muth anfeuerten.

Panama, am Südmeer, unter dem neunten Grad der nördlichen Breite gelegen, war damals eine der größten und reichsten Städte in America; sie enthielt 2000 große, zum Theil prächtige, und 5000 kleinere, aber

dennoch meistens drey Stockwerk hohe Häuser. Viele derselben waren von Stein, alle andern aber aus Cedernholz sehr zierlich gebaut und kostbar meublirt. Das Ganze war von einem Wall und Mauern umgeben. Hier war der Stapelplatz des Mexicanischen Silbers und des Peruanischen Goldes, das auf Mauleseln über die berühmte Landenge nach dem nördlichen Meerufer gebracht wurde, wozu man zwey tausend dieser Thiere unterhielt. Dabey war hier ein starker Negerhandel, der damals noch nicht, so wie jetzt, ausschließlich in den Händen der Engländer, Holländer, Franzosen oder Dänen war, sondern auch von andern Nationen getrieben wurde. Keine derselben verstand damals den Handel besser, als die Italiener, die auch hierin die Lehrmeister von Europa waren; daher auch der Verschlagenheit und Geld erfordernde Negerhandel vorzüglich in den Händen der Genueser war, die Peru und Chili mit Sclaven versahn.

Der Oberpräsident dieser Stadt, von dem auch die sämmtlich von Spaniern bewohnten

Städte Porto Bello und Nata, so wie die Flecken Crux, Penoma, Capira und Veragua, abhingen, war bey seinem Civilposten als Oberstatthalter, zugleich Generalcapitain aller Truppen des Königreichs Peru. Die Stadt Panama hatte auch einen Bischof, der von dem Erzbischof von Peru abhing.

Die Kaufleute waren hier sehr reich; die Kirchen überaus prächtig; die Cathedralkirche nach italienischer Art mit einem großen Dom versehn, und diese sowohl als die acht hier befindlichen Klöster mit Gold und Silber reichlich geschmückt. In der Nähe der Stadt lagen einige kleine, aber durch die Schönheiten der Natur und Kunst sehr reizende Inseln, wo die reichsten Einwohner der Stadt ihre Landhäuser hatten; daher man auch diese Inseln die Gärten von Panama nannte. Alles machte diesen Ort wichtig und anziehend. Mehrere europäische Nationen hatten hier ihre Handelspalläste; unter andern die vorhin angeführten, hier vielvermögenden Genueser, die zu ihrem ausgebreiteten Handel in dieser

Stadt große Niederlagen und auch ein prachtvolles Gebäude besaßen. Die vornehmsten Häuser strotzten voll schöner Gemählde und Kunstwerke, die man nicht aus Kennerschaft, sondern aus Hang zu einem fürstlichen Luxus, gegen das hier überflüssige Gold und Silber hatte aus Italien kommen lassen. — So war Panama im Jahr 1670, als die durch ihre Tollkühnheit und Eigenheiten unsterblich gewordenen Flibustier es zum Ziel ihrer Verwüstung erkohren.

Man ging dabey mit so viel Klugheit als Grausamkeit zu Werke. Es war vor allen Dingen nöthig, sich des an dem Fluß Chager liegenden Castells St. Lorenzo zu bemächtigen, wozu Morgan vier Schiffe mit vier hundert Mann unter dem Befehl des kühnen, mit diesen Ländern bekannten Freybeuters, Brodely, der den oben erzählten Proviantirungs-Auftrag so gut ausgerichtet hatte, abschickte, indeß er selbst mit dem Rest der Flotte in Santa Catharina blieb. Nach seinem Plan sollte die große Absicht auf Panama noch so viel als

möglich verborgen werden, und die Einnahme des Castells nur als ein gewöhnlicher Plünderungs-Entwurf erscheinen. Brodely führte den Auftrag mit so viel Muth als Glück aus. Das Castell lag auf einem hohen Berge an der Mündung des Flusses, und war an den meisten Seiten unzugangbar. Anfangs waren alle Versuche vergebens, und die anrückenden, durch nichts geschützten, und bloß mit Musketen und Schwertern bewaffneten, Flibustier verloren viele Menschen; denn die Spanier feuerten nicht allein mit Canonen und kleinem Gewehr, sondern da sie Indianer im Fort hatten, schossen sie auch mit Pfeilen, die mehr Wirkung, als die Kugeln thaten. Die Angreifenden sahen ihre Cameraden neben sich fallen, ohne sie rächen zu können. Ihre gegenwärtige Lage und ihre Waffen schienen die Unternehmung unausführbar zu machen. Schon fing ihr Muth an zu sinken, sie kamen in Unordnung und dachten sich zurückzuziehn, als er durch den Trotz der Spanier wieder gestählt wurde. Diese riefen: „Ihr ketzeri„schen Hunde! Ihr vom Teufel besessene

„Engländer! Ihr wollt nach Panama? Mit „nichten! Hier müßt Ihr alle umkommen, „und euren Cameraden soll es künftig eben so „gehn!“ Aus diesen Worten sahen die Flibustier, daß ihr Anschlag entdeckt war, und beschlossen nun das Fort zu erobern, oder alle hier das Leben zu verlieren. Sie stürmten fort, ohne sich durch die vielen treffenden Pfeile und durch den Fall ihres Befehlshaber Brodely irre machen zu lassen, dem durch eine Canonenkugel beyde Beine abgeschossen wurden. Ein Flibüstier, dem ein Pfeil in der Achsel stecken blick, riß ihn heraus und schrie: „Geduld, Ihr Brüder! ich habe einen Einfall, „die Spanier sind alle verloren!“ Er zog Baumwolle aus seiner Tasche, umwand damit seinen Ladstock, zündete die Baumwolle an, und schoß dieß brennende Material auf die mit leichtem Holz und Palmblättern bedeckten Häuser des Forts ab; andre suchten nun Pfeile von der Erde auf, und folgten diesem Beyspiel. Die Wirkung zeigte sich gleich. Viele Häuser brannten, auch ein Pulverkasten flog auf; die Spanier waren mit

Löschen beschäftigt, und die Nacht brach ein. Die Flibustier versuchten nun, durch die Dunkelheit unterstützt, die von sehr brennbarem Holz verfertigten Pallisaden zu verbrennen; auch dieß glückte; die durch nichts mehr gestützte Erde stürzte zusammen, und füllte den Graben. Noch vertheidigten sich die Spanier tapfer, angefeuert von ihrem Commandanten, der so lange focht, bis er todt zu Boden fiel. Immer waren noch die Canonen in der Gewalt der Besatzung, womit sie ohne Aufhören schoß, allein die schon so weit gesiegten Flibustier ließen nicht ab zu stürmen, bis sie Meister des Castells waren.

Viele Spanier stürzten sich nun von den Mauern des Castells herab in den Fluß, um nicht lebendig in die Hände der Freybeuter zu fallen, die nur vier und zwanzig Gefangene machten, vierzehn Gesunde und zehn Verwundete, die sich unter den Todten verkrochen hatten. Diese vier und zwanzig waren allein von der aus drey hundert und vierzehn Mann bestandenen Besatzung noch übrig. Man hatte

sie kurz zuvor noch verstärkt, da der Oberpräsident in Panama schon von Carthagena aus, das Geheimniß der Expedition erfahren, und sich in Person mit 3600 Mann bey jener Stadt gelagert hatte. Dieß erfuhren die Flibustier jetzt mit Gewißheit, und daß sich unter jenen Kriegshaufen vier hundert Mann Cavallerie befänden, ferner sechs hundert Indianer, und zwey hundert Mulatten, geübte Stierjäger, die bestimmt waren zweytausend Stiere erforderlichen Falls auf die anrückenden Flibustier loßzutreiben, um sie zu zermalmen.

Der verstümmelte Brodely fuhr fort zu commandiren; er wollte seine sehr theuer erkauften Vortheile nicht aufs Spiel setzen; denn von seinen vier hundert Mann waren hundert und zehn gefallen, und achtzig verwundet worden; unter denen sechzig sich nicht bewegen konnten. Die Leichname der Engländer und Franzosen wurden verscharrt, die todten Körper der Spanier aber von dem Gipfel des Forts herabgestürzt, wo sie aufgehäuft liegen

blieben. Brodely fand hier viel Munition und Lebensmittel, welche Beute ihm desto angenehmer war, da er wußte, daß es der großen Flotte daran fehlte; er ließ so viel wie möglich das Fort herstellen, um sich darin vertheidigen zu können, im Fall die Spanier in der Geschwindigkeit einen Versuch machen sollten, es wieder zu erobern. So erwartete er Morgan's Ankunft, die auch bald mit der ganzen Flotte erfolgte.

Die ansegelnden Flibustier überließen sich der Freude, als sie die Englische Flagge auf dem Castell erblickten; sie jubelten und soffen, ohne auf ihre Fahrt bey der Mündung des Flusses Chager zu achten, wo unter dem Wasser eine Klippe verborgen war. Es kamen ihnen Lotsen vom Lande entgegen, die sie aber in ihrem Taumel und bey ihrer Ungeduld nicht abwarteten. Diese Nachlässigkeit hatte schreckliche Folgen; sie kostete ihnen vier Schiffe, die zu Grunde gingen, worunter sich auch das Admiralsschiff befand; die Menschen und Ladungen wurden jedoch alle gerettet. Morgan,

voll großer Entwürfe, betrachtete diesen Verlust als unbedeutend, und hielt seinen Einzug in St. Lorenzo, wo er eine Besatzung von fünf hundert Mann ließ, außer hundert und funfzig Mann, womit er eine Anzahl im Fluß gefundener Spanischer Fahrzeuge besetzte. An Lebensmitteln wurde sehr wenig mitgenommen; so wohl um den Marsch dadurch nicht zu erschweren, als auch, weil die Mittel zum Transport sehr beschränkt waren, und endlich auch, um die ohnehin nicht überflüssig mit Proviant versehene und keine Zufuhr erwartende Besatzung im Fort, wo man überdieß auch alle Gefangenen und Sclaven, nahe an tausend Menschen, zurückließ, keiner Hungersnoth auszusetzen. Nachdem alles veranstaltet war, hielt Morgan eine Rede an seine Genossen, und ermahnte sie zu einem alles besiegenden Muth, um mit Ruhm bedeckt und mit so viel Reichthum, als sie zu ihrem ganzen künftigen Leben brauchten, nach Jamaica zurück zu kehren; und nun brach er am 18 Januar 1671 mit dreyzehn hun-

dert Mann, dem Kern seiner Flibustier, nach Panama auf.

Der Zug ging zu Wasser längs dem Flusse; fünf Fahrzeuge waren mit Artillerie beladen, und die Mannschaft auf zwey und dreyßig Boote zusammen gepreßt. Zu den oben angeführten Ursachen keine Lebensmittel mitzunehmen, war auch die Hoffnung gekommen, auf dem Wege deren genug zu finden. Aber schon am ersten Tage bey ihrer Ankunft zu Rio de los Bracos sahen sich die Flibustier in ihrer Erwartung getäuscht. Hier, wo sie ans Land stiegen, fanden sie nichts; die Spanier waren geflohen und hatten alles bis auf das letzte Stück Vieh, selbst das letzte Hausgeräth mitgenommen, die noch unreifen Feld- und Gartenfrüchte abgeschnitten, und selbst die Wurzeln aus der Erde gerissen. Nichts, als die leeren Häuser und Ställe waren da, worin sich die Freybeuter jedoch alle Nächte einquartierten, da sie auf ihren Booten sich nicht einmal alle nieder

setzen konnten. Sie hielten also hier den ersten Fasttag und hatten keine andre Erfrischung als ihren Tabak. Am zweyten Tage ging es nicht besser. Hiezu kam, daß aus Mangel an Regen der Fluß so seicht, und überdieß durch viele hereingestürzte Bäume fast gar nicht zu passiren war, so daß die Flibustier zu la Crux de Juan Galliego gezwungen waren, ihre Fahrzeuge zu verlassen, und den Marsch zu Lande fortzusetzen, wenn sie nicht wieder umkehren wollten. Aufgemuntert durch ihre Führer, beschlossen sie das Abenteuer zu bestehn. Am dritten Tage kamen sie in einen Wald, wo sie weder Weg noch Steg sahen, und wo der Boden voller Sümpfe und Moräste war. So erreichten sie mit unsäglicher Mühe den Ort Cedro Bueno. Allein auch hier fanden sie nicht das geringste; sie sahen nicht einmal ein Stück Wild, das sie schießen konnten.

Der Hunger nahm bey den Abenteuern schrecklich zu; viele aßen das Laub von den Bäumen, die meisten aber blieben ohne alle Nahrung; und so, vom grausamsten Mangel

gequält und leicht gekleidet, streckten sie sich während der hier kalten Nächte am Ufer hin, und erwarteten in diesem Zustande, zitternd vor Frost, der ihnen allen Schlaf raubte, den Anbruch des Tages. Ihr Muth wurde durch die stündliche Hoffnung gestärkt, auf ein Corps Spanier, oder auf flüchtende Bewohner, folglich auch auf Lebensmittel zu stoßen, womit sich die Flüchtlinge dieser Nation in solchen Fällen immer reichlich versahen. Die Flibustier entfernten sich dabey auch nicht weit vom Ufer des Flusses, indem sie Mittel fanden ihre Canots mit fort zu bringen; wo der Strom es gestattete, schiffte sich ein Theil der Mannschaft darauf ein, während die übrigen zu Lande marschirten. Ein Vortrab von dreyßig Mann, unter einem landkundigen Führer, ging einige hundert Schritte voraus, um in der Stille die Hinterhalte der Spanier zu entdecken, und wo möglich einige Gefangene zu machen.

Am vierten Tage erreichten die Flibustier Torna Cavallos, einen befestigten

Ort; aber auch hier waren die Spanier entflohen, hatten alles mitgenommen, was nur fortgebracht werden konnte, und das übrige zu Asche verbrannt. Ihre Absicht war, daß die Freybeuter auch nicht das kleinste Geräth finden sollten. Ueberhaupt war es ein Grundsatz der flüchtigen, gegen die Flibustier beständig auf ihrer Huth seyenden Spanier, bey der Flucht alle und jede Bedürfnisse von diesen furchtbaren Gästen zu entfernen, um sie desto eher zur Rückkehr zu vermögen. Nichts als leere lederne Beutel hatten sie hier zurückgelassen. Der Hunger machte die Leute wüthend; er mußte gestillt werden. Die Beutel wurden nun vertheilt und verzehrt, nicht ohne Zanken, um die größten Portionen dieses eckelhaften Nahrungsmittels zu erhalten. Man schnitt das Leder in kleine Stücken, rieb solche, und schlug sie zwischen zwey Steinen; man tunkte sie hernach in Wasser, um sie recht geschmeidig zu machen; sodann wurden sie geröstet, und häufig Wasser dazu getrunken, um diese Lederbissen herunter zu spülen.

So beköstigt kamen die Flibustier nach Torna Munni, wo sie wieder eine verlassene Befestigung fanden, und am fünften Tage nach Barbacoa; aber nirgends waren weder Menschen, noch Thiere, noch Lebensmittel zu finden. Die Spanier hatten auch hier alles entfernt, was nur irgend menschliche Nahrung geben konnte. Endlich fand man zufällig in einer Felsenhöhle zwey Säcke mit Mehl, einige Früchte und zwey große Gefäße mit Wein gefüllt. Dieser Fund war jedoch in Verhältniß der großen Menge Hülfsbedürftiger zu geringfügig, um Freude zu erzeugen. Morgan, so sehr er selbst auch vom Hunger gequält wurde, nahm nichts davon für sich, sondern ließ alles unter die Hinfälligsten austheilen. Viele derselben waren fast sterbend; diese wurden nach den Fahrzeugen transportirt, um solche zu bewachen; dagegen die bisherige Besatzung dieser Canots zu dem Landcorps stoßen mußte. Der Marsch ging sehr langsam, sowohl wegen der großen Entkräftung der Menschen, als des rauhen Weges, und die Nah=

rung der Freybeuter war fortdauernd nichts als Baumblätter und Gras.

Am sechsten Tage ging der Marsch sehr langsam, der Mangel an Nahrungsmitteln hatte ihre Körper ausnehmend geschwächt, und sie mußten oft ruhen. Endlich langten sie auf einer Pflanzung an, wo sie in einer ebenfalls verlassenen Scheune eine starke Quantität Maiz fanden; sie stürzten nun darüber her, und viele aßen ihn roh; der Rest wurde unter alle vertheilt, die diese Frucht in Bananenblätter wickelten, und sie so theils kochten, theils rösteten. So gestärkt setzten sie ihren Marsch fort, und sahen noch am nämlichen Tage einen Haufen Indianer jenseit des Flusses, die aber flohen und nicht erreicht werden konnten. Einige schoß man nieder; die übrigen retteten sich, und schrieen: „Ihr Englischen Hunde, kommt auf die Wiese; dort „erwarten wir euch!" Die Flibustier waren abermals gezwungen, da von dem Maiz des vorigen Tages nichts mehr übrig

war, ohne Nahrung unter freyem Himmel die Nacht zuzubringen.

Bisher hatten sie in ihrer martervollen, den Gesetzen der Natur gleichsam trotzenden, Lage, eine bewundrungswürdige Geduld gezeigt. Nun aber erhob sich unter ihnen ein großes Murren. Morgan und seine verwegenen Entwürfe wurden laut getadelt; viele wollten wieder zurück, dagegen andre, obwohl auch unzufrieden, erklärten, daß sie lieber umkommen, als die so hart bestandene, und soweit gediehene Unternehmung nicht ausführen wollten.

Am folgenden Tage gingen sie über den Fluß, und richteten ihren Zug nach einem Ort, der ihnen ein Dorf oder eine Stadt zu seyn schien, wo sie zu ihrer großen Freude schon in der Ferne viele Schorsteine rauchen sahen; sie hofften nun gewiß Menschen und Lebensmittel zu finden. Sie betrogen sich aber auch hier. In dem ganzen Ort war keine menschliche Seele, noch irgend etwas

eßbares, als ein lederner Sack mit Brod, desgleichen einige Katzen und Hunde, die sogleich geschlachtet und verschlungen wurden. Dieser Ort war der Flecken Crux, wo man gewöhnlich die den Fluß Chager hinauf transportirten Waaren auslud, um sie zu Lande weiter nach der von hier acht französische Meilen entlegenen Stadt Panama zu bringen. Hier waren schöne, dem Könige von Spanien gehörige, von Steinen aufgeführte Magazingebäude und Ställe. Die Einwohner dieses Fleckens hatten sich auch alle geflüchtet, zuvor aber Feuer in ihren Häusern angelegt. Nur die königlichen Gebäude hatte man unberührt gelassen. Die Flibustier durchsuchten alle Winkel und fanden endlich einen Ort, wo sechzehn Gefäße peruanischen Weins zurückgelassen waren. Dieser Fund wurde von allen ohne Verzug benutzt; kaum aber hatten sie etwas getrunken, als ein jeder ohne Ausnahme krank wurde. Man glaubte allgemein, der Wein sey vergiftet, und dieser Gedanke erzeugte unter ihnen die größte Bestürzung. Alle hielten sich nun ohne Rettung verloren.

Allein kein Gift war dabey im Spiel; die Krankheit war sehr erklärbar: durch die mannigfaltigen, abscheulichen Lebensmittel, durch die überaus große Entkräftung der Freybeuter und durch ihre jetzt so unmäßigen Weinzüge; auch befanden sie sich alle am folgenden Tage besser. Da Morgan sich nun gänzlich von seinen Fahrzeugen und Canots entfernen mußte, so war er gezwungen hier alle seine Leute, selbst die Schwächsten, ans Land zu setzen; die Boote aber schickte er bemannt mit sechzig Mann dahin zurück, wo er die größern Fahrzeuge und Schiffe gelassen hatte; nur ein Boot wurde versteckt, um gelegentlich der Flotille Nachrichten zu bringen. Er verbot, daß niemand einzeln, oder in kleinen Haufen den Ort verlassen sollte; wenigstens müßte der Trupp hundert Mann stark seyn. Der Hunger aber vermochte die Freybeuter diesen Befehl zu übertreten. Zehn entfernten sich Lebensmittel aufzusuchen; sie wurden aber von den Spaniern angefallen, und konnten nur mit vieler Mühe sich wieder in ihr Dorf retten, nachdem zu

ihrer großen Kränkung ein Flibustier gefangen worden war.

Morgan gab nun Befehl zum weitern Aufbruch, nachdem er seine Leute gemustert hatte; er fand eilf hundert Streiter. Um ihnen die Furcht zu benehmen, als ob ihre Maßregeln und Stärke durch den gefangenen Flibustier verrathen worden wären, gab er vor, daß dieser nicht gefangen, sich bloß im Walde verirrt, und bereits sich wieder eingefunden habe. Es war der achte Tag des schrecklichen Marsches, den nur allein die Hoffnung noch erträglich machen konnte, da man wußte, daß man sich nunmehr in der Nähe von Panama befand. Zwey hundert Mann mußten den Vortrab machen, um die Bewegungen des Feindes auszuspähen. Sie marschirten einen ganzen Tag, ohne daß sie etwas gewahr wurden, bis auf einmal von dem Gipfel eines Felsenberges ein Pfeilregen von 3000 bis 4000 Pfeilen auf sie herabfiel. Die Flibustier waren einige Minuten lang bestürzt, weil sie keinen Feind,

sondern nur hohe Felsen, Bäume und Abgründe sahen, und, ohne zu fechten, in einem Augenblick zwanzig Todte und Verwundete zählten; da aber kein Schuß weiter erfolgte, so setzten sie ihren Marsch fort, und zogen durch einen Wald, wo sie in einem Hohlwege auf einen Trupp Indianer stießen, die ihn muthig vertheidigten; allein die Freybeuter waren bald Sieger, obgleich mit Verlust von acht Todten und zehn Verwundeten. Sie bemüheten sich von den Fliehenden einige Gefangene zu machen, aber dieß war unmöglich; die Indianer liefen wie die Rehe durch die ihnen wohlbekannten Krümmungen und Schlupfwinkel zwischen den Felsenwänden, und entkamen alle. Ihr Anführer wurde verwundet und lag auf dem Boden, focht aber noch in dieser Stellung, bis man ihn niedermachte. Er trug eine Krone auf dem Kopf von vielfarbigen Federn. Sein Tod hatte einen großen Eindruck auf die Indianer gemacht, und ihre Flucht veranlaßt; obwohl der Hohlweg von der Beschaffenheit war, daß hundert Mann die ganze Macht der

Flibustier hätten aufhalten, ja aufreiben können. Die Sieger benutzten diese große Nachlässigkeit der Spanier, einen solchen Paß nicht besser besetzt zu haben; sie eilten was sie konnten, um aus den Felsen und Klüften herauszukommen, und das platte Land zu gewinnen.

Am neunten Tage befanden sie sich in einer Ebene; es waren Wiesen, aber ohne alle Bäume, die gegen die Sonnenhitze hätten schützen können. Es regnete stark; die Flibustier waren ganz durchnäßt, ihre Gewehre und Munition für den Augenblick etwas unbrauchbar geworden, und in dieser Lage nicht ohne Besorgniß, im Fall eines Gefechts ihre Feuerwaffen nicht gut nutzen zu können, dagegen die durch den Regen unbeschädigt gebliebenen Lanzen der Spanier diese desto wirksamer brauchen würden. Diesem Uebel war jedoch nicht abzuhelfen; man mußte sich dem Glück überlassen. Morgan wünschte sehnlich einen Gefangenen zu erhaschen, um einige Auskunft zu erhalten; er

schickte deßhalb funfzig Mann einzeln aus, und versprach demjenigen, der einen Spanier oder Indianer einbringen würde, außer seinem Beuteantheil, aus der Societätscasse drey hundert Piaster.

Gegen Mittag bestiegen sie einen großen Hügel, von wo aus sie das Südmeer entdeckten. Dieser Anblick, der ihnen das Ende ihrer jetzigen Noth ankündigte, erregte bey den Flibustiern die größte Freude; sie wurden auch von dieser Höhe sechs Schiffe gewahr, die aus Panama kamen, und nach den nahe liegenden Inseln Taroga und Tarogilla segelten. Von der Stadt aber sahen sie noch nichts. Ihre Freude wurde sehr verstärkt, als sie nun auch in einem Thal eine Menge Ochsen, Kühe, Pferde, besonders aber Esel sahen. Diese Thiere waren unter der Huth einiger Spanier, die sich aber gleich beym Anblick der Flibustier durch die Flucht retteten. Nichts konnte den vor Hunger und Mattigkeit fast hinsinkenden Freybeutern angenehmer seyn, als dieser kostbare Fund, der ihnen auch zur Stärkung

ihrer Kräfte bey den nahe bevorstehenden großen Gefechten so nöthig war. Die Unbedachtsamkeit der Spanier, diese Thiere ihren ganz ausgehungerten Feinden gleichsam in die Hände zu liefern, war unverzeihlich. Nichts konnte diesen gelegener kommen. Hier wurde nun einige Stunden gerastet, viele Thiere in der größten Geschwindigkeit erlegt, und das Fleisch fast roh und mit solcher Gier verschlungen, daß das Blut stromweise den Flibustiern aus dem Munde über den Leib lief. Was sie nicht verzehren konnten, wurde mitgenommen; denn ihr Anführer, aus Besorgniß hier im Mittelpunct der Spanischen Macht angefallen zu werden, ließ ihnen nicht lange Zeit zum Rasten. Es ging vorwärts.

Morgans großer Wunsch, einige Gefangene zu bekommen, wurde nicht erfüllt, welches er, sonderbar genug, in einem bewohnten Lande, in neun Tagen nicht hatte bewirken können; er blieb fortdauernd ohne alle Nachrichten; ja man war sogar wegen der Entfernung von Panama noch in einiger Ungewiß-

heit, bis die Flibustier endlich von einem Hügel die Thürme dieser Stadt erblickten. Nun erscholl ihr Freudengeschrey; sie ließen ihre Trompeten und Trommeln erschallen, warfen die Hüte in die Luft, und riefen: Victoria! Sofort machten sie Halt, und lagerten sich mit dem Entschluß, am folgenden Morgen Panama anzugreifen.

Hier war jetzt alles in Bewegung; es wurden von dort, als erste Vertheidigungs-Maßregel, funfzig Reiter ausgeschickt die Feinde zu recognosciren. Dieser Trupp näherte sich der Lagerstatt bis auf einen Musketenschuß, und insultirte die Flibustier, kehrte aber bald wieder nach der Stadt zurück, wobey die Spanier schrieen: Perros! nos veremos! (Ihr Hunde! Aufs Wiedersehn!) Bald darauf zeigte sich ein anderer Haufen von zwey hundert Fußsoldaten, deren Absicht war, alle Passagen zu besetzen, damit nach dem, ihrer Meynung nach unfehlbaren, Siege keiner der Freybeuter entrinnen könnte. Diese sahen jedoch allen Anstalten zu ihrer Blokade

ruhig zu, und waren indeß mit ihren gut gefüllten Schnappsäcken beschäftigt; da es ihnen nicht gestattet war Feuer anzumachen, so mußten sie das Fleisch roh essen; sie bewunderten dabey die unbegreifliche Nachsicht der Spanier, ihnen die so nöthige Ruhe zu gönnen, und hatten volle Muße sich durch Nahrung zu den künftigen Gefechten zu stärken, worauf sie sich unbekümmert ins Gras schlafen legten. Die Spanier feuerten die ganze Nacht Canonen ab, um ihre Wachsamkeit zu zeigen.

Am folgenden Tage, es war der zehnte ihres Marsches, am 27 Januar 1671 brachen die Flibustier sehr zeitig auf, und zogen unter Ertönung ihrer Feldmusik nach der Stadt zu; sie verließen aber die Landstraße, und nahmen nach dem Rath eines ihrer Führer einen Umweg durch ein dickes, ganz ungebahntes Gehölze. Dieß hatten die Spanier nicht erwartet, und daher bloß auf dem Hauptwege Batterien und Verschanzungen angelegt, die jetzt unnütz waren; sie mußten nun solche verlassen, um sich den Feinden an einem

andern Ort zu widersetzen, und hatten nicht einmal Zeit die Canonen aus den Batterien wegzubringen.

Nach einem zweystündigen Marsch entdeckten die Flibustier die feindliche Armee, die sehr schön war und in Schlachtordnung marschirte. Die Soldaten waren in seidene Zeuge von allerhand Farben gekleidet, und die Reiter tummelten sich auf ihren muntern Pferden, als ob es zu einem Stiergefecht ginge. Der Oberpräsident selbst commandirte diese für die Nation und für das Land nicht unbedeutende Kriegsmacht; er zog den Freybeutern entgegen mit vier regulären Regimentern Infanterie, 2400 Mann minder regelmäßigen Fußsoldaten, 400 Reitern, und 2000 wilden Stieren, die von einigen hundert Indianern und Negern getrieben wurden.

Die Flibustier sahen diesen die ganze Ebene bedeckenden Zug von einem Hügel, erschraken über die Anzahl der Feinde, und fingen an für den Ausgang etwas besorgt

zu seyn. Sie überzeugten sich aber bald, daß hier kein anderes Mittel war, als zu siegen oder zu sterben, und ermunterten sich daher einander, bis auf den letzten Blutstropfen zu fechten. Sie theilten sich in drey Haufen, schickten zwey hundert im Schießen sehr geübte Flibustier voraus und gingen so auf die Spanier loß, die nun auf einem sehr geräumigen Felde in Schlachtordnung standen. Der Gouverneur gab der Reiterey Befehl, in den andringenden Feind einzuhauen, und die Stiere auf ihn loßzutreiben; der Boden aber war der Cavallerie nicht günstig; es waren hier Moräste, hinter denen sich die zwey hundert Schützen postirt hatten, die ein unaufhörliches, und dabey so wirksames Feuer machten, daß haufenweise Mann und Roß stürzten, ehe sie sich durch die Flucht retten konnten; nur funfzig Reiter entkamen. Die Stiere wurden nun nicht gejagt, und überhaupt wurde dadurch der ganze Angriffsplan vereitelt; dahingegen die Freybeuter nun ihrerseits mit desto größerm Nachdruck die Spanische Infanterie angriffen; sie fielen wechsels

weise nieder, und feuerten so wie die Preußen auf einem Knie. Während die Knieenden auf die schwankenden feindlichen Haufen ihr Feuer richteten, luden die Stehenden ihre Gewehre; ihre Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit waren hier entscheidend; fast alle ihre Schüsse trafen. Die Spanier vertheidigten sich tapfer, konnten aber gegen einen mit solchem Muth fechtenden, durch Verzweiflung gestählten Feind nichts ausrichten. Endlich ließen sie die Stiere loß, um die Freybeuter im Rücken zu beunruhigen; aber auch hier hatten sie an die jetzt mit den Flibustiern vereinigten Bucanier, die alten furchtbaren Stierjäger, nicht gedacht, daher dieser Angriff erbärmlich ausfiel. Die mit diesen Thieren wohlbekannten Bucanier waren hier recht in ihrem Element; sie machten solche durch großes Geschrey und Schwenkung von Flaggen scheu, und schossen sie nachher ohne alle Ausnahme todt.

Das Treffen dauerte zwey Stunden mit ungleichen Kräften an Streiterzahl und Waffen, und war dennoch für die Flibustier entscheidend. Die Reiterey, worauf die Spa-

nier am meisten gerechnet hatten, war großentheils niedergeschossen; die übrigen thaten wiederholte Angriffe, die jedoch mit dem gänzlichen Untergang dieser Cavallerie sich endigten; nur wenige entkamen mit dem Rest der Fußsoldaten, die ihre Musketen wegwarfen, um desto geschwinder fliehen zu können. Ohne die Verwundeten und Gefangenen zu rechnen, blieben sechs hundert Spanier todt auf dem Schlachtfelde. Man fand einige Franciscaner unter den Gefangenen, die zur Aufmunterung der Streiter und zur Absolution der Sterbenden sich der größten Gefahr ausgesetzt hatten, und jetzt vor Morgan geführt wurden, der über sie sogleich das Todesurtheil aussprach. Vergebens flehten diese armen schuldlosen Mönche um Barmherzigkeit; sie wurden alle mit Pistolen todtgeschossen. Viele Spanier, besorgt nicht eilig genug entfliehen zu können, hatten ihre Sicherheit in den hohen Gesträuchen am Meerufer gesucht, wo sie sich verborgen hielten; allein die meisten wurden von den Flibustiern entdeckt, und ohne Gnade niedergesäbelt.

Noch war nicht alles gethan. Die große, wohlbevölkerte, mit Forts und Canonen versehene Stadt Panama, wohin sich der Ober-Gouverneur mit den Flüchtlingen gerettet hatte, war noch zu erobern. Die damit verbundenen Schwierigkeiten waren um so bedenklicher, da die Flibustier im Treffen auch viel Menschen verloren hatten, und ihre Zahl der Unternehmung nicht angemessen schien. Dennoch wurde sie gewagt, nachdem Morgan von einem gefangenen, verwundeten Spanischen Officier die nöthigen Nachrichten eingezogen hatte. Es war keine Zeit zu verlieren, um den Spaniern nicht zu neuen Vertheidigungsanstalten Gelegenheit zu geben. Trotz dem stärksten Canonenfeuer, das grausame Wirkung that, wurde die Stadt noch am nämlichen Tage gestürmt, und in drey Stunden Zeit waren die Flibustier auch Meister von Panama. Nun erfolgte eine allgemeine Plünderung. Morgan, der die Ausschweifungen der Seinigen im Saufen, zumal nach einem so langen Fasten, fürchtete, verbot ihnen aufs strengste Wein anzurühren. Ein bloßes Ver-

bot dieser Art in einer solchen Lage wäre nicht befolgt worden, allein der listige Anführer verstärkte es durch ein wichtiges Argument; er gab vor, er habe Nachricht, daß die Spanier allen Wein vergiftet hätten; und nun blieben die Sieger nüchtern.

Die Einwohner waren größtentheils entflohen; sie hatten ihre sämmtlichen Weiber und alle solche Reichthümer und Kostbarkeiten, die leicht fortgebracht werden konnten und nicht viel Raum einnahmen, zu Schiffe nach der Insel Taroga geschafft; die Männer aber waren auf dem festen Lande zerstreut, und formirten eine Anzahl, die den sehr verminderten, von außen aller Unterstützung beraubten, Flibustiern, immer noch gefährlich war; daher diese sich zusammenhielten, und die meisten außerhalb der Stadt sich lagerten.

Morgan beging nun eine grausame, unbegreifliche, und von den theilnehmenden Geschichtschreibern dieser Gräuel nicht recht aufgeklärte That, wodurch er sich und die

Seinigen vorsätzlich ungeheurer Reichthümer beraubte, deren Größe ihm vielleicht bedenklich schien. Obgleich man das kostbarste aus der Stadt weggeschafft hatte, so waren dennoch, so wie in den größten europäischen Handelsstädten, alle Boutiken, Niederlagen und Magazine mit Waaren und Kaufmannsgütern jeder Art angefüllt. Außer der großen Menge verfertigter Manufactur- und Fabrikartikel, so wie den zahllosen Producten des Luxus und der Industrie, waren hier ungeheure Vorräthe von Mehl, Wein, Olivenöl und Specereyen; dabey große Magazine des im moralischen Sinne vortrefflichsten aller Metalle, des Eisens; Gebäude, worin eine unsägliche Menge eiserner aus Europa gekommenen Werkzeuge aller Gattungen, selbst Amboße und Pflugschaaren, als Vorrath für alle Spanische Länder in America aufgethürmt waren. Das Eisen wurde damals hier, der deutsche Centner von hundert Pfund, für zwey und dreyßig Piaster verkauft.

Diese Waaren, so wenig wie die obenerwähnten in Massen gehäuften, hatten für

Morgan, weil er sie nicht mitnehmen konnte, einen Werth; ihre Erhaltung aber konnte eine Ranzion veranlassen, oder sonstige, wenn gleich noch nicht scheinbare Vortheile erzeugen, da solche erst die Umstände herbeyführen mußten. Diese Vortheile aber waren noch ungewiß, die Unbrauchbarkeit der Artikel für die Flibustier jedoch völlig entschieden, und der Ruin mehrerer tausend Familien ihm sehr gleichgültig. Man kann also sagen, daß ein rasender, mit seinem wilden, grausamen Character vereinbarer Muthwille, vielleicht mehr wie sonst etwas seinen boshaften Entschluß erzeugte. Er ließ nämlich, ohne jemanden seinen Vorsatz mitzutheilen, heimlich an mehrern Orten zugleich Feuer anlegen, und in wenig Stunden stand die ganze prächtige Stadt in Flammen.

Die zurück gebliebenen Spanier, sowohl als die Flibustier selbst, die den Ursprung des Unglücks nicht wußten, vereinigten sich das Feuer zu löschen; sie schleppten Wasser herbey und rissen Häuser nieder, um den

Flammen Einhalt zu thun; aber alles war vergebens, da der Wind stark wehte, und, wie bereits oben bemerkt, die meisten Häuser von Holz waren. Die schönsten Gebäude mit ihren Kostbarkeiten, worunter auch der prächtige Handelspallast der Genueser, die Kirchen, die Klöster, das Raths-Hotel, die Kramladen, die Hospitäler und Stiftungsörter, die Vorrathshäuser mit einer zahllosen Menge von Mehlsäcken, und an zwey hundert mit Waaren angefüllte Magazine wurden in Asche verwandelt. Ein gleiches Schicksal betraf auch eine Menge Thiere, Pferde, Maulesel rc. und viele Sclaven, die sich hier verborgen hatten, und nun lebendig verbrannt wurden. Nur wenig Häuser und Gebäude entgingen dem Feuer, das noch nach vier Wochen glühte. Jetzt plünderten die Räuber, wo sie nur konnten, und fanden noch vieles. Morgan verbarg sorgfältig seine Veranlassung dieser Gräuelthat, und gab vor, daß die Spanier selbst das Feuer angelegt hätten. Am folgenden Morgen war die Stadt nichts als ein Aschenhaufen; nur ein

Winkel derselben, wo die schlechtesten Häuser standen und die Mauleseltreiber wohnten, nebst zwey Klöstern, und der etwas entfernt, abgesondert gelegene Pallast des Ober-Präsidenten waren stehen geblieben.

Nun sammelten sich die Flibustier und verschanzten sich unter den Ruinen einer Kirche. Morgan sandte jetzt einen starken bewaffneten Haufen nach Chager, den dort Hinterlassenen seinen Sieg anzuzeigen, und sich um ihren Zustand zu erkundigen; desgleichen schickte er zwey Haufen aus, jeden von hundert und funfzig Mann, um Gefangene herbey zu holen; auch wurde ein wohlbemanntes Fahrzeug ausgeschickt, um sich in der Südsee umzusehn. Es kam in zwey Tagen zurück mit drey gecaperten Schiffen, aber auch mit der sehr unangenehmen Nachricht, daß eine große Gallione entkommen sey, beladen mit den aus Panama geretteten Kirchenschätzen und vielem Silber, Gold und andern Kostbarkeiten, das Eigenthum des Königs, und der reichsten Kaufleute. Ferner befanden

sich darauf die Frauen der reichsten Einwohner mit allem ihren Geschmeide, kurz die auserlesensten Reichthümer der Stadt; dabey eine Menge Kinder, daher das Schiff auch sonst gar keine Ladung hatte, nicht einmal Ballast, weil die Klumpen Gold und Silber dazu dienten. Auch alle Nonnen aus Panama hatten sich auf diese Gallione eingeschifft, die jedoch nur sechs Canonen führte, nicht stark bemannt, und überhaupt schlecht ausgerüstet war. Sie segelte ganz sorglos, weil die Flibustier zu Lande gekommen waren, und sie folglich, in dem Wahn der Spanier, nichts zur See unternehmen würden. Es schien auch, daß diese überaus reiche Prise den Freybeutern nicht entgehn könnte; sie sahen solche in einiger Entfernung gegen Abend, und waren so glücklich das dazu gehörige Boot unentdeckt wegzucapern, das sieben Personen am Bord hatte, von denen sie alles erfuhren.

Der Befehlshaber des Freybeuterfahrzeugs, Chart, hielt nun die Eroberung der Gallione so gut als schon geschehn, und wollte dazu

bloß den Morgen abwarten. Ohnehin war die Nachtoperation nicht ausführbar; denn seine Leute hatten sich ganz dem Taumel überlassen; sie schwelgten mit den Spanischen Weibern und Mädchen, die sie aus den kleinen bey Panama liegenden Inseln geholt, und dabey sich so sehr mit Wein überladen hatten, daß nichts in der Nacht unternommen werden konnte. Am folgenden Tage wollten sie das Versäumte wieder gut machen, und hofften die Gallione doch noch einzuholen, aber sie war entkommen. Den jetzt nüchtern gewordenen Flibustiern blieb nun der Gram übrig, durch eigne Schuld eine so außerordentliche Beute leichtsinnig verscherzt zu haben, und bloß mit ihren kleinen Prisen zurück zu kehren. Morgan wollte jedoch den Gedanken an die Wegnahme dieser Gallione nicht aufgeben, um so weniger, da er erfuhr, daß es ihr an Wasser und Lebensmitteln, ja an Segeln und Tauen fehlte; er vermuthete sie in irgend einer Bucht ohnweit Panama, und ließ deßhalb vier Fahrzeuge auslaufen, die acht Tage umherkreuzten; allein sie kamen

ohne die große Beute, ja ohne alle Hoffnung zurück.

Aus Chager liefen gute Nachrichten ein; alles war dort ruhig und in gutem Zustande; es hatte der Besatzung geglückt, ein Spanisches unbesorgt beym Fort vorbeysegelndes, mit Lebensmitteln beladenes, Schiff, das aus Carthagena kam, und auch einige Kisten mit Schmaragden am Bord hatte, wegzunehmen. Auf diese Nachricht beschlossen die Flibustier etwas länger in Panama zu bleiben, da Morgan immer noch Hoffnung hatte, daß die Gallione, der man fortdauernd auflauerte, doch endlich in seine Hände fallen würde. Indeß suchte man unter den verbrannten Ruinen der Häuser nach verborgenen Schätzen, und fand deren auch in Brunnen und Kellern, wo die Spanier solche versteckt hatten. Andre Flibustier verbrannten die reichen, mit Silber oder Gold durchwebten Zeuge, um diese Metalle herauszuziehn.

Da alle Besorgniß verschwunden war, daß die Spanier von außen her etwas unternehmen würden, so quartierten sich die Flibustier

in die noch stehen gebliebenen Häuser der Stadt ein, und verließen sich auf die starken, beständig auswärts herum patroullirenden Haufen der Ihrigen, die immer Beute und Gefangene einbrachten. Schon hatten die Streifparteyen über hundert reichbeladene Maulesel und mehr als zwey hundert Menschen beyderley Geschlechts aufgefangen, und nie kamen solche Patroullen leer zurück. Diese Unglücklichen wurden nun ohne Unterschied auf die grausamste Weise gefoltert, um Sachen von Werth zu entdecken; mehrere gaben unter den schrecklichsten Martern ihren Geist auf, wobey ihre Henker sehr gleichgültig waren, da sie ohnehin dieß Sterben gerne sahen, weil sie an Lebensmitteln keinen Ueberfluß hatten. Einige der Frauenspersonen, besonders die sehr wohl gebildet waren, behandelte man mit Schonung, wenn sie sich bequemten die wilden Lüste der Unmenschen zu befriedigen, widrigenfalls standen auch ihnen alle Martern bevor. Morgan selbst gab seinen Cameraden hiezu das Beyspiel, wobey man folgenden Vorfall aufgezeichnet hat:

Unter den eingebrachten Gefangenen befand sich ein junges, sehr schönes Frauenzimmer von sanftem Wesen und edlem Sinn, die Frau eines reichen Kaufmanns, der eben damals auf einer Handelsreise nach Peru begriffen war. Sie hatte sich mit ihren Verwandten geflüchtet, und ward jetzt auch als Gefangene eingebracht. Kaum sahe sie Morgan, so bestimmte er sie zu seinem Vergnügen; anfangs behandelte er sie mit Ehrerbietung, und sonderte sie von den andern Gefangenen ab, obgleich sie mit Thränen diese Auszeichnung verbath; er gab ihr ein Zimmer in seiner Wohnung, Neger zur Aufwartung, und Speisen von seinem Tische; auch gestattete er ihr, daß gefangene Spanierinnen zu ihr kommen konnten. Die Dame wunderte sich über dieß Benehmen, da man ihr, so wie andern Frauenspersonen, die Flibustier an Wesen und Gestalt wie wilde Thiere und scheußliche Ungeheuer geschildert hatte; auch erzählen die Schreiber dieser Abenteuer, daß eine Frau bey ihrem ersten Anblick voll Erstaunen ausrief: „O! heilige Maria! diese Räuber sind

„ja uns Spaniern ganz ähnlich!“ Anfangs ahnete die Dame nicht, daß es auf ihre Reitze angesehen war; sie wurde aber bald eines andern belehrt. Morgan gab ihr drey Tage Zeit, um sie im Guten zu gewinnen; er legte ihr seine kostbarste Beute in Gold, Perlen und Diamanten war; sie schlug aber alle seine Geschenke aus, und sagte nach vielen vergeblichen Vorstellungen mit fester Entschlossenheit: „Herr! mein Leben ist in Euren Händen, mit „meinem Leibe aber sollt Ihr nicht nach Eurem „Wunsche schalten; eher soll meine Seele da„von getrennt werden.“ Sie zeigte bey dieser Gelegenheit einen verborgen gehaltenen Dolch, den man ihr jedoch bald abnahm. Der wilde Morgan, der keine Großmuth kannte, und dem jede Tugend fremd war, wurde dadurch aufgebracht, ließ ihr ihre Kleider vom Leibe reißen, und sie halb nackend in einen finstern, stinkenden Keller sperren, wo sie elende Nahrung und auch diese nur in so geringer Quantität erhielt, daß sie kaum ihr Leben dadurch fristen konnte. Da solche Grausamkeiten und noch weit ärgere hier die Ge-

schichte des Tages waren, so hätte niemand darauf geachtet; allein die große Schönheit der Dame erregte das Mitleiden der Raubcameraden, die Morgan deßhalb so laut tadelten, daß er sich nicht anders als durch eine Lüge zu entschuldigen wußte; er gab vor, sie hätte seine Güte mit Undank erwiedert, und zu ihrer aller Untergang ein geheimes Verständniß mit den auswärtigen Spaniern unterhalten. So bezeichnet blieb sie seine Gefangene, und man schwieg.

Die Flibustier waren überhaupt mit ihrem Anführer nicht sehr zufrieden. Viele hatten den Entwurf gemacht, sich von ihm zu trennen, nicht nach Chager zurück zu gehn, sondern geradezu aus Panama abzusegeln, und auf dem Südmeer, wo man keine Anfälle erwartete, eine Zeit lang Caperey zu treiben; dabey wollten sie auf einer abgelegenen Insel sich verschanzen, dort in der Stille Beute sammeln und hernach auf dem Ostindischen Wege nach Europa zurückkehren; sie hatten daher schon heimlich eine Menge Proviant,

Pulver und Munition, nebst vielen Waffen, selbst einige Canonen zusammen geschleppt, und das größte der neulich gecaperten Schiffe zur Fahrt bestimmt. Der Plan war auf dem Punct ausgeführt zu werden, als Morgan davon Nachricht erhielt. Dieser kurz entschlossene Mann fand bald ein Gegenmittel; er ließ auf dem zur Fahrt auserwählten Schiffe den großen Mast abhauen, und ihn mit allen im Hafen vorhandenen Fahrzeugen verbrennen.

Nun dachte er ernstlich an die Rückkehr. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt verließen die Flibustier Panama, oder vielmehr den Ort, wo noch vor kurzem Panama stand. Die Beute, die fast in nichts anderm, als in Silber, Gold und Kleinodien bestand, weil man sonst nichts mehr fortbringen konnte, wurde von hundert und fünf und siebenzig Lastthieren getragen, neben welchen über sechs hundert Gefangene, Einwohner und Sclaven, Männer, Weiber und Kinder, hertraben mußten. Diese Unglücklichen, die nicht wußten, wo man sie hinschleppte, und vor Hunger fast

umkamen, stimmten ein lautes Klaggeschrey an; sie flehten auf ihren Knien um die Gunst, nach dem Aschenhaufen von Panama zurückkehren zu dürfen. Morgan erwiederte, sie sollten diese Erlaubniß erhalten, aber zuvor müßten sie Geld zu ihrer Ranzion schaffen. Dieß waren sie nicht vermögend. Man wartete vier Tage auf die Rückkehr einiger deßhalb abgeschickten Geistlichen, und da diese nicht wieder kamen, so ging der Marsch fort; wobey die Räuber diejenigen, die nicht geschwind genug fort konnten, mit Stößen und Schlägen antrieben. Man sahe Mütter mit Kindern an der Brust, die in Ermangelung eigener Nahrung keinen Tropfen Milch ihren Säuglingen geben konnten. Die oben gedachte schöne Dame befand sich mitten in diesem Haufen. Morgan hatte auf ihre Freyheit 30,000 Piaster gesetzt; um diese anzuschaffen, wurden zwey Mönche von ihr nach einem gewissen Orte hingeschickt, die auch das ganze Geld bekamen, allein damit andre Gefangene, ihre Freunde, ranzionirten. Dieses verrätherische Betragen, das bekannt wurde, vermehrte das

Mitleid der Flibustier mit dieser hart gebeugten Frau, und selbst Morgan bekam einen Anfall von Gutmüthigkeit; er erkundigte sich bey den andern ebenfalls mitgeschleppten Mönchen nach der Sache, und da die Wahrheit bestätigt wurde, ertheilte er ihr die Freyheit, und behielt dafür alle Mönche zurück, die in seiner Gewalt waren; aber auch diese wurden bald ranzionirt, welches während dem Marsch der Fall mit mehreren Gefangenen war, die sich nun nach und nach frey machten. Die meisten aber konnten das Geld nicht aufbringen, und mußten immer weiter mit fort.

Auf dem halben Wege nach dem Castell Chager wurde Halt gemacht. Hier mußte ein jeder schwören, daß er nicht das geringste von der Beute verheimlicht hätte. Der Schwur geschah; allein Morgan verlangte nun auch, daß die Kleidungsstücke und Mantelsäcke eines jeden auf das genaueste durchsucht werden sollten; und um diesem Befehl das Beleidigende zu nehmen, so ließ er sich zuerst durchsuchen, wobey er sogar seine Schuhe abzog. Die

andern bequemten sich nun auch zu dieser Visitation, obgleich viele, besonders die Franzosen, ihr Mißfallen daran stark zu erkennen gaben. Die Officiere übernahmen dieses Geschäft der Durchsuchung, wobey sogar die Ladungen aus den Gewehren herausgeschroben wurden, um etwan verborgene Edelsteine zu entdecken. Einige wurden über dieses Mißtrauen wüthend, und drohten Morgan zu ermorden; allein sie fanden die Mehrheit ihrer für die Gleichheit gestimmten Raubgenossen wider sich, die man von der Billigkeit der Mittel zur Erreichung des Zwecks überzeugt hatte. Morgan hatte dabey die Politik gebraucht, den Officieren zu befehlen, daß sie bey Entdeckung verheimlichter Artikel, diese ohne Geräusch wegnehmen, auch die Uebertreter des Gesetzes nicht namhaft machen sollten. Diese Schonung machte, daß alles ruhig zuging.

Am 9ten März (1671.) erreichten die Flibustier Chager, wo sie alles so ziemlich in gutem Stande fanden, die zurückgelassenen Verwundeten ausgenommen, die größtentheils

aus Mangel an zweckmäßiger Hülfe an ihren Wunden gestorben waren. Morgan schickte von hieraus alle Gefangene, die ihm zur Last fielen, auf einem Fahrzeuge nach Puerto Bello, wobey er für die Schonung von Chager eine ansehnliche Ranzion forderte, im Weigerungsfall drohete er es zu zerstören. Die Antwort war: man würde nicht einen Heller geben, und Morgan möchte thun, was er für gut fände. Jetzt wurden alle Canonen des Castells an Bord des Raubschiffs gebracht, die Mauern eingerissen, die Gebäude verbrannt, und alles zerstört, was nicht mitgenommen werden konnte.

Jetzt war die Unternehmung geendigt. Man schritt daher zur Theilung der Beute, die auf 4,43,200 Pfund an Silbergewicht, zehn Piaster auf ein Pfund gerechnet, angeschlagen wurde; wobey Morgan jedoch sehr unredlich gegen seine Cameraden verfuhr, die sich, zum Theil so bereitwillig, der Visitation unterzogen, und alles in die Raubcasse geliefert hatten. Eine Menge Kleinodien wurde

von ihm auf die Seite geschafft, und so die Masse sehr vermindert. Nach seiner Verfügung erhielt auf diese Weise nach allen so großen Gräueln und Erpressungen, nach so vielen und so mannigfaltigen Gefahren und Mühseligkeiten, ein jeder nicht mehr als zwey hundert Piaster an Werth. Die Flibustier murrten hierüber laut, und sagten Morgan ins Gesicht, daß er die größten Kostbarkeiten nicht in Anschlag gebracht, sondern sich allein zugeeignet hätte. Die Sache war augenscheinlich, da viele von den durch einzelne Freybeuter eingelieferten Artikeln bey der Theilung gar nicht zum Vorschein kamen. Noch andre Klagen wurden mit diesen verbunden, und es war eine Empörung zu fürchten. Der treulose Anführer hatte keine Neigung seine Raubgefährten zu befriedigen, aber auch den Aufruhr wollte er nicht abwarten; er ging daher heimlich an Bord seines Schiffs und segelte ab, in Begleitung von drey andern Schiffen, deren Befehlshaber eben so eigennützig wie er die Beute getheilt hatten, und daher ihm ergeben waren. Die ganze übrige Flotte mußte zurück

bleiben. Die andern Flibustier, die sich so schändlich verlassen sahen, wurden wüthend; sie wollten Morgan nacheilen und ihn angreifen; allein es fehlte ihnen an Proviant und andern Nothwendigkeiten; sie waren daher gezwungen sich in Haufen zu theilen, und sich zu zerstreuen, um an den Küsten von Costa Rica Lebensmittel zu rauben, und endlich auf verschiedenen Wegen ihre Rückfahrt anzutreten. Unfälle mancherley Art aber vereitelten ihren Plan, und nur mit vieler Mühe gelang es ihnen lange nachher Jamaica wieder zu erreichen.

Morgans Entwurf zweckte noch nicht auf Ruhe ab, und so übel er auch seine Cameraden behandelt hatte, so war er doch gewiß, auch bey seinen künftigen Unternehmungen Gefährten zu finden. Jetzt hatte er die Idee, eine Menge Menschen nach der Insel St. Catharina zu verpflanzen, dieses Eiland stark zu befestigen, und es zur Residenz aller Flibustier zu machen. Schon sollte dieser Plan ausgeführt werden, als ein Englisches Linien-

schiff in Jamaica ankam, dessen mitgebrachte Depeschen eine Schreckenspost für die Freybeuter waren. Der Gouverneur der Colonie wurde zurück gerufen, um sich wegen seiner Begünstigung dieser blutdürstigen Bösewichter zu verantworten. Mit dem Kriegsschiff kam zugleich der neue Gouverneur der Insel an, der sofort in allen Häfen des Königs von England Entschluß bekannt machte, mit dem Spanischen Monarchen und dessen Unterthanen in America von jetzt an in Freundschaft zu leben; wobey das strengste Verbot erging, keinem Flibustier mehr zu erlauben aus Jamaica auszulaufen, um die Spanischen Länder anzufallen.

Die Englischen Freybeuter, die sich auf dem Meer befanden, wagten jetzt nicht zurück zu kommen, aus Furcht daß man bey diesen Staatsgesinnungen ihnen ihre Beute wieder abnehmen würde; sie waren nun genöthigt auf dem Meere herum zu irren, und endlich sich nach der Französischen Insel Tortuga zu begeben; dieser alten Herberge der Piraten, die in diesen Regionen ihnen nur noch allein als

Zufluchtsort übrig war. — Morgan gab nun seine weitern Entwürfe auf, und betrat nicht mehr den Raubschauplatz, wo er eine so große Rolle gespielt hatte; er war von jetzt an ganz unthätig, lebte ruhig in Jamaica, stieg zu den größten Ehrenämtern in der Insel, und genoß seine Reichthümer.

Neunter Abschnitt.

Da die Staatsverhältnisse zwischen Frankreich und Spanien ganz anders, als zwischen Spanien und England waren, und überdieß Frankreich sich mit Holland im Kriege befand; so hatten die Flibustier, selbst auch die Englischen, die jetzt die größte Anzahl ausmachten, bey allen Verboten der europäischen Höfe, dennoch freyes Spiel, um nach der Kriegslage oder der Stimmung der verschiedenen Mächte, bald unter diesem, bald unter jenem Schutz, ihre Raubscenen fortzusetzen. Unter den neuen Anführern zeichneten sich Sharp, Harris und Sawkins aus. So wie ihre Zunftgenossen, caperten auch sie Schiffe, plünderten Inselstädte, machten Landungen, und unternahmen Märsche tief ins Land.

Im April 1680. landeten drey hundert und ein und dreyßig dieser Freybeuter an der Küste Darien, und nahmen nach einem zwölftägigen, so gefahrvollen als mühseligen Marsch, bald zu Lande, bald auf Flüssen, in acht und sechzig Canots, mit einem sehr geringen Verlust die Stadt Santa Maria weg, deren benachbarte Gebirge für die reichsten Goldgruben in America gehalten wurden. Dieser Zug geschah unter der Leitung von Indianern, bey denen sich auch ein sogenannter König befand, der sich gegen die Spanier sehr erbittert zeigte. Die Beute war jedoch an diesem Orte höchst unbedeutend. Drey Tage zuvor war alles hier eingesammelte noch vorräthige Gold, drey hundert Pfund an Gewicht, nach der zehn Jahr zuvor verbrannten, aber jetzt wieder aufgebauten, Stadt Panama transportirt worden; was sonst noch von Werth in dem wenig bevölkerten Santa Maria gewesen war, hatten die fliehenden Bewohner mit in die Wälder genommen. Die Flibustier verweilten daher hier nur zwey Tage; sie verbrannten das Fort und die Stadt, schifften sich auf

fünf und dreyßig Canots ein, und fuhren längs dem Fluß herunter, nach dem Golf von Belona, um Panama selbst abermals einen Besuch zu machen. Der vorbesagte König und einige andere Indianer hatten aus Haß gegen die Spanier zugesagt, sie dahin zu begleiten, und die Führer der Freybeuter zu seyn.

Es waren jetzt zehn Jahre her, seitdem diese Stadt, wie oben erzählt, von Morgan und seinen Flibustiern zerstört worden war. Dieß große Unglück war jedoch für die Einwohner, die durch den Handel sich bald wieder erholt hatten, in mehrerer Hinsicht wohlthätig geworden. Man hatte sie wieder aufgebauet, allein vier Meilen weiter nach Westen. Hier war die Lage viel bequemer, der Hafen besser, und das süße Wasser in größerer Menge, da sich die Mündung des durch seine Größe und Wichtigkeit bekannten Flusses Rio grande gerade hier befand, wo derselbe ins Südmeer fällt, und dadurch selbst den größten Schiffen die Freyheit des Einlaufens gestattet. Auch war diese neue Stadt viel größer und fester gebaut, als

die alte. Die sonst durchaus aus Cedernholz aufgeführten Häuser waren jetzt fast alle steinern, und größtentheils hoch, von mehrern Stockwerken, statt daß man ehedem nur in niedrigen Gebäuden gewohnt hatte. Der Bau der acht Kirchen war auch schon weit gediehen, aber, da man dabey nach großen architectonischen Planen verfuhr, noch nicht vollendet. Die Länge dieser neuen Stadt war anderthalb, und die Breite etwas über eine Englische Meile. Indeß wohnten viele arme Leute noch in den Ruinen der alten Stadt, wo auch die mit einem großen Dom gezierte Cathedralkirche noch stehen geblieben war.

Das Elend der Flibustier auf dieser Fahrt war sehr groß. Es fehlte ihnen ganze Tage lang hinter einander an Lebensmitteln und süßem Wasser; bald stürzten Regenströme, bald hohe Wellen auf die durch nichts gegen Witterung geschützten Freybeuter herab; bald wurden die zwanzig Fuß langen, aber nur anderthalb Fuß breiten Canots in die See getrieben, bald von den Wellen umgeschlagen, so daß die Aben-

teurer ihre Haabe verlohren, und nur durchs Schwimmen mit vieler Mühe ihr Leben retten konnten. Der Sammelplatz der ganzen von Sawkins jetzt commandirten Flotille war die Insel Chepillo, sieben Seemeilen von Panama, wo endlich alle Canots und auch zwey Ruderfahrzeuge eintrafen, die man den Spaniern weggenommen hatte. Ein Schiff segelte ihnen jedoch vorbey, das seinen Lauf nach der zur Plünderung bestimmten Stadt nahm. Alle Bemühungen es einzuholen waren vergebens, und nun war gewiß zu erwarten, daß man dort die Ankunft der Flibustier erfahren würde. Sie gaben daher jetzt alle Hoffnung auf, die Stadt zu überrumpeln; eine Hoffnung, die bey ihrer geringen Mannschaft und ihrer Ausrüstung ohnehin nur auf eine unsinnige Vermessenheit gegründet seyn konnte. Sie erwarteten viel von der beym Bau herrschenden Verwirrung, den sie noch weit zurück zu seyn glaubten; dabey dachten sie nicht daran, daß die Spanier, wie doch sehr natürlich war, mancherley Vorkehrungen gemacht hatten, bey etwanigen Angriffen ihren neuen Bau ernstlich

zu schützen, und besonders erneuerten Räuberbesuchen zu begegnen. Jetzt sahen sie ein, daß, wenn sie sich nicht ihren Feinden vorsätzlich überliefern wollten, keine Plünderung der Stadt, ja nicht einmal eine Landung gewagt werden konnte; sie richteten nun ihr Augenmerk darauf, wenigstens alle dort befindlichen Schiffe wegzucapern, und sich Meister von der See zu machen; welches bey der anwesenden Spanischen Seemacht, ohnehin ein großer Entwurf war. Diesem neuen Plane gemäß ruderten sie die ganze Nacht durch, bey einem schrecklichen Regen, und waren vor Sonnenaufgang im Angesicht von Panama. Fünf große und drey kleine zum Kriege gegen die Seeräuber ausdrücklich bestimmte Schiffe lagen hier bey der zwey Seemeilen entfernten Insel Perico vor Anker, wo man Magazine und andre Handelsgebäude errichtet hatte. Die drey kleinen Kriegsschiffe waren segelfertig, und wurden commandirt von Don Jacinto de Barahona, dem Oberadmiral des Südmeers. Er war in Person gegenwärtig, und sein Schiff mit sechs und achtzig Biscajern bemannt,

die zu den besten Seeleuten und Soldaten der Spanischen Monarchie gehören. Es waren sämmtlich Freywillige, die ihren Muth zeigen wollten; das zweyte mit sieben und siebenzig Negern bemannte Schiff commandirte Don Francisco de Peralta; und das dritte Don Diego de Carabaxal, der fünf und sechzig Mulatten am Bord hatte. Alle drey hatten sich durch ihre ausgezeichnete Tapferkeit bekannt gemacht, und von der Regierung die bestimmten Befehle erhalten, keinem Flibustier Pardon zu geben.

Die Spanischen Schiffe setzten sich gleich in Bewegung, und segelten auf die Canots los, die getrennt in einiger Entfernung von einander fuhren; nur fünf derselben und ein Ruderfahrzeug waren beysammen. Die ganze Mannschaft dieser sechs kleinen Wassermaschinen bestand nur aus acht und sechzig Mann, die von der harten, die ganze Nacht durch bestandenen, Ruderarbeit sehr entkräftet waren. Die Zeit zu fechten war jedoch jetzt nicht ihrer Wahl überlassen. Das Mulattenschiff machte den

Anfang und versuchte die vorwärts rückenden Canots in Grund zu bohren. Kein Schuß war so glücklich, dieß zu bewirken; wohl aber wurden gleich fünf Flibustier verwundet. Indeß näherte sich das Admiralschiff. Der Kampf war überaus ungleich; allein die besondere Geschicklichkeit dieser Freybeuter im Schießen und ihre große Kühnheit ersetzten alles. Ihre Kugeln machten das Verdeck der Spanischen Schiffe zu einem Mordplatz. Besonders war die Fregatte des Admirals ihr Augenmerk, da sie sehr richtig urtheilten, daß das Schicksal dieses Schiffs alles entscheiden müßte. Ein jeder, der hier ans Steuerruder trat, war sicher in der nächsten Minute seinen Tod zu finden. Das Mulattenschiff versuchte dem Admiral zu Hülfe zu kommen; allein die Canots warfen sich dazwischen, und da ein starker Wind das Entern verhinderte, so ersetzten doch die Kugeln der Flibustier diesen Nachtheil; sie räumten auch hier so sehr auf, daß kaum so viel Mannschaft übrig blieb, das Mulattenschiff zu regieren. Don Diego eilte also den Kampfplatz zu verlassen und

segelte fort. Die Canots legten sich nun dicht ans Admiralschiff an; Geschrey und Tod war die Losung. Die Flibustier riefen den Biscajern wiederholt zu, sich zu ergeben, und versprachen ihres Lebens zu schonen, allein diese wollten von nichts hören. Zwey Drittheile der Schiffsbesatzung lagen schon todt hingestreckt, und von den übrigen waren die meisten verwundet. Endlich fiel der Admiral selbst, so wie auch der Obersteuermann; nun schrie der kleine Rest um Schonung, und die Flibustier erstiegen das Schiff, an dessen Bord in der Eile alle ihre Verwundeten gebracht wurden.

Noch hielt sich das Negerschiff. Der Befehlshaber, Don Francisco de Peralta, schlug alle Angriffe des Capitain Sawkins ab, der dreymal zu entern versucht hatte. Nun eilten ihm zwey Canots zu Hülfe, und das Schiff wurde von allen Seiten mit Musketen, immer sorgfältig aufs Verdeck gerichtet, beschossen. Es währte nicht lange so flog eine

Pulvertonne in die Luft, wodurch viele Neger ins Meer geschleudert, andre verbrannt wurden; dennoch setzte Peralta den Kampf fort; allein es entzündeten sich noch mehrere Pulvertonnen, und richteten auf dem Negerschiff eine schreckliche Verwirrung an, die von den Flibustiern nicht unbenutzt blieb. In wenig Minuten war nun auch dieß Schiff erstiegen. Die Freybeuter selbst erstaunten über den gräßlichen Anblick. Das Blut lief in Strömen wie Wasser vom Verdeck herunter, wo die todten Körper schwammen. Von der ganzen Mannschaft war nicht einer, der nicht todt, oder schwer verwundet, oder verbrannt war. Die schwarze Haut der Neger contrastirte mit den vielen weißen Stellen ihres Leibes, wo die Gewalt des Pulvers das Fleisch weggerissen, und die Knochen entblößt hatte. Auf dem Admiralsschiff fand man auch von der sechs und achtzig Mann starken Besatzung nur noch fünf und zwanzig am Leben, von denen siebenzehn stark verwundet und nur acht noch im Stande waren Waffen zu handhaben.

Das Gefecht hatte beynahe neun Stunden gedauert, und war, in Rücksicht auf die Streiterzahl, das blutigste, das die Flibustier je geliefert hatten. Sie zählten dabey auch von ihren acht und sechzig Streitern achtzehn Todte und zwey und zwanzig Verwundete, so daß nur acht und zwanzig Gesunde noch übrig waren. Unter den erstern befand sich der Capitain Harris, ein Engländer aus Kent, dessen Tod von seinen Raubgefährten sehr bedauert wurde; er war durch beyde Beine geschossen, die bis auf die Knochen verletzt waren, und dennoch erkletterte er mit diesen blutenden Beinen ein feindliches Schiff, und starb bald darauf an seinen Wunden.

Die Flibustier fuhren nun nach der Insel Perico, wo sie die fünf andern größern Spanischen Schiffe ohne Widerstand in Besitz nahmen, da man sie zum Behuf der drey fechtenden ganz von Mannschaft entblößt hatte. Das größte derselben, La santissima Trinidad (die heiligste Dreyeinigkeit), fand man ganz verlassen und in Flammen. Die Spanier hatten es angezündet und es auch angebohrt.

Es glückte den Flibustiern aber das Feuer zu löschen, und den Leck zu verstopfen, worauf sie alle ihre Verwundete hierher brachten. Dieß Schiff von vier hundert Tonnen war mit Wein, Zucker, Häuten und Seife beladen; das zweyte mit Eisen; das dritte ganz mit Zucker; das vierte ganz mit Mehl; das fünfte aber hatte keine Ladung.

Die Flibustier begnügten sich mit dieser Beute, ohne etwas gegen Panama zu unternehmen, wo außer den Einwohnern, die man bewaffnet erwarten konnte, eine Besatzung von vierzehn hundert wirklichen Soldaten war. Dennoch aber hätten sie trotz ihrer so sehr schwachen Anzahl einen Versuch zum Landen gemacht; allein es entstand Zwietracht unter ihnen. Es hatten an diesem Tage, wie oben gesagt, nur acht und sechzig Mann gefochten; die andern Canots so wie auch das größere Ruder-Fahrzeug, kamen zu spät an. Man schrieb dieß den zurückgebliebenen Capitain Coxon zu, und warf ihm Mangel an Muth vor. Hierauf trennte er sich von der

Genossenschaft, und überredete siebenzig andre seinem Beyspiel zu folgen. Sie nahmen das kleinste der erbeuteten Schiffe und das eine Ruderfahrzeug, und richteten ihren Lauf nach dem Fluß Santa-Maria; auch der König von der Küste Darien ging mit ihnen, und trennte sich also von dem Kriegs-Haufen, nachdem er zuvor den in den Gewässern bey Panama noch bleibenden Flibustiern die fernere Vernichtung ihrer gemeinschaftlichen Feinde ernstlich empfohlen, ja selbst seinen Sohn und Neffen bey ihnen zurück gelassen hatte.

Sawkins war jetzt der Befehlshaber dieser Flibustier, die nur zehn Tage noch bey Panama blieben, und sodann nach der nahe gelegenen Insel Taroga segelten, von wo aus sie alle nach Panama fahrenden Schiffe sehen konnten. Aus dieser Stadt kamen jetzt Kaufleute, die den Freybeutern alle Nothwendigkeiten verkauften, deren sie bedurften, und dagegen von ihnen die erbeuteten Schiffsgüter, so wie auch die Neger, jeden derselben für zwey hundert Piaster kauften. Es kam auch

eine Bothschaft vom Ober-Gouverneur von Panama hier an; er erkundigte sich wer sie wären, und um die Ursache ihrer Ankunft. Sawkins antwortete: „Sie wären Engländer, „und gekommen dem Könige von Darien, als „dem rechtmäßigen Herrn dieser Länder, Hülfe „zu leisten. Was sie thun könnten, hätte „man gesehn, und möchten die Spanier aus „der Vernichtung aller ihrer Kriegsschiffe „durch eine kleine Zahl Flibustier, auf das „Künftige schließen. Wünschte man die Ein„stellung der Feindseligkeiten, so müßten die „Spanier versprechen, die Indianer nicht mehr „zu unterdrücken, sondern ihnen volle Freyheit „zu lassen; ferner müßten sie eine Contribution „bezahlen: jedem fechtenden Soldaten fünf „hundert, und jedem Befehlshaber tausend „Piaster. Wollte man sich dazu nicht beque„men, so würden sie bleiben, und so viel „Schaden als möglich thun.“

Mitten unter diesen Gräueln verdient ein Zug der Galanterie aufgezeichnet zu werden. Sawkins erfuhr von den obenbesagten Kauf-

leuten, daß der vormahlige Bischof von Santa Martha, der vor vier Jahren sein Gefangener gewesen, jetzt Bischof von Panama war. Er hatte für diesen Prälaten viel Achtung, und um diese zu beweisen, so schickte er ihm zwey Hüte des erbeuteten Zuckers zum Geschenk. Der Bischof nahm es an, und erwiederte es durch einen goldnen Ring. Zu gleicher Zeit aber erfolgte eine zweyte Bothschaft vom Gouverneur des Inhalts: „Da sie Engländer wären, so wünschte er zu wissen, von „wem sie zu ihrer Expedition den Auftrag hätten, und bey wem er sich über den verursachten großen Schaden beklagen müßte?“ Sawkins Antwort war kurz und energievoll: „Unsre Schaaren sind noch nicht alle beysammen. „Sobald dieß geschehen seyn wird, werden „wir nach Panama kommen und unsre Aufträge durch die Mündung unsrer Canonen „vorlegen, wo man sie so klar lesen soll, als „die Flammen sie nur machen können.“

Mehrere hier im Südmeer, wo gewöhnlich alles ruhig war, unbesorgt segelnde Schif-

se, fielen den Flibustiern in die Hände; unter andern eins, das zwey tausend Weinfässer, funfzig Pulvertonnen, und 51,000 Piaster baar Geld, den Sold der Garnison von Panama, am Bord hatte. Sie erfuhren, daß ein anderes von Lima mit 100, 000 Piaster beladen in zehn oder zwölf Tagen auch diesen Weg kommen würde. So groß und gewiß diese Beute war, so viele Hoffnung man auch hatte, von Panama bald etwas durch Capitulation zu erpressen, so waren doch die Flibustier durch den Mangel an frischen Lebensmitteln so unzufrieden gemacht, daß sie keine Vorstellungen ihrer Befehlshaber anhören wollten. Sawkins war gezwungen Taroga zu verlassen, und nach der Insel Otoca zu segeln, wo man Vögel, Schweine und andre frische Nahrungsmittel fand; allein zwey Boote verunglückten auf dieser Fahrt, und gingen mit zwey und zwanzig Mann zu Grunde.

Die Flottille legte sich bald nachher bey Cayboa, einer wegen der Perlen-Fischerey

berühmten Insel, vor Anker. Sawkins wählte hier sechzig Mann aus, mit denen er die acht Seemeilen entlegene Stadt Puebla Nueba angreifen wollte. Allein die Einwohner dieses Orts waren zu ihrem Empfang vorbereitet. Der Angriff mißglückte, und Sawkins selbst verlor dabey sein Leben.

Der Tod dieses von der ganzen Genossenschaft sehr geliebten Anführers hatte die Folge, daß ein anderer Haufe der Flibustier sich empörte, um sich von der Haupt-Gesellschaft zu trennen, die jetzt den Capitain Sharp zu ihrem Befehlshaber wählte. Dieser rief sofort die ganze Mannschaft auf dem größten Schiffe zusammen, und verlangte ihre Erklärung, ob sie zurückkehren, oder im Südmeer bleiben, und den ursprünglichen Plan ausführen wollten; im letzten Fall gedächte er seinen Rückweg durch die Magellansche Straße zu nehmen, und so ganz Süd-America zu umschiffen. Er fügte hinzu: daß er gewiß hoffe, ein jeder sollte sodann eine Beute von tausend Pfund Sterling mitbringen. Die

Gesinnungen der meisten Flibustier waren auf eine schleunige Rückkehr gerichtet. Diese aber konnte nicht anders als größtentheils zu Lande geschehn, mitten durch wilde Völkerschaften und in der für diese Regionen höchst beschwerlichen regnigten Jahreszeit, die so viel Mühseligkeiten als Gefahren im Prospect zeigte. Dennoch entschlossen sich drey und sechzig Mann, uneingedenk ihrer feyerlichen Zusage sich nicht zu trennen, zu dieser Reise, bey welcher sie den Sohn des Königs von Darien und alle übrigen Indianer als Führer mitnahmen. Man gab ihnen ein Schiff und Lebensmittel im Ueberfluß, womit sie am Ende des May 1680 abreißten.

Sharp segelte nun mit seinen Flibustiern auf zwey Schiffen nach der unbewohnten Insel Gorgona, wo er das schadhaft gewordene Hauptschiff ausbessern ließ; sodann ging die Fahrt vorbey der Insel del Gallo, dem Lande von San Jago, von San Matteo, den Vorgebirgen San Francisco und Passao, ferner bey dem Hafen von Man-

ta und bey der Silberinsel vorbey; ein Name, den ihr der große Englische Seemann Drake gab, der hier die von den Spaniern gemachte Beute unter seine Gefährten vertheilte, wobey die kostbaren Metallstücke nicht gezählt, sondern das Silber in großen Trinknäpfen abgemessen worden war. Die Spanier in dortiger Weltgegend sprachen noch am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts mit Erstaunen von jener Englischen Expedition, deren Erfolg bey ihnen durch die Tradition noch sehr vergrößert worden war; sie behaupteten, daß Drake's Schiff, ohngeachtet seiner Größe, die ungeheure Masse des erbeuteten Silbers nicht tragen konnte, und daß er daher genöthigt war, einen großen Theil über Bord werfen zu lassen.

Sharps Plan war: unter Leitung eines alten Negers, der die Küsten kannte, nach Arica zu gehen; einer Stadt, die eine Niederlage alles Goldes aus Potosi, Chuquisaca und andern Orten war, wo es in den Gebirgen gegraben wurde. Sie sahen in eini-

ger Entfernung die Stadt Guayaquil, einen sehr reichen Ort, damals von ungefähr fünf hundert Häusern, der Seehafen der großen Stadt Quito. Hier caperten sie verschiedene Spanische Schiffe; sie nahmen aus denselben alles was von Werth war, und gaben sodann den Gefangenen die Freyheit zu segeln, wohin sie wollten; nur die Edelleute und Schiffsofficiere, die in ihre Hände fielen, wurden mitgenommen, aber wohl behandelt; auch mußte der im Gefecht bey Panama gefangene Capitain Peralta fortdauernd noch die Flibustier allenthalben begleiten. Das Wetter wurde übel, und das Wasser fing an zu fehlen; es entstanden Stürme, die die Schiffe vom Lande entfernt hielten; und wenn diese versuchten, sich dem Ufer zu nähern, so konnten sie es wegen der steilen Ufer und Brandungen nicht besteigen. Hierzu kam, daß das ganze Land auf ihre Ankunft vorbereitet war, und die Flibustier Gefahr liefen, daß wenn ihre Boote auch nicht an die Felsen zerschmettert wurden, doch ihre Waffen und Munition nicht trocken erhalten werden

konnten. Der Mangel an Wasser nahm endlich so zu, daß jeder nur täglich zwey Theetassen voll bekam. Die Freybeuter wurden nun tumultuarisch, und waren kaum zu zügeln. Sie befanden sich nur noch sechs Seemeilen von Arica, wo sie jedoch schlechterdings nicht landen konnten; aber in der Bay von Hilo liefen sie ein, wo sie die Stadt dieses Namens bestürmten und plünderten. Sich landeinwärts von der Küste zu entfernen, trugen sie Bedenken; denn die umherliegenden Hügel fanden sie alle mit Spaniern besetzt, die tief aus dem Lande gekommen waren, und deren Anzahl sich beständig mehrte.

Die Flibustier waren nicht gesonnen sich hier zu schlagen; sie eilten daher ihre Wasserfässer zu füllen, brachten eine Menge Zucker, Oel, Obst und Gartenfrüchte zusammen, schifften sich sodann in der Nacht ein, und segelten fort. Sie landeten bey la Serena; einer Stadt, die acht Kirchen und vier Klöster hatte, wo die Räuber aber ihren Zweck verfehlten. Die bey Zeiten gewarnten Einwohner waren

größtentheils mit ihrer besten Haabe entflohn; auch fanden die Freybeuter hier keinen Widerstand. Was nun noch übrig war, wurde geplündert. Die Spanier fürchteten, daß die Stadt verbrannt werden würde, und schickten daher einen Trompeter ab, den Flibustiern eine Ranzion anzutragen, welches diesen hier nichts mehr Hoffenden ganz recht war. Man kam bald überein; die Summe wurde auf 95,000 Piaster angesetzt, allein die Zahlung verzögert. Die durch neuen Muth belebten Spanier hofften die bewilligte Ranzion zu retten; und suchten bloß Zeit zu gewinnen; sie öffneten eine Schleuße, um die Flibustier in la Serena zu ersäufen. Der Versuch mißlang gänzlich. Nun säumten diese nicht länger, und zündeten die Stadt an. Sie waren indeß anderweitig ihrem Untergang sehr nahe gewesen, ohne es zu ahnen. Die Spanier hatten den Entwurf gemacht, das Raubschiff zu verbrennen. Ein Mann schwamm auf einer ausgestopften Pferdehaut in der Nacht ans Schiff, zwängte sowohl in die Fugen, als zwischen dem Steuerruder Schwefel und andre

brennbare Materien, und zündete sie an. Das Schiff war bald voller Rauch; das Steuerruder brannte schon, als die am Bord befindlichen Flibustier endlich den Ursprung entdeckten, und glücklich das Feuer dämpften. Dieser Vorfall war für den schwermüthig gewordenen Capitain Peralta, so wie für die Gefangenen sehr günstig; sie wurden jetzt alle in Freyheit gesetzt, aus Besorgniß, daß sie in der Verzweiflung diesen Wink nächstens, und vielleicht mit besserm Erfolg, benutzen könnten.

Die Fahrt ging nun nach der durch Ansons Reise berühmt gewordenen Insel Juan Fernandez. Hier brach die unter diesen Flibustiern lange geherrschte Unzufriedenheit in einen Tumult aus. Sie kündigten ihrem Anführer Sharp den Gehorsam auf, und erwählten einen Namens Watling zu ihrem Befehlshaber. Endlich landeten sie, nach vielem Herumkreuzen, im Juny 1680. bey Arica. Hier war eine Besatzung von neun hundert Mann, wozu noch kürzlich vier hundert Mann von Lima gekommen waren

Von diesen lagen drey hundert im Fort. Watling ließ einen Theil der Seinigen bey den Fahrzeugen, nahm nur zwey und neunzig Mann mit sich, und ging nun auf die Stadt los; die Spanier warfen sich ihm entgegen, und es erfolgte ein blutiges Gefecht. Der Ausgang war wie gewöhnlich: die Flibustier drangen in die Stadt, so gering auch ihre Anzahl war, und obwohl die Behauptung derselben und die Menge ihrer Gefangenen auch ihre Wachsamkeit erforderte, so waren sie doch so verwegen das Fort anzugreifen. Hier aber fanden sie einen starken Widerstand.

Mittlerweile sammleten sich die geschlagenen Spanier, drangen in die Stadt haufenweise, und fielen den Flibustiern in Rücken, so daß diese genöthigt wurden, den Angriff aufs Fort aufzugeben und innerhalb den Stadtmauern ein neues Gefecht anzufangen. Die Zahl ihrer Gegner aber nahm mit jedem Augenblick zu; dabey fochten diese mit großer Wuth; ein Freybeuter nach dem andern sank nieder; auch der neue Anführer Watling

und einige ihrer Schiffsbeamten wurden zu Boden gestreckt, andre wurden gefangen. Die Spanier schienen nichts als Rache gegen die grausamen Feinde ihrer Nation zu athmen. Der Kampf wurde zu ungleich, um ihn von Seiten der Freybeuter länger mit Hoffnung fortzusetzen. Auch baten sie ihren vorigen Anführer Sharp, der jetzt neuerdings das Commando übernommen hatte, um Befehl zum Rückzuge. Dieser war um so dringender, da die Flibustier vor Durst fast verschmachteten, auch den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten, und ganz entkräftet waren. Sharp, der keine Gefahr kannte, und dem der Gedanke empörte, mehrere seiner Gefährten in Gefangenschaft zurück zu lassen, wollte sich lange dazu nicht verstehn. Nicht Beute, nicht kriegerischer Ruhm, nicht Ehrendünkel kamen hierbey in Betrachtung, sondern Brudertreue und Societäts-Pflichten, deren Erfüllung jedoch die Natur der Dinge Gränzen setzte. Der noch übrige Haufen mußte auf Rettung denken. Endlich geschah der Rückzug aus der Sadt, wozu man sich mit der äußer-

sten Gewalt und Durchhauen den Weg bahnte; nachdem acht und zwanzig Freybeuter theils getödtet, theils gefangen worden waren, außer achtzehn gefährlich Verwundete, die man mit fortschleppte. Ein empfindlicher Verlust für die Flibustier war die gewaltsame Trennung von drey Schiffswundärzten, die auch zurückblieben, da sie sich so besoffen hatten, daß man sie aller Mühe ohnerachtet nicht fortbringen konnte.

Die Spanier verfolgten ihre sich zurückziehenden Feinde bis ins freye Feld. Hier aber formirten sich die Freybeuter, und benahmen durch zweckmäßige Vertheidigungs-Maßregeln ihren Gegnern die Lust ein neues Gefecht zu beginnen. In der Nacht endlich erreichten sie ihre Schiffe, und segelten ab.

Sie richteten nun ihren Lauf nach dem Golpf von Nicoya. Hier trennten sich abermals sieben und vierzig Mann von der Gesellschaft, um auch zu Lande, so wie die vorigen, den Versuch zu machen, das jenseitige Meer zu erreichen. Der übrige Haufen der

Flibustier setzte nun allein die Räubereyen fort, nachdem sich, zur größern Zuversicht bey künftigen Unternehmungen, alle nochmals feyerlich verbunden hatten, sich nicht zu trennen. Sie nahmen bald darauf ein Spanisches nach Panama segelndes Schiff, das außer vielen Waaren 37000 Piaster am Bord hatte, und gleich darauf ein anderes, worauf sich zwar nicht so viel baar Geld befand, das aber noch reicher als das vorige beladen war; unter andern fand man sechs hundert und zwanzig Fässer mit Wein und Brantwein gefüllt. Die darauf befindliche Mannschaft, vierzig an der Zahl, wehrte sich anfangs, allein die Flibustier befolgten ihre furchtbare Methode: sie zielten nach den Befehlenden, schossen den Capitain und den Steuermann todt, worauf sich die übrigen sogleich ergaben. Die Gefangenen wurden ungesäumt in Freyheit gesetzt. Man erfuhr von ihnen, daß die zu Lande gewanderten Freybeuter sich auf ihrem Zuge allenthalben hätten durchschlagen müssen; und daß der Vicekönig von Peru den Admiral Ponce hatte enthaupten lassen, weil er die

Flibustier nicht während ihres Aufenthaltes zu Gorgona aufgesucht und vernichtet hatte. An keine große Beute bey Landungen war jetzt mehr zu denken, da der Räuberhaufen so klein, und man allenthalben auf der Huth war; sie beschlossen daher einmüthig, alle weitern Versuche aufzugeben, und durch die Magellansche Meerenge entweder nach England, oder nach den Englisch-Westindischen Inseln zu segeln.

Diese Fahrt war unglücklich. Die Flibustier kämpften mit schrecklichen Stürmen, konnten die Meerenge nicht finden, und wurden nach dem Südpol zu in unbekannte Meere getrieben, wo sie jede Minute besorgen mußten, auf verborgenen Klippen und Sandbänken ihren Untergang zu finden. In dieser gefährlichen Lage ergötzten sie sich dennoch an dem Geraubten, das ihr Trost war. Als Zeitvertreib theilten sie immer etwas von der gemachten Beute; sie nahmen erst das gemünzte und ungemünzte Gold und Silber vor, sodann die Kleinodien und andre tragbare Sachen von Werth; die Vertheilung des

übrigen aber ließen sie bis zu einer bessern Gelegenheit. Zum Loose eines jeden waren bey diesen ersten Theilungen fünf hundert und vier und funfzig Piaster gefallen, wozu einige Zeit nachher noch ein kleiner Nachschuß von vier und zwanzig Piaster gefügt wurde. Sie hatten jetzt Reichthümer, aber schlechte Nahrungsmittel; an Fleisch fehlte es ihnen gänzlich. Indeß hatten sie doch ein Schwein am Bord, das sie mehrere Monate lang zu einem Fest aufbewahrten, und das sie auch am Weihnachtstage 1680 verzehrten. Die Langeweile trieb auch diese Räuber oft zum Spiel, da denn viele von ihnen in kurzem alles was sie hatten, die ganze Frucht ihrer Mühseligkeiten und Gefahren, verloren.

Endlich Ende Januar 1681 langten sie zu ihrer großen Freude bey der Insel Barbados an; sie wagten es aber nicht ans Land zu gehn, da eine Englische Fregatte im Hafen lag, aus Besorgniß wie Freybeuter, die ohne Patent gecapert hatten, verhaftet zu werden. Die Flibustier segelten nun nach der Insel Antigua, wo sie vermittelst eines Boots einige

Lebensmittel einkauften, und zugleich den Gouverneur um Erlaubniß bitten ließen, landen zu dürfen. Dieß aber wurde ihnen abgeschlagen, und überhaupt ihnen nichts bewilligt, was nur irgend zu ihrem Nutzen seyn mochte. Das Schiff und andre Artikel konnten auf diese Weise nun nicht verkauft werden; man gab daher alles dieses denen, die ihr ganzes Eigenthum im Spiel verloren hatten, zu ihren weitern Glücksversuchen. Die andern, die größere Zahl, trennten sich nun von diesen in ihrem alten Gewerbe noch fort Arbeitenden, und gingen mit ihrer Beute als Passagiere auf zwey Schiffen nach England, wo sie auch glücklich eintrafen.

Zehnter Abschnitt.

Es erhellet aus den vorstehenden Abschnitten, daß die Flibustier, wenn sie gleich einerley Grundsätze, Methoden, Sitten, Systeme, Regeln und Zwecke hatten, doch keine Einheit der Verfassung besaßen, keiner allgemeinen Verbindung nachstrebten, und keine Einheit in ihren Planen kannten; da jeder Haufe sich zufällig formirte, und, auch durch solche Zufälligkeiten bestimmt, abgesondert für sich handelte. Diese fehlende Einheit, der Mangel eines Oberhauptes, und die Verschiedenheit des Nationalcharacters der Küstenbrüder, entschieden damals das Schicksal von Westindien. Was hätten diese Menschen bey ihrem Muth, bey ihrer Geduld im Leiden, und bey ihren

andern kriegerischen Eigenschaften, in Verbindung mit dem sie so sehr beschützenden Glücke, nicht ausführen können, wenn ein Mann von Genie sie alle vereinigt, ihre Unternehmungen systematisch geleitet, und zu einem großen Ganzen geordnet hätte? Dieß aber unterblieb. Die Geschichte der Flibustier besteht daher, ihrer Natur nach, aus einzelnen, gar nicht zusammenhängenden, nicht in einander eingreifenden, oft ganz isolirten, Handlungen, deren jede für sich, nach Maßgabe der Wichtigkeit der dabey beabsichteten Zwecke, ein größeres, oder geringeres Interesse hatte, das auch bisweilen durch Character und Thaten der Anführer bestimmt wurde; denn diese Häupter waren Menschen, die, bey aller ihrer Verworfenheit, doch, wie man gesehen hat, durch ungewöhnliche Eigenschaften die Aufmerksamkeit denkender und gefühlvoller Leser reizen, und eine Art Theilnahme erzwingen, wäre es auch nur eine ähnliche, wie bey Trauerspielen, in der Hoffnung am Ende die Gerechtigkeit — welches freylich hier, bey den Flibustiern nicht immer der Fall war — triumphirend zu sehen.

Bey diesem Mangel an Zusammenhang, wo man die Chronologie nicht beobachtet hat, noch beobachten konnte, wird nachstehender, vorsätzlicher Verstoß gegen die Zeitrechnung, wegen des Beweggrundes, desto verzeihlicher seyn. Man hat nämlich die Erzählung einer sehr außerordentlichen, in ihrer Art durchaus einzigen, wundervollen Unternehmung, die der Ordnung zu Folge hierher, im zehnten Abschnitt, kommen sollte, am Schluß dieser Geschichte versetzt, um solche mit einem Interesse zu endigen, das die chronologische Folge der Begebenheiten nicht zu verschaffen vermögend war. Man kann sagen, daß die **glänzende Epoche der Flibustier** sich mit jener romanhaften Unternehmung endigte, deren Erzählung dieß Werk beschließen wird.

Die Republik der Flibustier verlor nach und nach vieles von ihrem Eigenthümlichen, obgleich eine Anzahl halbwilder, mit den ursprünglichen Küstenbrüdern sehr wenig gemeinhabender Menschen, deren sich besonders die französischen und englischen Gouverneurs von St. Domingo und Jamaica bey ihren Nationalfehden bedienten, auch diesen Namen führten. So unternahm Cussy, der französische Gouverneur von St. Domingo, im Jahr 1689, unterstützt von seinen sogenannten Flibustiern, sämtlich von der französischen Nation, eine Expedition auf St. Jago de los Cavalleros. Dieß war eine ebenfalls zu St. Domingo oder Hispaniola gehörige Stadt, die auf einer durch den Fluß Yaque gebildeten Halbinsel lag, und von der Natur sehr befestigt war; sie wurde jedoch eingenommen, geplündert und verbrannt. Diese von einem königlichen Befehlshaber autorisirte That wurde bald gerächt. Es langte eine Spanische Flotte zu St. Domingo

an, die sechs und zwanzig hundert Mann am Bord hatte, wozu noch sieben hundert Mann aus der Insel kamen. Die Franzosen mit Inbegriff ihrer Flibustier, konnten dieser Macht kaum tausend Mann entgegen stellen, und suchten daher vertheidigungsweise zu verfahren, welches aber nicht gelang. Es kam bald zwischen beyden zu einem sehr blutigen Gefecht, worin die Spanier einen vollständigen Sieg erhielten, und Cussy selbst auf dem Platze blieb.

Solche Blutscenen, wobey man nicht so wie sonst, nach Flibustier Art, unabhängig und um Beute, sondern auf Befehl, um das Interesse der Mächte kämpfte, waren jetzt das Loos der Landstreicher, die sich fortdauernd bey aller ihrer Abhängigkeit, mit dem alten Societätsnamen brüsteten; ein so lange furchtbar gewesener Name, der immer noch Schrecken erregte, weßhalb auch die Beybehaltung desselben von den europäischen Statthaltern in jener Weltgegend sanctionirt wurde. Diese sogenannten Flibustier wa-

ren nun nichts weiter als Kriegsinstrumente der Höfe. Man schiffte sie auf königliche Kriegsschiffe ein, so wie bey allen Gelegenheiten die Gouverneure der Inseln sich dieser Menschen als Truppen zu den Kriegsoperationen der Mächte in Westindien bedienten; kriegerische Begebenheiten, die mit dieser Geschichte nur in so fern etwas gemein haben, als Soldaten unter dem Namen Flibustier daran Theil hatten.

Im Jahr 1697 machte der französische Admiral Baron de Pointis mit einer Escader von siebenzehn Kriegsschiffen eine Expedition nach Cartagena, wozu auch acht mit sechs hundert und funfzig Flibustiern bemannte Schiffe stießen, deren Anführer keiner aus ihrer Mitte, sondern der königliche Gouverneur du Casse war. Hierzu kamen noch drey mit Colonisten und zwey mit Negern bemannte Schiffe; alles zusammen formirte eine Macht von fünf tausend und vier hundert Mann. Die Flibustier zeigten bey dieser Expedition ihren gewöhnlichen Muth und er-

stürmten das sehr feste Fort Boucachic. Auch die andern Forts wurden eins nach dem andern genommen, und endlich nach einer dreywöchentlichen Belagerung, wobey sich die Spanier wacker vertheidigten, und die Franzosen viele Menschen verloren, ging auch die Stadt Cartagena selbst durch Capitulation über.

Gleich bey der Erscheinung der französischen Escader hatten sich alle reiche Frauen mit ihren Kostbarkeiten geflüchtet, dabey waren hundert und zwanzig mit Geld beladene Maulesel vierzig Meilen landeinwärts geschafft worden. Dennoch fand man hier an dem Zurückgebliebenen in edeln, theils verarbeitenden, theils gemünzten Metallen, Juwelen, und transportablen Waaren, eine unermeßliche Beute, die auf vierzig Millionen Livres berechnet wurde, außer dem heimlichen Raub der vornehmsten französischen Officiere, deren jeder, ohne seinen gesetzmäßigen Beute-Antheil, sich mit 200, 000 Piaster Plünderungs-Geldern einschiffte; noch viele andere Dinge wurden zu diesem Beute-Ertrag nicht gerechnet, worunter sich einige hundert Canonen

befanden, von denen man die sechs und achzig besten auf die Schiffe brachte.

Die Sieger überließen sich den abscheulichsten Ausschweifungen, und obgleich der größte Theil aus königlichen Soldaten, von königlichen Befehlshabern angeführt, bestand, so betrugen sie sich doch um nichts besser, als die Flibustier; sie machten sich aller Verbrechen und der scheußlichsten Gräuel schuldig. Die Capitulation wurde verletzt, die Kirchen entweihet, die angebeteten Reliquien aus ihren Gefäßen gerissen und mit Füßen getreten, die geheiligten Kirchengeräthe geraubt, die Mönche gefoltert, die Jungfrauen selbst auf den Altären nackend entkleidet und geschändet, dabey eine große Anzahl Kranke im Hospital, unter dem Vorwand die Mittheilung der Uebel zu vermeiden, ohne alle Hülfe, der Wuth und einer langsamen Verzweiflung überlassen.

Anfangs hatten die Franzosen die Absicht, sich hier festzusetzen, und einen höchst vortheilhaften Handel zu treiben; allein es riß auf einmal eine epidemische tödtliche Seuche

unter ihnen ein, die so viel Menschen, Soldaten und Seeleute, wegraffte, daß man besorgte, bald nicht mehr die nöthige Anzahl Matrosen zu haben, die Schiffe zurück bringen zu können. Dieß Unglück vermochte den Befehlshaber Pointis zu einer schleunigen Einschiffung. Sie erfolgte vier Wochen nach der Eroberung, nachdem man die Forts gesprengt, und alle zum Handel und zur Schiffahrt gehörige Einrichtungen ruinirt hatte.

Die Flibustier hatten zur Eroberung von Cartagena das Meiste beygetragen, da nun aber die Sache geschehn war, so wurden ihre Dienste von den Befehlshabern vergessen, und Pointis selbst gab das Beyspiel einer schändlichen Mißhandlung dieser so gut genutzten Menschen. Er entfernte sie unter dem Vorwand, als ob Feinde im Anzuge wären, von der Stadt, um hier mit der Beute desto ungehinderter schalten zu können. Als sie ohne einen Feind gesehen zu haben zurück kamen, und die Plünderer, um die Betrogenen zu täuschen, über die leer gefundenen Häu-

ser schrien, ja sogar den Flibustiern den Eintritt in die Stadt verweigerten, gingen ihnen die Augen auf. Sie wollten die königlichen Truppen an den Thoren angreifen, und sich mit Gewalt den Weg eröffnen; Pointis verhinderte jedoch diese Scene durch die schleunige Aufhebung des Verbots, und um die Flibustier noch mehr auszusöhnen, ernannte er ihren jetzigen Anführer, den von ihnen so sehr geliebten Gouverneur von St. Domingo, Ducasse, zum Commandanten von Cartagena. In dieser Eigenschaft verlangte Ducasse von den einbringenden Geldern Meldung. Dieß aber war nicht die Meynung des General Pointis; es entstand ein Streit, wobey Ducasse seine Commandantenstelle niederlegte, und unverzüglich alle aus St. Domingo mitgenommenen Flibustier, Colonisten und Neger, zurück verlangte; widrigenfalls er erklärte, daß er den General für den der Colonie, durch die längere Entziehung ihrer Macht, erwachsenden Nachtheil verantwortlich machte. Durch diese Drohung geschreckt, und überdieß froh, ihm

so lästige Menschen los zu werden, bewilligte Pointis den Abzug; nur wünschte er den vierten Theil der Flibustier, die er leichter zu bändigen hoffte, und eine Anzahl Neger noch bey sich zu behalten.

Ducasse sah mit Schmerzen seine Leute hinfallen; nicht allein raffte die Seuche sie weg, sondern bey dem gänzlichen Mangel an Hülfe für Kranke und Verwundete, sogar aus Mangel an Lebensmitteln mußten sie dahin sterben. Auch die Gesunden hatten keine andere Nahrung, als das Fleisch von Pferden, Hunden und Katzen. Indessen trotz diesem Elend mäßigten sich doch Ducasse und seine Flibustier, weil die Beute noch nicht getheilt war. Endlich wurde sie in Kisten gepackt und sollte eingeschifft werden. Nun entstand ein gewaltiges Murren unter den Brüdern des Bundes, die sich entschlossen zeigten, mit Gewalt die Einschiffung zu hindern. Nur auf Ducasse's dringendste Vorstellungen ließen sie es geschehn, schlugen aber ab vor der Theilung der Beute an Zerstörung der Forts zu

arbeiten. Pointis setzte seinen Trug fort, bis alles eingeschifft war. Nun wurde die Beutetheilung nach seiner Vorschrift geordnet, und dabey die Flibustier, wie die andern gemeinen Seeleute behandelt. Anstatt einiger Millionen, die sie, laut Uebereinkunft, erwarteten, bestimmte man ihnen bloß 40,000 Piaster. Diese Geringschätzung, verbunden mit ihrer so wenig gesättigten Geldgier, setzte sie in Wuth; sie erinnerten sich ihres alten Namens und ihrer alten Unabhängigkeit, verwarfen den ihnen angetragenen Beuteantheil mit Verachtung und beschlossen das abgesondert segelnde Kriegsschiff des Oberbefehlshabers Pointis anzugreifen. Alles Bitten und alle Vorstellungen von Ducasse waren dießmal fruchtlos, und die verwegene, muthmaßlich gelungene That wäre geschehn, ohne den Einfall eines Flibustiers, der ausrief: „Brüder! Wir haben Unrecht, uns an diesen „Hund zu halten; er nimmt nichts von dem „Unsrigen mit. Unsern Antheil hat er in „Carthagena gelassen, und dort müssen wir „ihn holen.“

Dieser Vorschlag wurde mit Jauchzen aufgenommen. Der bey allen bisher herrschende Mißmuth machte nun der größten Heiterkeit Platz; sämmtliche Schiffe der Flibustier wurden sogleich umgewandt, und, mit Verachtung gegen die so eben ausgewichene Seuche und Hungersnoth, der Lauf nach Carthagena gerichtet. Der über diesen Beschluß außer sich gesetzte Ducasse, der sich auf einer königlichen Fregatte befand, wandte sich an Pointis, um schleunig Maßregeln dagegen zu nehmen. Dieser Befehlshaber aber war an eben dem Tage von einer Krankheit befallen worden, und hatte das Commando dem General de Levi übertragen, dessen Antwort war: daß er den Räubern, die man alle aufhängen müßte, nicht nachlaufen würde. Nichts blieb Ducasse nun übrig, als der Versuch einer sehr ernstlichen schriftlichen Vorstellung und Ordre. Er sagte ihnen: „sie beleidigten den „größten König der Welt, der an der Ungerechtigkeit, die sie von einem seiner Officiere „erlitten, keinen Theil hätte; er selbst wolle „ihre Klagen vor seinem Thron bringen, wo

„ihnen unfehlbar Gerechtigkeit werden würde; „nur müßten sie ihr Vorhaben auf Cartha„gena aufgeben. Wollten sie es dennoch aus„führen, so sollten sie bedenken, daß sie ihn, „ihren unschuldigen, sie liebenden Anführer, „dem Schaffot übergeben würden."

Die Flibustier waren jedoch viel zu sehr erbittert, um auf diese Vorstellungen zu achten; sie setzten ihre Fahrt fort, und erreichten Carthagena, wo ihre Erscheinung unter den unglücklichen, noch nicht wieder zur Erholung gekommenen, Einwohnern, die höchste Bestürzung verbreitete. Der Name Flibustier und der Gedanke, daß sie jetzt allein wären, und durch nichts gezügelt würden, füllte sie mit Grausen. An keinen Widerstand wurde gedacht, daher die Freybeuter jetzt sehr leichtes Spiel hatten. Sie sperrten alle Personen männlichen Geschlechts in die große Kirche, und schickten sodann Abgeordnete ab, die zu ihnen auf folgende Art sprachen:

„Wir wissen sehr wohl, daß ihr uns als „Leute ohne Treu und Glauben, und ohne

„Religion betrachtet, als Geschöpfe, die mehr „Teufel als Menschen sind. Ihr habt von „diesen Gesinnungen und von eurem Abscheu „während unsers Aufenhalts in und bey eurer „Stadt beleidigende Beweise genug gegeben. „Jetzt sind wir hier mit den Waffen in der „Hand, im Stande uns zu rächen, wenn wir „wollen; und gewiß erwartet ihr auch die „grausamste Rache. Eure bleichen Gesichter „verkündigen diese Angst, und euer Gewissen „muß euch sagen, daß ihr unsre Rache ver„dient. Wir wollen euch aber euren Irrthum „benehmen, und euch zeigen, daß die schänd„lichen Namen, die ihr uns beylegt, nicht „uns, sondern einzig und allein dem General „gebühren, unter dessen Befehlen ihr uns „habt fechten gesehn. Dieser Treulose hat uns „betrogen; denn obgleich er allein unsrer Tap„ferkeit die Eroberung eurer Stadt zu verdan„ken hat, so hat er sich doch geweigert, die „daraus entstandenen Früchte, seiner Zusage „gemäß, mit uns zu theilen. Dieß hat uns „gezwungen, euch einen zweyten Besuch zu „machen. Es thut uns leid, aber wir konn-

„ten nicht anders. Indeß schmeicheln wir „uns, daß ihr mit unsrer Mäßigung und „Worttreue zufrieden seyn werdet. Wir ver„sprechen euch, ohne die geringste Unordnung „zu begehen, eure Stadt zu verlassen, sobald „ihr uns fünf Millionen bezahlt haben werdet. „Mehr verlangen wir nicht. Solltet ihr aber „einen so billigen Antrag nicht annehmen, so „habt ihr alles nur denkbare Unglück zu er„warten, das ihr euch sodann selbst zuschrei„ben könnet, und dem General Pointis, „dessen Andenken euch frey steht mit allen mög„lichen Verwünschungen zu belegen."

Die Einwohner von Carthagena sahen leicht ein, daß bey dieser Art Menschen auf eine solche Anrede keine andre Antwort, als die Erlegung der verlangten Summe erfolgen könnte; auch bestieg ein Mönch sogleich die Kanzel, um seine Zuhörer zu beschwören, in dieser schrecklichen Lage alles noch übrige Gold, Silber und Edelgesteine herzugeben. Allein die Menschen geben gewöhnlich eher die Hoffnung auf, ihr Leben zu erhalten, als ihre

Schätze zu retten. Dieß zeigte sich auch hier, da man nach geendigter Ermahnung eine Sammlung anstellte; denn der Ertrag war gar zu tief unter der verlangten Summe. Sie wurde den Flibustiern mit der Versicherung übergeben, daß dieß alles sey, was man nach der ersten Plünderung noch übrig behalten habe. Dieß war jedoch den Freybeutern gar nicht einleuchtend; ihrer Drohung getreu, schritten sie daher zu einer neuen Plünderung. Die innersten Winkel der Häuser und selbst in Kirchen und auf Kirchhöfen die Grabmähler, wurden nun von ihnen durchsucht; allein sie fanden sehr wenig. Die vornehmsten Einwohner wurden hierauf gefoltert, um das Verborgene zu erfahren; aber auch dieses grausame Mittel war ohne Erfolg. Sie wollten nicht morden, allein auch nicht ohne Beute abziehn, und bedienten sich daher folgender List. Sie ließen zwey der angesehensten Einwohner vor sich bringen, und bedrohten sie mit dem Tode; da sie nichts entdeckten, wurden sie angeblich zur Hinrichtung unter dem Wehklagen der Spanier abgeführt, aber bloß in der Ferne

eingesperrt. Indeß hörte man dort einige Schüsse fallen, welche die Flibustier auf die Hinrichtung der Abgeführten deuteten und so nach der Reihe alle andre angesehene Einwohner kommen ließen, unter Androhung des nämlichen Schicksals für jeden, der sich mit der Unwissenheit entschuldigen würde. Auch in der Kirche wurde dieß Räuberdecret allen Gefangenen bekannt gemacht. Dieß hatte die erwartete Wirkung. Noch am nämlichen Tage kam über eine Million Spanischer Thaler zusammen. Die Flibustier wurden jetzt selbst überzeugt, daß dieß das Aeußerste war; sie gaben also alle weitere Erpressungsversuche auf, verweilten hier noch drey Tage, schifften hundert und zwanzig Negersclavinnen ein, und segelten sodann mit einer Beute ab, die für jeden Mann an Geld und Kostbarkeiten drey tausend Piaster überstieg.

Vor ihrer Abreise aber sahen die Einwohner von Carthagena mit Erstaunen ein Beyspiel der Justizpflege dieser Freybeuter. Zwey derselben hatten das gegen jeden Unfug

gegebene strenge Verbot übertreten, und einige Mädchen genothzüchtiget. Die Verwandten wagten zu klagen, und beriefen sich auf die förmliche Zusage der Flibustier, sich aller Ausschweifungen zu enthalten. Man gab der Klage Gehör; die Verbrecher wurden verhaftet, und beyde von einem Kriegsgericht, das ihre Cameraden in der Geschwindigkeit bildeten, zum Arquebusiren verurtheilt; welches Urtheil auch, ohngeachtet der vorbittenden Kläger, vollzogen wurde.

Die Flotille der Flibustier war neun Segel stark; kaum war sie aus Carthagena ausgelaufen, so stieß sie auf eine Englische Kriegsflotte. Nun dachte ein jedes Schiff, ohne Rücksicht auf die andern, nur auf eigne Rettung. Die zwey größten derselben, mit mehr als einer Million Piaster beladen, wurden nach einer tapfern Vertheidigung von den Engländern erobert. Eins gerieth in Brand und scheiterte an den Küsten von St. Domingo, allein Menschen und Geld wurden gerettet; ein viertes ward an die Ufer der eben ge-

plünderten Stadt Carthagena geschleudert, wo die ganze Mannschaft in die Hände der Spanier fiel, die den Flibustiern jedoch das Leben schenkten, und sie bloß zu Wiederherstellung ihrer zerstörten Festungswerke brauchten. Die fünf übrigen Schiffe aber erreichten mit ihren Schätzen glücklich St. Domingo.

Die Französische Regierung war sehr über das in Carthagena Vorgefallene aufgebracht; sie erklärte sich doch im Betreff der Beutesache zum Vortheil der Flibustier und Colonisten, und verordnete, daß ihnen 1400,000 Livres ausbezahlt werden sollten, welches aber nie erfolgte.

Ludwig XIV. war damals in der bigotten Periode seines Lebens, wo nicht das von ihm so freventlich gehäufte Elend seiner Unterthanen, nicht seine blutigen vom Ehrgeitz erzeugten Kriege, nicht seine grausamen Religions-Verfolgungen und Dragonaden, ihm Gewissensbisse machten, wohl aber kirchliche Nebensachen. Er betrachtete daher die von den Fran-

zosen aus Carthagena mitgenommenen Kirchengeräthe mit Entsetzen, da in seinem Dienst stehende Menschen diesen Kirchenraub verübt hatten. Er befahl deßhalb diese Kirchenartikel von der Beute abzusondern, und ließ absichtlich dazu ein Schiff ausrüsten, das sie wieder zurück nach Carthagena brachte.

Es gab noch manche einzelne Haufen verwegener Freybeuter, die auch unter dem gangbaren Namen Flibustier nicht mehr in Westindien, wo ihnen jetzt der Schutz und die Unabhängigkeit fehlte, sondern in entfernten Meeren, uneingedenk der fehlenden Zufluchtsörter, auf gut Glück Schiffe caperten. Unter diesen war Montauban, ein Franzose, der im Jahr 1695 an der Küste von Guinea sein Wesen trieb, und auch seine Raubabenteuer jedoch nur auf wenig Blättern selbst beschrieben hat. Auch er griff mit seinem Raubfahrzeuge Kriegsschiffe an, und eroberte sie. Ein Englisches bey Angola liegendes Wachtschiff wollte diese Räuber durchaus fangen; sie schlugen sich aber so wüthend mit

den Britten, daß diese durch das Entern der Freybeuter sogar selbst gezwungen wurden sich zu ergeben. Der durch dieß grausame Schicksal zur Verzweiflung getriebene Englische Befehlshaber glaubte die Schmach nicht überleben zu müssen, und sprengte sein Schiff in die Luft; auch das andre flog mit auf. Die ganze Englische Schiffsbesatzung, so wie alle Räuber kamen dabey um, bis auf Montauban und funfzehn der Seinigen, die lebendig ins Meer fielen, und bald wieder im Stande waren ihr Handwerk fortzusetzen. Der Mangel an Schutzörtern aber in jener Weltgegend, machte diesem Unwesen endlich ein Ende.

Auch unter einander bekriegten sich jetzt nicht allein die von den Französischen und Englischen Gouverneurs völlig abhangenden Flibustier, sondern auch solche, die für eigne Rechnung noch Seeräuberey trieben. Uneingedenk ihrer alten Brüderschaft, machten die Franzosen dieses Namens wiederholt Landungen auf die den Freybeutern so viele Jahre Schutz verliehene Insel Jamaica, um deren

Küsten zu plündern. Dieß war auch der Anschlag eines berüchtigten Freybeuters, oder vielmehr Seeräubers, Namens Daviot, der im Jahr 1692 mit zwey hundert und neunzig Flibustiern dort landete. Der Zufall aber wollte, daß von ihnen nach erfolgter Landung, hundert und fünf und dreyßig von den Schiffen getrennt wurden, und auf der Insel herumirrten, beständig fechtend mit den Einwohnern, unter denen sich auch noch alte Flibustier befanden, und in steter Gefahr, durch die Ueberlegenheit ihrer Feinde umzukommen. Ihre Anzahl war endlich noch hundert und funfzehn; denn schon hatten sie zwanzig der Ihrigen durch diese Gefechte verloren, dafür aber vierzig Gefangene gemacht, die sich am Meerufer befanden.

In diesem Zustande überfiel sie ein Erdbeben, das zu den schrecklichsten gehört, die in den Jahrbüchern der Welt aufgezeichnet sind. Die Stöße waren so fürchterlich, daß man glaubte, die ganze Insel würde in den Abgrund des Meeres sinken. Indessen war die

Luft ganz stille und der Himmel heiter. Kaum merkten die Flibustier, daß die Erde unter ihren Füßen sich bewegte, so eilten sie was sie konnten das Meerufer zu erreichen, und warfen sich in die dort befindlichen Canots. Dieß geschah aber mit solcher Uebereilung und ohne auf Raum und Last Rücksicht zu nehmen, daß die meisten dieser Kähne sanken, und die Seeräuber nur mit vieler Mühe das Ufer wieder gewinnen konnten. Indeß trat das Meer aus, schleuderte die noch bemannten Canots in die hohe See, überschwemmte das Land, und ersäufte viele dieser Flibustier; die andern kletterten auf hohe Bäume, hielten sich an die Aeste und blieben in dieser Lage fünf Stunden, da denn das Erdbeben aufhörte, und das Meer zurück trat.

Die Verwüstung auf der ganzen Insel war unbeschreiblich. An eilf tausend Menschen verloren dabey ihr Leben. Port Royal wurde fast ganz verschüttet; ein großer Theil des Forts stürzte zusammen, und die Mauern fielen ins Meer. Von den im Hafen befind-

lichen Schiffen und Fahrzeugen wurden viele zerschmettert, andere auf ihre Anker getrieben und zersplittert; kein einziges der übrigen blieb ohne große Beschädigung. Die zwey Französische Meilen davon im innern Lande liegende Stadt wurde verschüttet. Ganze Berge stürzten in die Thäler und füllten sie aus; andre Berge spalteten sich in ihrer Mitte und öffneten neue Schlünde. Alle Communicationen der Einwohner waren nun durch diese Naturhindernisse verrammelt, und einige Hohlwege, die sonst zu den Passagen dienten, waren mit Erdhaufen überthürmt. Nur mit äußerster Lebensgefahr und über Abgründe konnte man zu einander gelangen.

Die Flibustier hatten bey diesem Unglück fast alle ihre Waffen eingebüßt, und fünf und dreyßig von ihnen waren dabey umgekommen, auch einige Gefangene waren ertrunken; die in den Canots aber waren so glücklich gewesen, sich in den Wellen zu behaupten. Nicht allein diese retteten sich, sondern auch die andern übrigen hatten, nach

mancherley Unfällen und Abenteuern, das günstige Schicksal aus Jamaica zu entkommen.

Die Flibustier erlitten gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine gänzliche Veränderung, und, wie bereits gesagt, nur allein der Name war ihnen noch geblieben. Die Unabhängigkeit dieser Freybeuter war ganz dahin, und mit derselben die Art von Achtung der Nationen für diese Brüderschaft, da alles ihr eigenthümlich Gewesene nun verschwunden war. Viele begingen Ausschweifungen und Verbrechen, wofür sie flüchtig werden mußten; andre zerstreuten sich, und entsagten ihrer Vaterlandsliebe so sehr, daß ganze Trupps französische Küstenbrüder nach Jamaica gingen, und gegen ihre eigne Landsleute fochten. Selbst der Name Flibustier bekam einen andern Sinn, indem man alle regellosen bewaffneten Abenteurer, alle von den in Westindien Krieg führenden Mächten als Beutejäger gebrauchten, Landstreicher aller Nationen, damit belegte. Nicht allein in St. Domingo, Jamaica und Tortuga, hatte

man jetzt so genannte Flibustier, sondern auch in Martinique und andern Inseln; so wie die Spanier nach Vertreibung der Französischen Bucanier aus St. Domingo, zur Jagd und Verarbeitung ihrer Thierhäute auf dieser Insel, auch Bucanier ihrer Nation angestellt hatten. Sie wähnten dadurch die Stelle der Vertriebenen zu ersetzen. Gleichheit der Benennung und des Geschäfts aber war dazu nicht hinreichend; vielmehr diente die neue Jägerzunft einen großen Contrast zu bilden; denn diese Spanischen Bucanier am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts waren bey ihrer Trägheit, bey ihrem gänzlichen Mangel an Freysinn, und an Begriffen von Unabhängigkeit, so wenig wie die Flibustier aus Martinique, den ursprünglichen, selbstständigen, rastlosen, muthvollen Französischen Bucaniern und Flibustiern von St. Domingo ähnlich; daher diese Namen endlich ganz ihre eigenthümliche Bedeutung verloren.

Im Spanischen Successionskriege, im Anfange des Achtzehnten Jahrhunderts, wurde

diese Benennung zuletzt gebraucht; es wurden die in Westindien zu den Expeditionen sowohl zu Wasser als zu Lande gedungenen Leute, eigentlich eine Art leichter, unregelmäßiger, wenig geachteter Truppen, fortdauernd Flibustier genannt, so durchaus unähnlich sie auch den alten Küstenbrüdern waren; ein durch die Gewohnheit sanctionirter Mißbrauch, der noch viele Jahre nach gänzlicher Erlöschung der ursprünglichen Gesellschaft bestand.

Eilfter Abschnitt.

Die politische Lage von Europa hatte sich nach und nach sehr verändert. Obgleich der Friede in diesem herrschenden Welttheil nach dem Nymweger Tractat noch nicht völlig hergestellt war, so hatten die Höfe doch andere Systeme, und andere Grundsätze angenommen. Der den Flibustiern in mehrern Westindischen Inseln verliehene Schutz, den England ihnen schon entzogen hatte, hörte nun auch von Seiten Frankreichs auf, und mit demselben endigten auch die kühnen Abenteuer und Thaten der eigentlichen Flibustier in Westindien. Der Geist der Unabhängigkeit aber, die Gier nach Beute, und die Neigung verwegene Unternehmungen aus=

zuführen, waren nicht so leicht zu hemmen; am wenigsten bey den Englischen Seeleuten, die jetzt, nach geendigtem Kriege in Europa, keine Feinde zur See mehr zu bekämpfen hatten. Aller bisher von Engländern und Franzosen gebrauchte Vorwand, im Namen und zum Vortheil ihrer Könige, so wie ihres Landes, feindlichen Nationen Schaden zu thun, war nicht mehr haltbar; sie wurden daher förmliche Freybeuter, oder vielmehr Räuber. Da die Westindischen Gewässer ihnen hiebey keine Sicherheit mehr gewährten, so richteten sie ihr Augenmerk auf das Südmeer.

Dieses Meer, wo sich nur sehr selten einige Spanische Kriegsschiffe, und von andern Nationen durchaus keine befanden, wo man die Flibustier noch gar nicht kannte, und wo die peruanischen und mexicanischen Küstenfahrer gewohnt waren ganz ruhig zu segeln; dieser Theil des Weltmeers hatte für die Freybeuter immer viel Anziehendes gehabt. In der That zeigten die vielen angesehenen Spanisch-Americanischen Seestädte,

die sich längst den Küsten von Chili bis nach Californien befanden, eine so reiche, als leichte Beute. Die vornehmsten derselben, wenn man von der Südseite anfängt, waren: Arica; Sagna; Nasca; Pisca; Pachacama, auch Ciudad de los Reyes genannt, und deren Hafen Callao, wo die königlichen, zur peruanischen Flotte gehörigen, Kriegsschiffe lagen; ferner die Städte: Truxillo; Paita; Queaquilla; la Barbacoa; Panama; Realeguo; Tecoantepequa; Acapulco und andre wichtige Küstenörter. Alle diese Städte, die übertriebenen Vorstellungen von den noch größern, reichern inländischen, als Lima, Mexico ꝛc. verbunden mit der Idee von offnen Gold- und Silber-Minen, machten das Südmeer den Flibustiern zu dem interessantesten Theil der ganzen Erdkugel. Zwar hatten sie dasselbe bey ihren Expeditionen nach Panama gesehn, allein es nicht, nach ihrem Sinn, zweckmäßig befahren. Am Ende des Jahres 1684 aber beschlossen mehrere abgesonderte, in den verschiedenen Inseln zerstreute Haufen Flibustier, Franzosen und Engländer, oh-

ne alle Abrede zugleich, wie durch einen Instinct, und angetrieben durch die oben bemerkten Beweggründe, einen Zug nach dem Südmeer zu unternehmen.

Diesen Beschluß faßten auf einmal mehr als zwey tausend Mann, aber wie gewöhnlich, nach wie vor, ohne alle Uebereinstimmung und Verabredung, da nur allein der Zufall immer größere, oder kleinere Haufen zusammen brachte.

Aus Jamaica liefen auf verschiedenen Schiffen acht hundert Engländer aus, mit dem Vorsatz, durch die Magellansche Meerenge nach dem Südmeer zu segeln. Ein andrer Haufe von hundert und zwanzig Engländern ging auf Canots nach dem Golph Uraba, sodann zu Lande nach dem Fluß Chica, den sie herunter fuhren bis zu dessen Mündung am Südmeer, zum Flecken Boca-del-Chica. Den nämlichen Weg nahmen auch bald nachher vier hundert und dreyßig Franzosen, unter der Anführung ihrer Hauptleute Grognier, l'Ecuyer und le Picard, denen auch noch

mehrere Trupps von beyden Nationen in Schiffen und Fahrzeugen folgten. Die meisten aber in zu kleinen Häufchen auf kleinen Fahrzeugen segelnd, die sich sehr an den Küsten hielten, und, so oft sie nur konnten, wegen ihrer Bedürfnisse landeten, wurden von den Indianern aufgeopfert; sie kamen um, noch ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten. Noch andre zwey hundert Franzosen schifften sich zu Cap françois unter Anführung des Capitains le Sage ein, um auch, so wie die Engländer, ihre Fahrt nach dem Südmeer durch die Magellansche Meerenge zu machen.

Die Engländer waren jedoch hier jetzt die zahlreichsten, und eine Zeit lang der herrschende Theil; zu ihnen gesellten sich auch viele Franzosen und einige Holländer. So entstanden Abenteuer, die man als die Krone aller vorhergegangenen betrachten kann. — Es ist ein nicht ungebildeter, Französischer Edelmann, Raveneau de Lussan, ein thätiger Raubgenosse und Theilnehmer der

Schicksale dieser Flibustier im Südmeer, dem man die Aufzeichnung des Folgenden zu verdanken hat, das auch hernach von andern Mitgenossen, Franzosen und Engländern, als Augenzeugen, bestätigt worden ist.

Es war im März des Jahres 1685, als dem vorbesagten Entwurf zu Folge, eine Flotille der Flibustier von zehn Schiffen im Südmeer eintraf, die eilf hundert Mann am Bord hatten, und zusammen segelten. Es waren zwey Fregatten, eine von sechs und dreyßig und eine von sechzehn Canonen, fünf kleinere zum Krieg erbaute Schiffe, die keine Canonen führten, und drey Barken. Neun dieser Schiffe waren von Engländern commandirt, und nur eins derselben von einem Franzosen; alle zehn waren den Spaniern abgenommen worden. Hiezu kamen noch einige andre Haufen Flibustier, unter denen sich auch einer unter dem Capitain Grognier befand, die sich auf Pirogen und Canots zu dieser so weiten Reise eingeschifft, glücklich die so weite als gefährliche Fahrt gemacht

hatten, und jetzt ihre Bundsgenossen im Südmeer aufsuchten. Der Befehlshaber dieser ganzen Flotille war der Engländer David.

Man war bereits nahe an den peruanischen Küsten, als die Flibustier ein Spanisches Fahrzeug wegnahmen, und von den Gefangenen erfuhren, daß der Vice-König von Peru befohlen hatte, alle Kauffartheyschiffe in den Häfen zurück zu halten, mit der Zusage, daß unverzüglich ein Kriegs-Escader kommen würde, die Freybeuter, deren Ankunft man erwartet hatte, aus diesen Meeren zu verjagen. Mittlerweile waren diese schon vor Panama angekommen, wo die Hoffnung auf zweckmäßigen Schutz nur klein, hingegen die Bestürzung über diese abermalige Erscheinung der Flibustier unaussprechlich war. Hier kreuzten sie in einer sehr geringen Entfernung von der Stadt, der sie sich wegen des seichten Grundes nicht ganz nähern konnten. Sie ankerten hierauf bey der Insel Tavoga, in Erwartung der Spanischen Flotte, ohne deren Besiegung sie keinen glücklichen Erfolg hoffen durften.

Endlich, nach einem vierwöchentlichen Harren, am siebenten Juny 1685 sahen die Flibustier die Spanische zu ihrer Aufsuchung bestimmte Flotte von sieben großen Kriegsschiffen, die auf sie loskamen. Zwey derselben waren Linienschiffe; das größte führte siebenzig Canonen. Die Flibustier, die keinen Augenblick am Siege zweifelten, freuten sich auf ein Treffen, das ihnen von nun an in diesen Meeren freye Hand lassen würde. Es fiel jedoch nicht zu ihrem Vortheil aus, da ihnen der Wind ganz entgegen, auch das Meer unruhig war, und sie auch hier die Untiefen und Küsten nicht kannten. Ueberdieß war die Macht gar zu ungleich, da sie acht Fahrzeuge ohne Canonen den Kriegsschiffen entgegen stellen mußten, und da selbst ihre eigentliche Stärke, die beyden kleinartigen Canonenschiffe, nicht anders als mit dem augenscheinlichsten Nachtheil gegen die großen Spanischen Linienschiffe kämpfen konnten.

Das Treffen selbst war eine der tollkühnsten Unternehmungen in den Jahrbüchern der Flibustier, und konnte, bey einem so ge-

waltigen Mißverhältniß, für sie nicht glücklich endigen. Sie fanden sich daher bald in einer sehr bösen Lage, aus der nur allein ihr Muth sie herauszuziehn vermochte. Eins ihrer Schiffe war in großer Noth und von den Spaniern umringt. Die andern minder gedrängten Flibustier, konnten sich mit ihren Schiffen nun entfernen; allein sie beschlossen einmüthig, lieber alle umzukommen, als ein einziges, selbst das kleinste ihrer Fahrzeuge den Feinden zu überlassen, höchstens ihnen Trümmer ohne Menschen Preis zu geben. Es glückte ihnen auch über alle Vorstellung, so daß dieß ehrenvolle, obgleich nicht vom Glück gekrönte, Gefecht, einen Sieg werth war; denn sie verloren dabey von ihren Fahrzeugen nichts, als eine, größtentheils mit Gefangenen beladene, Barke, die durch die Spanischen Kugeln so zugerichtet war, daß sie auf dem Punct stand zu sinken; daher die Mannschaft solche von selbst verließ. Die durch diese Entfernung befreyten Gefangenen, denen die höchste Noth ihres Schiffes nicht unbekannt war, und nun zwischen einem

sehr nahen Tod und einer sehr nahen Freyheit schwebten, eilten jetzt was sie nur konnten, sich in die Arme der Ihrigen zu werfen; allein der Spanische Admiral, der diesen Umstand nicht wußte, auch die Gefangenen nicht in dem Schiff vermuthete, dem aber jene Entführung der feindlichen Schiffsequipage nicht entgangen war, sah daher die gerade auf ihn loskommende Barke für einen Brander an; er ließ sie also in größter Eil in Grund schießen, und mit ihr sanken alle Gefangene in den Abgrund des Meers.

Nach diesem Gefecht, da die See immer noch unruhig, und der Wind den Flibustiern fortdauernd zuwider war, wurden ihre Schiffe zerstreut. Nie vereinigten sie sich völlig wieder. Von mehrern dieser Schiffe, so wie von deren Mannschaft, hat man daher gar nichts weiter gehört; nur von einigen andern, besonders von denen, die, wie man weiter unten lesen wird, mit drey hundert und dreyßig Mann die fünf Meilen vom festen Lande gelegene Insel St. Juan de Cu-

eblo erreichten, sind die Schicksale kund und aufgezeichnet worden, die man hier erzählen wird.

Noch ehe aber jene allgemeine Zerstreuung der Schiffe vor sich ging, zeigte sich eine Uneinigkeit unter diesen Flibustiern, die sonst bey den Küstenbrüdern nie sehr Wurzel gefaßt hatte, und die besonders hier, alle fernern Entwürfe lähmen, und diesen so weit verschlagenen Abenteurern selbst gefährlich werden mußte. In der That konnte die Harmonie unter diesen, aus verschiedenen Nationen zusammen gesetzten, so weit von ihrer Insel entfernten, Freybeutern, nicht wohl lange bestehn; sie litt besonders nach diesem bösen Treffen mit den Spaniern, das alle mißmuthig gemacht hatte, einen starken Stoß; und, seltsam genug bey solcher Art Menschen, war die Gottesverehrung, aber freylich nur die sinnliche, die Ursache der Zwietracht. Die Engländer, damals auf ihren großen brittischen Inseln, so wie in ihren Colonien von dem Geist des Pietismus beseelt, der sie zur Verabscheuung

catholischer Ceremonien antrieb, mißhandelten in den Spanischen Kirchen die Crucifixe und heiligen Bilder, hieben sie in Stücken, schossen mit Pistolen nach den Figuren, wie nach einem Ziel, und lachten ihre Französischen Cameraden aus, die bey diesem Unfug Kreuze vor sich schlugen. Alle die Franzosen, die einzeln auf den Schiffen zerstreut waren, hundert und dreyßig an der Zahl, trennten sich daher jetzt von den Engländern; zwey hundert andre aber, die sich auf dem Schiffe des obengedachten kühnen französischen Seemanns, des Capitain Grognier, vereinigt befanden, blieben bey den andern in der Nähe von Panama zurück.

Die hundert und dreyßig Abgesonderten wurden nun der Stamm der kühnsten Abenteurer; sie raubten jetzt für ihre eigne Rechnung zu Wasser und zu Lande, nahmen alle Schiffe, die ihnen aufstießen, landeten wo sie plündern konnten, und ranzionirten die Oerter, wo die Einwohner zu schwach, oder zu muthlos waren, Widerstand zu thun. Die Städte

Leon und Esparso wurden von ihnen erobert, und die Stadt Realejo verbrannt. Man war hier ganz ungewohnt einen Feind zu sehn; daher die Einwohner zitterten, wenn sie nur einen bewaffneten Menschen erblickten. Es bedurfte also hier nicht einmal des furchtbaren Namens der Flibustier, um alles zur Flucht zu bringen. Das abergläubische Benehmen der Spanier vermehrte noch das Unglück dieses Landes. Wenn die Flibustier zum zweyten mal in einen Ort kamen, so wurde er von den Priestern feyerlich verflucht, und excommunicirt; daher alle Einwohner denselben sofort verließen, und nicht einmal die Leichname der Ihrigen begruben, die in Vertheidigung des Orts gefallen waren.

Eine mit Engländern besetzte Barke ward nach Cueblo verschlagen; die Mannschaft derselben, beschloß sich mit den Franzosen zu vereinigen, welches sich diese, als der hier herrschende Theil, auch gefallen ließen, da ihre geringe Anzahl schon ihre Besorgnisse gehäuft hatte. So verstärkt wurden nun die Land-

streifereyen vervielfältigt, die man jedoch größtentheils nach den Nationen abgetheilt machte.

Die Spanier versuchten durch eine List diese grausamen Gäste los zu werden. Sie sandten einen Officier mit einem Briefe des General-Vicarius der Provinz Costa-Rica an die Flibustier, um ihnen zu melden, daß in Europa der Friede zwischen ihren Nationen, sie möchten Franzosen oder Engländer seyn, und mit allen Mächten geschlossen wäre; daher man hoffe, daß sie, die Flibustier, den Krieg hier nicht länger fortsetzen, sondern auf ihre Rückkehr denken würden. Wollten sie diese zu Lande nördlich machen, so würde man ihnen dazu hülfreiche Hand bieten, und dafür sorgen, daß sie, als nunmehrige Freunde der Spanier, auf den königlichen Gallionen nach Europa zurück gebracht werden sollten. Die Freybeuter sahen jedoch bald das Treulose dieses Antrags ein, und verwarfen ihn mit Unwillen.

Die Stadt Nicoya, die auch eingenommen wurde, aber keine Ranzion bezahlen

wollte, ward von den Flibustiern verbrannt. Indeß betrugen sich dabey die Französischen Mordbrenner nach ihrer Weise. Da sie an Anzahl viel stärker waren, als die Engländer, so konnten sie ihren religiösen Vorurtheilen huldigen. Sie waren daher während des Sengens und Brennens auf die Erhaltung der Kirchen, und selbst auf die in Privathäusern befindlichen heiligen Bilder bedacht; diese wurden von ihnen nach den Kirchen gebracht, damit solche weder verbrannt, noch von den Engländern gemißhandelt werden möchten. Die Stadt Chiriquita und andre Oerter, die nicht so wie Nicoya eingeäschert seyn wollten, ranzionirten sich.

Immer noch handelten die Englischen und Französischen Haufen abgesondert, wobey die erstern, als die stärkern, im Plündern und Capern bessere Fortschritte, wie ihre Bundsverwandten machten. Die Engländer waren gemischt; nicht so der andre Haufen, der nichts als Franzosen enthielt; da ihre Anzahl aber immer schwächer wurde, und sie sich nicht durch

Landsleute recrutiren konnten, so waren sie bald genöthigt, auch Engländer in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Verwegenheit und Grausamkeit gingen bey allen diesen Haufen gleichen Schritt. Panama war gleichsam der Mittelpunct, wo sie oft hinsegelten, um in der Nähe Proviant zu holen und Schiffe zu capern, wobey häufig Gefechte zu Lande und zu Wasser vorfielen. Bald nachher stieß Capitain Grognier zu diesen Flibustiern, der sich auch mit sechzig Franzosen von der ersten Flotille getrennt hatte, und jetzt diese, gar nicht unbedeutende, Verstärkung den Engländern zuführte.

Die Flibustier marschirten nun nach Pueblo Viego, einem großen Flecken, wo sich die Spanier in der Kirche verschanzt hatten, und hundert und funfzig Reiter vor derselben in Schlachtordnung hielten. Diese Vertheidiger aber warteten die Annäherung der Feinde nicht einmal ab; sie flohen alle, sobald sie die Freybeuter nur gewahr wurden, und überließen ihnen eine Menge Lebensmittel, woran es

diesen gar sehr fehlte. Sobald solche aber aufgezehrt waren, entstand wieder die vorige Verlegenheit; denn die Spanier hatten allen in der Nähe befindlichen Proviant entfernt. Dieß zwang die Flibustier nach St. Juan de Cueblo zurück zu gehn, wo die See entweder Beute, oder doch andre Hülfsquellen versprach, indem ein Theil der Ihrigen dort geblieben war. Hier befand sich auch ihre Seemacht, die aus einem Schiff, zwey Barken, vier Canots, und einigen noch nicht fertig gebauten Pirogen bestand. Sie waren hier in völliger Ruhe, als sie auf einmal funfzehn Schiffe erblickten, die auf die Küste zusteuerten. Ueberzeugt, daß es Spanische waren, wobey denn ihr auf der Rhede liegendes Schiff verloren seyn würde, brachten sie in der größten Eil alles auf demselben Brauchbare in die Barken, und ließen es sodann stranden; dabey wurden alle Vorkehrungen getroffen, die Landung zu verhindern, im Fall die Spanier solche versuchen sollten. Diese waren jedoch weit entfernt so etwas zu wagen, und begnügten sich die Trümmer des gestrandeten Schiffs

zu untersuchen, das daran noch befindliche Eisenwerk, als Siegeszeichen heraus zu nehmen, und die Holzreste zu verbrennen, worauf sie unverzüglich zurück segelten.

Die Flibustier hatten ihre kleine Flotille in der Bay von Caldeira versammlet, um über eine Haupt-Expedition zu berathschlagen, als sie ein Schiff gewahr wurden, worauf sie Jagd machten. Bey der Annäherung fanden sie zu ihrem Erstaunen, daß es ein mit Engländern besetztes Flibustierschiff von David's Escader war; eine Begegnung, die böse Folgen drohte. Der Befehlshaber desselben Tufley hatte durch sein stolzes Benehmen gegen die Franzosen viel zu der für beyde Partien so nachtheiligen Trennung beygetragen. Auch machten sie ihn jetzt so fort zum Gefangenen mit seiner ganzen Mannschaft. Dieß waren nicht weniger als hundert und fünf und zwanzig Engländer, die überrascht waren, und sich auch nicht gegen eine so große Uebermacht mit gutem Erfolg wehren konnten; das Schiff aber wurde als eine gute Prise erklärt.

Tusley und seine Engländer waren ganz betäubt; die Franzosen aber, die es nicht ernstlich meynten, und auch in ihrer vogelfreyen Lage am Ende der Welt, nicht daran denken konnten, neue Feinde mitten unter sich zu haben, machten nach einem fünfstündigen Grimassenspiel, unter brüderlichen Vorwürfen über das Vergangene, dem Schrecken der Gefangenen ein Ende; sie setzten sie alle in Freyheit, und gaben ihnen ihr Schiff nebst allem darauf Gefundenen zurück. Diese Engländer beschlossen jetzt mit ihren alten Freunden gemeinschaftliche Sache zu machen, und sich nicht von ihnen zu trennen.

Jetzt, da die Macht der Flibustier so ansehnlich verstärkt worden war, wurde eine große Unternehmung verabredet. Die Stadt Grenada sollte angegriffen werden, und am siebenzehnten April 1687 setzten sich drey hundert fünf und vierzig Mann auch dahin in Marsch, wo man sie schon längst erwartet, alles Kostbare entfernt, und sich übrigens zu ihrem Empfang vorbereitet hatte. Durch

einen Gefangenen erfuhren die Freybeuter, daß sich alle Einwohner bewaffnet, hinter starken Mauern verschanzt und zwanzig Stück Geschütz aufgeführt, dabey sechs Compagnien Reiter zu ihrer Unterstützung hatten.

Grenada war eine große Stadt mit wohlbebauten Häusern, schönen Klöstern, und prächtigen Kirchen; auch gehörte sie zu den reichsten Städten in America. Ihre Lage war am Ufer des Sees Nicaragua, zwanzig französische Meilen vom Südmeer. Vor der Stadt befanden sich viele sehr geräumige Zukker-Manufactur-Gebäude, die bey ihrer Größe das Ansehn von so vielen Flecken hatten. Mitten im Ort war der Waffenplatz, eigentlich ein festes, viereckigtes Fort, das völlig geeignet war, eine ganze Armee aufzuhalten. Dieß waren aber keine Schwierigkeiten für die Flibustier; in einigen Stunden waren sie Herren der Stadt mit einem Verlust von zwölf Mann. Sie fanden aber hier nichts, als einige für sie unbrauchbare Waaren; alles übrige war fortgeschafft worden.

Die Freybeuter waren noch nie in dem Fall gewesen, eine große Stadt zu erobern, ohne irgend etwas darin plündern zu können. Die zurück gelassenen Reste von Hausgeräthschaften und Handelsartikeln waren für sie ganz unnütz. Indessen hatten sie jetzt eine treffliche Gelegenheit, vermittelst des in das Nordmeer fließenden Sees, mit so viel Sicherheit als Bequemlichkeit das feste Land von America zu verlassen; allein sie hatten noch nichts beträchtliches erbeutet, und der Gedanke einer Rückkunft mit leeren Händen, nach solchen Gefahren und Abenteuern, war ihnen schrecklicher, als der Tod. Mit dem Vorsatz auszuharren und die Gunst des Glücks abzuwarten, verließen sie also Grenada, und nahmen nichts als eine Canone mit, die ihnen gute Dienste that; denn kaum hatten sie das Feld erreicht, als sie von zwey tausend fünf hundert Mann angegriffen wurden, die aber bey dem ersten Canonenschuß gleich die Flucht nahmen. Ein anderer Haufen von fünf hundert Mann, die aus der Stadt Leon kamen, wurde eben so leicht vertrieben. Allein am

folgenden Tage, da sie durch eine Wüste zogen, und bey der größten Hitze kein Wasser hatten, mußten sie die Canone vernageln und im Stich lassen, weil die Zugochsen vor Durst umfielen. Allenthalben, wo sie nur ihren Fuß hinsetzten, fehlte es durchaus an Lebensmitteln, weil die Indianer, auf Befehl der Regierung, alles Eßbare, was nicht weit weggeschafft werden konnte, hatten vernichten müssen.

Die Einwohner des Fleckens Ginandejo hatten die Flibustier eingeladen zu ihnen zu kommen; es war aber ein Spott, weil die Spanier dort einen verschanzten, mit zwey hundert Mann besetzten Paß hatten. Dieß hinderte jedoch nicht den Angriff; die Besatzung floh davon ohne eine Vertheidigung zu versuchen, und die Sieger rückten in die Stadt ein, die jetzt zur Strafe für den Spott abgebrannt wurde.

Es war höchst sonderbar und scheint räthselhaft, daß diese Flibustier ganz in der Nähe der schönsten und fruchtbarsten Provinzen so

viel Hunger und Elend ausstanden; allein die Ursache lag in ihren kleinen, schlechten Fahrzeugen, mit denen sie sich nicht aufs hohe Meer wagen konnten, sondern beständig nahe am Lande, folglich im Gesichte der Spanier bleiben mußten. Diese späheten nun sehr leicht alle Bewegungen der Flibustier aus, und hatten Zeit vor deren Ankunft alles an Kostbarkeiten und Lebensmitteln auf die Seite zu schaffen. Die Freybeuter konnten also nirgends auf eine Ueberraschung hoffen, welches mit einem großen, aus dem Gesicht entfernt gehaltenen, Schiff, nicht schwer gewesen wäre. Da die Spanier um die Anwesenheit ihrer Feinde wußten, und so manches Fahrzeug verloren hatten: so hörte diese ganze Zeit über alle Gemeinschaft der Städte an den Küsten von Peru und Chili zur See auf. Keine Schiffe, ja auch fast gar keine Fahrzeuge, die sonst hier den Handel so sehr unterhalten und blühend gemacht hatten, wurden mehr abgeschickt; dagegen unter einander eine mehr kostspielige, aber sichre Handelsgemeinschaft zu Lande eröffnet, und damit fortgefahren, so

lange sich die Flibustier in diesen Gegenden befanden.

Der große Freybeuterhaufen, von dem hier die Rede ist, erreichte endlich wieder die Meeresseite, wo sich die andern befanden, und wo sie nun alle über die nächsten Maßregeln berathschlagten. Einige waren der Meinung, auf der Höhe von Panama zu kreuzen, in der Hoffnung, daß die durch ihre Entfernung sicher gemachten Spanier ihre Schiffahrt wieder eingeleitet hätten. Andere bezogen sich auf die im Südmeer oft lange anhaltend herrschende böse Witterung in dieser Jahreszeit, und wollten westwärts segeln, in einer Insel überwintern, und eine bessere Jahreszeit abwarten. Ein jeder Theil blieb bey seiner Meinung; es wurde daher eine Trennung beschlossen. Unter den Haufen befanden sich sechs hart Verwundete und vier Verstümmelte. Für diese zu sorgen, ließ man sich vorzüglich angelegen seyn, und wandte dazu alles zusammen gesparte Geld aus der Gesellschaftscasse an. Die sechs erstern erhielten jeder sechs hundert, und die

Krüppel jeder tausend Piaster. Die Barken, die Canots, die Geräthschaften, die Lebensmittel, alles wurde nun ohne Streit brüderlich getheilt. Die Anzahl der Franzosen, die nach Panama wollten, war hundert acht und vierzig, zu denen sich auch alle Engländer, besonders die hundert fünf und zwanzig unter dem Capitain Tusley gesellten, der über alle den Oberbefehl führen sollte. Die andern, der schwächere Haufen, auch genau hundert acht und vierzig Franzosen, wünschten unter der Anführung des Capitain Grognier ihre Fahrt zu machen, der jedoch den großen Haufen nicht verlassen wollte. Am 13ten May 1686. erfolgte die förmliche Trennung; und wir können aus Mangel an Nachrichten, hier nur die Abenteuer des stärksten der beyden Haufen unter Tusley verfolgen.

Die erste Unternehmung dieser Flibustier war die Einnahme der dreyßig französische Meilen von Panama gelegenen Stadt Villia, wo sie drey hundert Gefangene machten, 15000 Piaster in Gold und Silber,

und für anderthalb Millionen an Waaren fanden, wovon sie die kostbarsten als Beute aussuchten; diese hoffte man noch durch die Ranzion der Stadt und der Gefangenen ansehnlich zu vermehren. Man fand Mittel dem geflüchteten Alcade deßhalb den Antrag zu thun. Er antwortete aber stolz: „daß er keine Ranzion für die Flibustier hätte, als „Pulver und Kugeln, und diese stünden ihnen „zu Diensten; in Betreff der Gefangenen, so „überließ er diese der Fügung Gottes; über„dieß hieß es ferner, versammelten sich seine „Leute bereits, um ihre Gäste kennen zu ler„nen.“ Auf diese Antwort wurde die etwas landeinwärts gelegene Stadt sofort in Brand gesteckt und verlassen, die Beute aber auf zwey Canots den Fluß herab nach dem Meerufer geschafft, während der große Haufen in einiger Entfernung vom Strome marschirte. Diese wagten die Spanier nicht anzugreifen, aber auf dem Beutetransport lauerten sechs hundert in einem Hinterhalt; es glückte ihnen nach einem raschen Angriff, die ganze, wenig beschützte, Beute wieder habhaft zu werden.

Nach einigen Unbesonnenheiten des Alcade, die mehreren gefangenen Spaniern das Leben kosteten, wurden endlich als Ranzion für die übrigen 10,000 Piaster bezahlt.

Durch ein gecapertes Fahrzeug, das aus Panama kam, erhielten die Flibustier Nachricht, daß sich sechs und dreyßig der Ihrigen auf einer Barke eingeschifft hätten, um auf dem Fluß Boca-del-Chica das Nordmeer zu erreichen; die vereinigten Spanier und Indianer aber hätten sie unterweges in so großer Anzahl überfallen, daß die meisten Flibustier dabey umgekommen, und einer als Gefangener nach Panama gebracht worden wäre; auch zwey Haufen Engländer, jeder von vierzig Mann, hätten unterweges ein ähnliches Schicksal gehabt, und wären alle niedergemacht worden. Zugleich aber ging auch mit dieser bösen, die bessere Nachricht ein, daß man täglich zwey aus Lima kommende, mit Mehl beladene Schiffe in Panama erwartete, die auch den Sold für die Besatzung am Bord hätten. Auf diese zwey Schiffe lauerte man

nun bey der Insel Tavoga mit großer Wachsamkeit.

Indeß aber hatte ein Gefangener, ein Spanier, Mittel gefunden zu entkommen, und durch ihn hatte der Ober-Gouverneur von Panama die geringe Stärke der Freybeuter erfahren. Eines Morgens sahen diese daher bey Tagesanbruch eine Fregatte und zwey Barken auf sie zukommen. Hier war für die Flibustier keine Beute zu erwarten; auch war die Partssie zu ungleich. Indeen mußte es gefochten seyn. Die Fregatte wurde mit Granaten beworfen, die große Unordnung auf dem Verdeck anrichteten, und sodann stürmend erstiegen. Nach dieser Eroberung waren ohnehin auch die Barken verloren. Mit der einen geschah ein Gleiches; die andre scheiterte fliehend an der Küste mit dem Verlust des größten Theils ihrer Mannschaft. Auf der eroberten Fregatte zählte man von der hundert und zwanzig Mann starken Besatzung, achtzig Todte und Verwundete, und auf der Barke waren von siebenzig, nur neunzehn unverletzt geblieben.

Die Sieger waren eben beschäftigt, die Todten ins Meer zu werfen und das Takelwerk in Ordnung zu bringen, als sie noch zwey aus Panama kommende große Barken gewahr wurden. Die Gefangenen sagten, daß man diese Schiffe wahrscheinlich ihnen zu Hülfe schicke. Die Flibustier schlossen daraus, daß man noch nichts in der Stadt von dem Siege wissen müßte; sie benutzten diese Unkunde, steckten die Spanische Flagge auf, und ließen die Schiffe ganz nahe kommen. Diese wurden nun mit einem heftigen Feuer begrüßt, und mit dem Zuruf: sich zu ergeben. Dieß geschah nicht, da denn die Freybeuter eine solche Menge Granaten auf die eine Barke warfen, daß sie Feuer fing und zu Grunde ging; die andre war auch in wenig Minuten erobert. Auf derselben fanden die Flibustier vier große Bündel fertig zugeschnittener Stricke, welche die Spanier, in der Voraussetzung eines unfehlbaren Siegs, jetzt den Ihrigen als ein nothwendiges Bedürfniß nachschickten. Diese Entdeckung machte, daß kein Gefangener von diesem mit Stricken belade-

nen Schiffe Pardon erhielt; sie wurden alle nieder gehauen.

Bey diesen Gefechten hatten die Freybeuter nur einen einzigen Todten, aber zwey und zwanzig schwer Verwundete, unter denen sich auch der Capitain Tusley befand, der auch bald nachher an seinen Wunden starb. Dieß Sterben war auch der Fall mit allen übrigen Verwundeten, welches den Verdacht bestätigte, daß die Kugeln vergiftet gewesen waren.

Die Flibustier erinnerten sich jetzt der letzt erhaltenen Nachricht, daß bey den Expeditionen ihrer Brüder um den Rückzug zu versuchen, fünf derselben, vier Engländer und ein Franzose, in Spanische Hände gerathen wären. Hieraus entstand nun eine Correspondenz zwischen der Gesellschaft und dem Ober-Präsidenten von Panama. Sie verlangte die Befreyung der fünf Gefangenen, widrigenfalls würde man für jeden derselben vier Spanier hinrichten. Der Ober-Präsident wollte sich dazu nicht verstehn, und entschuldigte sich in einem Brief, dessen Ueberbringer der Com-

mandant des Forts Seppa war. Hierauf erfolgte die mündliche Antwort, daß man durchaus die gefangenen Flibustier haben müßte, wenn der Ober-Präsident nicht die Köpfe der gefangenen Spanier zugeschickt erhalten wolle. Jetzt wurde dieser Mann unruhig. Da er die Drohungen der Freybeuter gar nicht verachtete, so übernahm der Bischof von Panama seine weitere Entschuldigung. Dieser schrieb nun an die Flibustier folgenden Brief.

„Meine Herren! Der Herr Ober-Prä„sident hat Ihnen in einem rauhen Ton ge„schrieben; ich hingegen bitte Sie inständigst, „nichts mehr von dem Blut der Unschuldi„gen zu vergießen, die in Ihren Händen „sind, da sie alle gezwungen gegen Sie haben „fechten müssen. Des Präsidenten Weige„rung Ihnen die Kriegsgefangenen zurück „zu geben, gründet sich auf seinen Gehorsam „gegen die Befehle des Königs, der solche „Auswechselungen verboten hat. Ich werde „jedoch alles anwenden, Ihren Leuten die

„Freyheit zu verschaffen. Verlassen Sie sich „auf mein Wort; Sie sollen befriedigt „werden.“

„Zugleich aber gebe ich Ihnen Nachricht, „daß sämtliche vier Engländer catholisch ge„worden sind, daß sich auch schon eine catho„lische Kirche in Jamaica befindet, und daß „die vier Gefangenen von dieser Nation sich „bekehrt haben; daher sie auch entschlossen „sind, bey uns zu bleiben.“

Die Flibustier betrachteten dieß als eine anständige Ausflucht; sie waren aber keine Männer, die bey Angelegenheiten, welche ihr größtes Interesse betrafen, Entschuldigungen annahmen; so zeigten sie sich auch hier. Sie fühlten um so weniger Barmherzigkeit, da in eben der Zeit stündlich einige der Ihrigen an dem Gift in ihren Wunden starben. Ihre Drohung blieb nun nicht leer; sie hielten Wort, und schickten zwanzig Köpfe ihrer Gefangenen nach Panama, mit der Versicherung, daß bey einer längern Verweigerung, ihre Cameraden auszuliefern, die

Köpfe aller übrigen Spanischen Gefangenen auch nachfolgen sollten. Noch hatten sie derer neunzig, daher nach dem ersten traurigen Beweis ihres Ernstes, diese fürchterliche Drohung wirken mußte. Die Gefangenen wurden nun gleich in Freyheit gesetzt, wozu der Ober-Präsident jetzt einen höflichen Brief und eine Menge Erquickungsmittel für die Verwundeten fügte, mit der Aeußerung, daß wenn er von ihnen noch mehr Gefangene gehabt, er alle losgelassen haben würde. Die Freybeuter warfen ihm in ihrer Antwort vor, diesen Entschluß so spät gefaßt zu haben, weil er dadurch den Tod der hingerichteten Spanier vorsätzlich bewirkt hätte. Sie klagten bitter über die vergifteten Kugeln, als eine Verletzung aller Kriegsgesetze, die von Rechts wegen durch die Hinrichtung aller Spanier, sowohl der jetzigen als künftigen Gefangenen, hätte geahndet werden sollen. Indessen sandten sie dem Ober-Präsidenten zwölf verwundete Spanier, und forderten für die übrigen, wenn er ihr Leben retten wollte, eine Ranzion von 10,000 Piastern, die nun auch, aber

erst nach erneuerten Drohungen, bezahlt wurde.

Die Landungen und Plünderungen auf den Küsten wurden indeß fortgesetzt, in Erwartung reich beladener Schiffe zum Wegnehmen, und in beständiger Hoffnung einer guten Gelegenheit, mit dem Raube sodann das Nordmeer zu erreichen.

Die nächste Expedition dieser Freybeuter war auf die sehr reiche peruanische Stadt Queaquilla an dem Fluß dieses Namens gerichtet. Diese zehn Meilen vom Meer entlegene, wegen der vielen Ueberschwemmungen ganz auf Pfählen gebaute Stadt wird auch, so wie der Fluß, Guayaquil genannt. Hier warfen sich ihnen sieben hundert Spanier entgegen, die aber gleich in die Flucht geschlagen wurden. Sie retteten sich in drey die Stadt commandirende Forts; allein eins nach dem andern, obgleich zusammen mit 5000 Mann besetzt, fiel in die Hände der Flibustier, die eilf Stunden lang fochten, und nicht eher ruheten, bis sie die Stadt mit al-

ken Forts erobert hatten. Der Gouverneur und die vornehmsten Officiere, die sich brav vertheidigt, waren verwundet worden, und hatten jetzt die Kränkung mit sieben hundert andern Einwohnern Gefangene zu seyn. Die fliehenden Spanier wurden von den Engländern in die Felder verfolgt, während die Franzosen als gute Catholiken sich nach der vornehmsten Kirche begaben, um hier ein Te Deum anzustimmen.

Diese Eroberung war jedoch von Seiten der Flibustier mit einem schmerzhaften Verlust erkauft. Sie verloren eine Menge Leute, und unter denselben den Capitain Grognier, der tödlich verwundet wurde, und am folgenden Tage starb. Der Tod dieses verständigen und gemäßigten Anführers war für die Freybeuter, nach dem kurz zuvor erlittenen Verlust des Capitain Tusley, desto fühlbarer.

Es wurde hier eine überaus große Beute gemacht, sowohl an Perlen als kostbaren Steinen und gediegenem Silber, auch 70,000

Piaster an Geld. Weit mehr als dieses alles aber, worunter allein an Geld drey Millionen, war von den Einwohnern fortgebracht worden, während die Freybeuter noch im Gefecht begriffen waren. Man setzte den mit diesen Reichthümern fliehenden Chaluppen nach, allein sie hatten einen zu großen Vorsprung, so daß die nacheilenden Flibustier nichts davon erbeuteten, als eine Canonen von massivem Silber, 22,000 Piaster schwer, und einen goldenen zum Hochaltar der Hauptkirche gehörigen Adler, der acht und sechzig Pfund wog, und mit Smaragden besetzt war. Im Hafen lagen vierzehn Schiffe, die den Eroberern, so wie die Canonen der Forts und viele andre Dinge, ganz entbehrlich waren; sie kamen daher mit dem Gouverneur zur Auslösung der Gefangenen, der Stadt, der Forts, der Schiffe u. s. w. wegen einer Ranzion von einer Million Piaster in Golde, und vier hundert Säcken Korn überein, die von der achtzig französische Meilen entlegenen Stadt Quito herbeygeschafft werden sollten. In dieser Erwartung betrugen sich die Flibustier

ganz gut. Indeß aber entstand zufällig in der Nacht eine Feuersbrunst, nahe an dem Orte, wo alle Beute nebst Pulver und Munition aufbehalten waren. Alles dieses wurde in der Eil auf die im Hafen liegenden Schiffe, so wie die sämtlichen Gefangenen ins größte Fort gebracht; sodann wurde keine Mühe unterlassen, das Feuer zu löschen, das dennoch einen Drittheil der Stadt verzehrte.

Dieß Unglück machte jedoch keine Aenderung im Vertrag, den der Gouverneur pünctlich zu erfüllen versprach. Die Straßen der Stadt lagen indeß immer noch voller todter Körper, neun hundert an der Zahl, die einen unerträglichen Gestank von sich gaben, wovon mehrere der Eroberer krank wurden. Die Freybeuter segelten daher ohne Verzug nach der Insel Puna, nachdem sie zuvor alle Canonen vernagelt, und fünf hundert Gefangene beyderley Geschlechts zu ihrer Begleitung auserwählt hatten.

Hier lebten die Flibustier dreyßig Tage lang in Freude und Herrlichkeit. Täglich wur-

den ihnen aus Queaquilla nicht allein frische Lebensmittel, sondern auch alle mögliche luxuriöse Genüsse im Ueberfluß zugeführt. Den ganzen Tag wurde Musik gemacht, mit Theorben, Guitarren, Lauten, Harfen undandern Instrumenten, indem alle Musikanten der Stadt sich unter den Gefangenen befanden. Man tanzte und sang Tag und Nacht. Aller Kummer wurde vergessen; denn alle Besorgnisse beyder Theile waren verschwunden, da der Vertrag geschlossen war, und die Eroberer sich so artig als lustig zeigten. Diese fröhliche Stimmung, zumahl unter einem schönen Himmel, ging auch auf die gefangenen Damen über, die sich hier zwangloser, als in ihren eigenen Häusern befanden, auf alle Art Theil an dem allgemeinen Frohsinn nahmen, mitzechten, tanzten und sangen, sich auch dabey gar nicht grausam finden ließen, und ihre jetzigen Gebieter auch auf eine mehr sinnliche Art unterhielten.

Diese Scenen wurden jedoch bald verändert; denn der Ranzionstermin war verflos-

sen, und die Zahlung erfolgte nicht. Man verlängerte den Termin; allein statt des Geldes kam ein Officier mit Vorstellungen um Geduld. Die Flibustier wurden überzeugt, daß man sie hinterging, und daß die Spanier nur Zeit zu gewinnen suchten, um gewaltsame Maßregeln nehmen zu können; sie beschlossen daher auf ihre Feinde durch das Schrecken zu wirken. Die Gefangenen mußten nun loosen, und vier Unglücklichen, auf die das Loos fiel, wurden sogleich die Köpfe abgeschnitten, und dem Spanischen Officier als Antwort auf seinen Antrag mitgegeben, mit der Aeußerung, daß wenn die Ranzion nicht in vier Tagen bezahlt würde, die Köpfe aller andern Gefangenen auch erfolgen sollten.

Am folgenden Tage ward der Glaube der Flibustier an einen Verrath bey ihnen zur Gewißheit; denn es wurde ein von dem Interims-Gouverneur von Queaquilla an den Vicekönig von Lima gesandter Courier aufgefangen, dessen Depechen die weitern Maßre-

geln der Flibustier bestimmten. Er meldete den Vorfall mit den vier Köpfen, versprach von Zeit zu Zeit den Freybeutern einige tausend Piaster zu senden, um sie bis zur angekommenen Hülfe hinzuhalten; „ja," hieß es im Briefe, „wenn sie auch funfzig Köpfe „von Spaniern schicken sollten, so würde dieser „Verlust doch in keinem Verhältniß mit „der gewissen Hoffnung stehen, die Räuber „jetzt zu vertilgen."

Diese Nachricht machte die Gefangenen zittern. Der unter denselben befindliche Gouverneur von Queaquilla sandte einen in großer Achtung stehenden Mönch nach der Stadt, mit der Vollmacht, ohne auf den Vice-Gouverneur zu achten, alles Nöthige zur Beschleunigung der Ranzion zu thun. Hierauf kam eine Barke in Puna an, die vier und zwanzig Säcke Mehl und 20, 000 Piaster in Golde überbrachte, mit Bitte wegen des Restes um eine dreytägige Geduld. Man bewilligte diesen Termin, jedoch unter der Drohung, daß nach Ablauf desselben die Spanier einen neuen

Besuch in Queaquilla erhalten sollten. Schon am zweyten Tage aber erfolgte die bestimmte Erklärung aus der Stadt, daß man statt des Restes nur noch 22,000 Piaster zahlen wollte; übrigens wären 5000 Mann in Bereitschaft, die Freybeuter bey ihrer Ankunft zu empfangen. Diese Bothschaft setzte die Flibustier in Wuth. Einige drangen darauf, daß man sogleich allen Gefangenen die Köpfe abschlagen sollte; andre aber zeigten das zwecklose mehr Menschenblut zu vergießen, da man ohnehin entschlossen wäre, das Südmeer bald zu verlassen; sie bemerkten, daß bey der großen Verstärkung der Spanier der Ausgang der Dinge noch ungewiß sey, und riethen daher die angebotenen 22,000 Piaster zu nehmen, womit auch die Mehrheit bald übereinstimmte. Das Geld wurde richtig gesandt, und dagegen die Gefangenen ausgeliefert, mit Ausnahme von funfzig der Vornehmsten, unter welchen der Gouverneur war, die, zu Erlangung einer künftigen Ranzion, vom Lande weg, und an Bord der Räuberschiffe gebracht wurden.

Nun verließen diese Freybeuter die Insel Puna, wo sie dreyßig Tage in Wohlleben zugebracht hatten. Vor ihrer Abfahrt begegnete ihnen noch ein glücklicher Zufall. Der Capitain David, ihr erster Anführer, von dem sie sich vor zwey Jahren, wie oben erzählt, getrennt hatten, traf ganz unverhofft bey Puna mit einer Fregatte ein, die ihnen gleich darauf große Dienste leistete; denn bald nachher stießen sie auf einige Spanische Kriegsschiffe, die zu ihrer Aufsuchung ausgesandt waren. Das Gefecht war mehr als zu ungleich, in Betreff der Größe der Schiffe, der Canonen und der Mannschaft; denn diese Flibustier hatten seit ihrer Trennung von der ursprünglichen Flotte keine eigentlichen Schiffe, sondern nur Fahrzeuge, und diese waren so elend, daß sie sich nicht weit von den Küsten entfernen konnten; dennoch konnten die Spanier ihren Feinden nichts anhaben. Die Nacht trennte die Streiter; am folgenden Morgen wurde das Gefecht erneuert, und bis in die Nacht fortgesetzt; am nächstfolgenden Tage aber waren die Kriegs-Schiffe nicht mehr zu

sehen. Die Flibustier setzten nun ohnweit dem Vorgebirge Pastoa alle ihre noch übrigen Gefangenen, die ihnen sehr zur Last wurden und ihren Proviant schwächten, ans Land, und gaben ihnen ohne Ranzion die Freyheit; und nun richteten sie ihren Lauf nach der Mündung des Flusses Queaquilla, welcher Ort nach den Kreuzfahrten und kleinen Expeditionen dieser Flibustier immer ihr Sammelplatz war; allein widrige Winde und Stürme warfen sie zurück, und zerstreuten sie. Einige Fahrzeuge blieben noch zusammen, deren Besatzung es aber sehr kümmerlich ging; die Lebensmittel fingen an zu fehlen, und mangelten ihnen endlich in dem Grade, daß sie in acht und vierzig Stunden nur eine einzige Mahlzeit thun konnten. Auch hatten sie gar kein frisches Wasser mehr; glücklicherweise fiel ein starker Regen, wobey alles aufgespannt wurde, was nur irgend fähig war, das Wasser einzusaugen. Ohne diese Hülfe wären sie vor Durst verschmachtet. Gleich darauf kamen sie in eine Meergegend, die Fische im Ueberfluß

und viele Seewölfe hatte. Endlich erreichten sie die Bay von Tecoantepequa.

Die große und reiche Stadt dieses Namens, die acht Vorstädte hatte, reitzte sie zu einem Plünderungs-Versuch, ob sie gleich nur hundert und achtzig Mann stark waren, und dort eine Besatzung von drey tausend Mann sich befand. Der große Mangel an Lebensmitteln überwand endlich alle andre Betrachtungen. Sie näherten sich der durch Verschanzungen gedeckten Stadt, gingen durch den sie theilenden Fluß bis an den Gürtel im Wasser, und fochten in diesem Zustande über eine Stunde; sodann bestürmten sie die Verschanzungen, und in wenig Stunden waren sie Herren des Orts, bis auf eine Abtey, die einem Fort ähnlich war, und von den muthigsten Spaniern noch vertheidigt wurde. Wahrscheinlich wäre dieß auch erobert worden; allein es ereignete sich ein ihnen sehr ungünstiger Vorfall. Der große, hart an der Stadt vorbey strömende Fluß schwoll dermaßen an, daß er die Flibustier einzuschlie-

ßen drohte; sie waren daher gezwungen, eiligst die Stadt zu verlassen, ohne solche geplündert zu haben. Die Schiffe und Fahrzeuge der Flibustier trafen endlich bey Queaquilla, ihrem gewöhnlichen Sammelplatz, wieder zusammen.

Jetzt trennte sich David abermals von seinen alten Bundsgenossen, um durch die Magellansche Meerenge nach Hause zu segeln. Er war mit den Seinigen in der Trennungszeit sehr thätig gewesen; sie hatten eine Anzahl Spanische Schiffe weggenommen, sie aber alle nach der Plünderung wieder frey gelassen; auch hatten sie viele Landungen gemacht, unter andern zu Sagna Arica und Pisca, und überhaupt sehr viel erbeutet, so daß jetzt, nach gemachter Theilung, die geringsten dieser Flibustier mit fünf tausend Piaster zurück kehrten.

Noch ein andrer Haufen trennte sich jetzt von der Masse der Gesellschaft. Es waren fünf und funfzig Mann, die weder Lust hatten wieder durch die gefährliche Magellansche

Meerenge zu gehen, noch die weit größern Gefahren zu Lande zu bestehn; sie schifften sich auf eine Barke ein, um den Weg nach Californien zu nehmen, und von dort aus Mittel zu suchen, die Westindischen Inseln zu erreichen. Da sie nicht mehr zu dem Stamme der Gesellschaft stießen, so wollen wir hier deren Schicksale kurz erwähnen. Sie wurden durch Mangel an Lebensmitteln, und durch den elenden Zustand ihrer Barke gezwungen, ohnweit der Küste von Californien, auf drey kleinen, neben einander liegenden, unbewohnten Inseln zu landen, die man die drey Marien-Eylande nennt, von denen sie, bey ihren fehlenden Bedürfnissen der ersten Nothwendigkeit, nicht wieder wegkonnten. Sie blieben hier vier ganzer Jahre, von allem entblößt, und durften wegen der vielen Spanier und Indianer keinen Versuch wagen, auf dem benachbarten Lande sich Mittel zur Rettung zu verschaffen. Endlich beschlossen sie wieder nach Queaquilla zurück zu fahren, in der Meinung hier noch ihre alten Cameraden zu finden. Sie überließen sich in ihrer

Barke den Wellen, und steuerten südwärts ihre Bundesbrüder aufzusuchen, die sie jedoch nicht mehr fanden. So fuhren sie fast immer gegen den Wind eine Strecke von zwey tausend Seemeilen bis zur Magellanschen Meerenge. Schon waren sie in der Mitte derselben, als der Gedanke, arm zurück zu kommen, sie vermochte wieder zurück zu fahren, um an den Küsten von Peru zu plündern. Sie erfuhren zufällig, daß im Hafen von Arica ein mit Silber beladenes Schiff läge, das sich in völliger Sicherheit dünkte. Es waren auf demselben die neuesten Producte aus den hochberühmten Bergwerken von Potosi, welchen dieser Hafen zur Ableitung diente. Der Betrag der Ladung war zwey Millionen Piaster. Dieß so reiche Schiff wurde nun von diesen Flibustiern überfallen, und genommen. Sie schifften sich sodann darauf ein, und glaubten nun dem Glücke im Schooß zu sitzen, hatten aber in der Magellanschen Meerenge das Unglück zu scheitern. Ein Theil der Schätze wurde jedoch gerettet. Sie bauten nun aus den Trümmern des Schiffs zwey

Schaluppen, mit denen sie längs der Küste von Brasilien fuhren, und endlich die in unsern Tagen als Verbannungsort berüchtigt gewordene Insel Cayenne glücklich erreichten. Einige ließen sich hier nieder; andre gingen nach St. Domingo, und die übrigen segelten mit ihrer reichen Beute nach Frankreich.

Der oben gedachte Capitain le Sage hatte mit seinen Flibustiern nicht minder glückliche Abenteuer. Er war mit zwey hundert Mann auch nach dem Südmeer abgesegelt, konnte aber wegen der schon zu weit vorgerückten Jahreszeit nicht mehr die Magellansche Meerenge passiren; er kreuzte daher längs den Küsten von Africa, wo er viele Schiffe caperte, und zwey Jahre lang im größten Ueberfluß schwelgte, bis es ihm glückte, auch ein Holländisches Ostindisches Schiff wegzunehmen, das eine große Menge Goldstaub am Bord hatte. Nach einer so reichen Prise glaubten diese Flibustier sich nun mit ihrem Erwerb begnügen zu müssen; sie verließen das Africanische Meer, und segelten nach St. Domingo.

Die Schicksale der mit David eingeschifften, reichen, nach Europa zu steuernden, Flibustier waren noch nicht geendigt. Die Langeweile plagte diese Menschen auf ihrer langen Fahrt, und trieb sie, gegen ihre Gesetze, zum Spiel. Viele verloren das Ihrige bis auf den letzten Heller und wollten nun, nach den Grundsätzen der Küstenbrüder, durchaus nicht eher zu Hause gehen, bis sie neue Beute gemacht hätten. David war gezwungen nachzugeben, und gab Befehl das Schiff umzulenken, obwohl man schon nahe an der Magellanschen Meerenge war. Gerade in dieser Zeit stießen die Spieler auf ein anderes, auch mit Flibustiern, ihren vorigen Cameraden und Landsleuten, gefülltes Schiff, das der Capitain Wilnet befehligte, und jetzt ebenfalls auf der Rückreise begriffen war. Diese Engländer hatten auch unter einander gespielt, da denn bey den unglücklichen Spielern die nämliche Unzufriedenheit wie auf Davids Schiff herrschte. Hieraus entstand ein sonderbarer Wechsel. Die Gewinner auf dem Schiff des Letztern, geschreckt durch eine

längere Verweilung in diesen Meeren, wobey ihre besitzenden Reichthümer neuen Gefahren ausgesetzt waren, schifften sich nun zur Rückfahrt auf Wilnets Schiff ein, das ebenmäßig von den dort arm gewordenen Spielern verlassen wurde, die nun, um neue Beute zu suchen, mit David sich vereinigten. Dieser Hauptmann wollte sich von seinem Schiff nicht trennen, daher er jetzt mit sechzig Engländern und zwanzig Franzosen wieder ins Südmeer zu seinen kürzlich verlassenen Freunden zurück segelte. Sie trafen glücklich bey Queaquilla ein, wo sie mit Freuden aufgenommen wurden.

Zu eben der Zeit ging auch hier die Nachricht ein, daß noch zwey andre Schiffe mit Flibustiern, unter Anführung der Hauptleute Henri und Suams, um die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, nach Ostindien gesegelt wären.

So wurden truppweise unter allerhand Schicksalen diese Freybeuter zerstreut, die in so furchtbarer Anzahl nach dem Südmeer gegangen waren.

Zwölfter Abschnitt.

Endlich dachten nun auch diese im Südmeer noch zuletzt zurückgebliebenen Freybeuter ernstlich auf ihre Rückreise; allein mit ihren elenden Fahrzeugen war dieß unmöglich; sie mußte also zu Lande gewagt werden. Sie sahen indeß wohl ein, daß auch dieß mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden seyn würde: gänzliche Unkunde des Weges; keine Wegweiser; allenthalben Feinde; keine Lebensmittel weder für ihren Menschenhaufen, noch für ihre Thiere; die äußerst schwierige Fortbringung ihrer Kranken und Verwundeten; beständige Gefechte, und überhaupt Hindernisse aller Art von der Natur und von Menschen. Die Flibustier mußten jedoch jetzt

alles wagen, wenn sie nicht die Hoffnung ganz aufgeben wollten, ihr Vaterland je wiederzusehn, und bey der beständig sich vermindernden Anzahl, bis auf den letzten Mann im Elend umzukommen. Nachdem sie alle ihre Gefangenen abgehört, deren Aussagen verglichen und erwogen hatten, beschlossen sie ihren Weg über Neu-Segovia zu nehmen; eine zum Gouvernement von Nicaragua gehörige Stadt, vierzig französische Meilen vom Südmeer, und fünf und zwanzig von einem Fluß, der sich beym Vorgebirge Gracias a Dios ins Nordmeer ergießt. Um noch mehr Erkundigungen einzuziehn, wurden siebenzig Mann ausgeschickt, um etwas tiefer ins Land zu dringen, und noch einige Gefangene zu machen. Diese Flibustier marschirten bis zur Entkräftung, und da sie überdieß von 6000 Spaniern hörten, die sich in der Nähe befanden, so gaben zwey und funfzig von ihnen das weitere Nachforschen auf, und gingen zurück; achtzehn Waghälse aber marschirten vorwärts. Sie stießen bald auf drey Reiter, die ihnen die Nähe einer kleinen

Stadt, Namens Chiloteca, meldeten, bewohnt von vier hundert Spaniern, ohne die Mulatten, Neger und Indianer zu rechnen; indeß versicherten sie den Flibustiern, daß man dort von ihrer Nachbarschaft nichts wüßte.

Der erste Gedanke dieser achtzehn Freybeuter war nun ihre Cameraden zurück zu holen, um mit ihnen diese Stadt zu plündern; aber bey näherer Ueberlegung besorgten sie durch die Zögerung entdeckt zu werden, und beschlossen daher die Unternehmung allein zu wagen. Sie stürzten mit Geschrey in die Stadt, und setzten dadurch die Einwohner in solches Schrecken, daß sie an keinen Widerstand dachten, so daß diese achtzehn Flibustier in einem Augenblick Herren der Stadt waren, wo sie gleich, was in ihrer verzweifelten Lage von großer Wichtigkeit war, einer Anzahl Pferde sich bemächtigten. Es schien ihnen nöthig einige Gefangene zu machen, worunter sich auch der Commandant des Orts befand. Von ihm erfuhren sie, daß die große

Galeere von Panama bey la Caldera auf die Flibustier laure, in der Erwartung, daß sie mit ihren Fahrzeugen versuchen würden, von dort aus nach dem Nordmeer zu segeln, während ein ander Kriegsschiff von dreyßig Canonen und vier hundert Mann Besatzung bey dem Hafen von Realejo läge, um dessen Eingang zu vertheidigen.

Indessen hatten sich die Einwohner, bey der Anschaulichkeit einer so geringen Anzahl Freybeuter, von ihrem ersten Schrecken erholt und zu den Waffen gegriffen; die achtzehn Flibustier vertheidigten sich muthig, da aber die Menge ihrer Feinde mit jeder Minute anwuchs, so bestiegen sie ihre erbeuteten Pferde und zogen sich fechtend zurück, von sechs hundert Mann verfolgt, die jedoch diese Verwegenen nicht zu erreichen vermochten. Sie stießen glücklich zu den Ihrigen, die auf einer Insel in der Bay von Mapalla, dem jetzigen Mittelpunct der Flibustier, mit Ungeduld ihre Rückkunft erwarteten.

Die üblen Nachrichten von den unübersteiglichen Schwierigkeiten bey der Rückreise

vermehrten sich. Indeß war dieselbe fest von den Freybeutern beschlossen, und um aller fernеren Sinnesänderung vorzubeugen, so wurden ihre sämmtlichen Schiffe und Fahrzeuge zertrümmert, mit Ausnahme einer Galeere und einiger Nachen, die man noch brauchte, um von der Insel, wo man sich befand, nach dem festen Lande zu kommen. Man theilte nun den ganzen aus zwey hundert und fünf und achtzig Mann bestehenden Haufen in vier Compagnien, aus welchen auf dem Marsch alle Tage vierzig Mann gezogen werden sollten, um den Vortrupp zu machen. Die Gefangenen, so sehr solche auch bey dem mangelhaften Proviant den Flibustiern lästig waren, konnten doch nicht frey gelassen werden, um nicht ihren Marsch, ihre Stärke, und ihre Anstalten beym Zuge zu verrathen; auch waren sie nicht unbrauchbar; denn sie mußten die nothwendigen Geräthschaften, die Arzneymittel und die Kranken tragen. Ueberhaupt wurden viele zweckmäßige Einrichtungen gemacht, und künftige Gefahren, so wie künf-

tige Beute, nach bestimmten Regeln zum voraus vertheilt.

Vor allen andern Dingen aber schritt man zur Theilung der bereits in Händen habenden Beute. Man rechnete deren Ertrag jetzt auf 500,000 Piaster. Das Silber wurde nach dem Gewicht leicht getheilt; das Gold aber und die Kleinodien, als die Perlen und Edelsteine, da man deren Werth höchst unvollkommen kannte, machten große Schwierigkeiten; man wußte diese nicht anders, als durch einen öffentlichen Ausruf zu heben, wobey das Silber nach dem Gewicht zur Zahlung diente. Viele hatten dieses edlen Metalls so viel, daß sie es nicht fortzubringen wußten; daher sie für Gold und Juwelen, wegen ihres geringen Raums, sehr hohe Preise gaben. Für kleine gemünzte Goldstücke, zehn Livres an Werth, gab man funfzehn, und für eine Unze massives Gold achtzig bis hundert Piaster. Schon seit einiger Zeit hatten diese Flibustier das Silber wegen der Schwierigkeit des Fortbringens fast gar nicht geachtet, und bloß nach

Gold und Kleinodien gesucht; daher auch viele in Queaquilla Quantitäten Silbers zurück ließen, das sie nicht mitnehmen wollten; ja es wurde ihnen, als das Gefecht bey jener Stadt vorüber war, Nachricht gegeben, daß hundert Fässer, jedes mit 11000 Piastern gefüllt, sich in einer kleinen Entfernung befänden, ohne daß sie diesen Schatz abholten.

Obwohl das Spiel den Flibustiern durch ihre Societäts-Regeln verboten war, so siegte doch die marternde Langeweile oft über diese weise Vorschrift, besonders in entfernten Weltgegenden, wo sie bey andern fehlenden Hülfsquellen sich zu belustigen, den Mangel an vielen Bedürfnissen und die Last der Zeit desto stärker fühlten, und sich dadurch zu zerstreuen suchten. So auch hier. Da sie sich nun beständig mit hohen Spielen belustigten, so war der Besitz der Beute unter ihnen sehr ungleich, als sie das Südmeer verließen. Einige hatten alles Ihrige verloren, und waren ganz arm. Raveneau de Lussan, der zu den glücklichen Spielern gehörte, be-

saß an Gold, Perlen und Edelsteinen 30,000 Piaster an Werth. Diese Reichthümer auf der einen Seite und die Armuth auf der andern unter einer Art und Gattung Spießgesellen, bey denen das neue Französische System der Gleichheit so eminent herrschend war, erzeugten ein Complot: Achtzehn der Aermsten wollten alle die Reichen ermorden, um deren Schätze zu plündern. Dieser Plan aber wurde entdeckt, und dessen Ausführung durch kluge Maßregeln vereitelt. Der Geschichts-Erzähler Lussan rettete das Seinige, wenigstens den größten Theil desselben, so wie sein Leben, dadurch, daß er alles was er besaß öffentlich vor jedermanns Augen zum Aufheben an mehrere unter der Bedingung vertheilte, ihm nach der glücklichen Ankunft zu St. Domingo, einen bestimmten Theil dieses sehr leicht zu tragenden Depots wieder zurück zu geben. Es ist merkwürdig, daß man unter diesen Menschen gegen Mord nicht sicher war, dagegen lebend keinen gewaltsamen Raub besorgte, ja unter gewissen

Umständen auf ihre Treue mit vieler Wahrscheinlichkeit rechnen konnte.

Am ersten Januar des Jahres 1688 traten endlich diese noch im Südmeer befindlichen Freybeuter, zwey hundert fünf und achtzig an der Zahl, mit acht und sechzig Pferden ihre Reise an. Dies geschah im Angesicht einiger bewaffneten spanischen Schiffe, mit denen sie sich noch zwey Tage zuvor geschlagen hatten; nachdem sie ihre Canonen, so wie auch alle jetzt entbehrliche Geräthschaften ins Meer versenkt, zum Theil auch verbrannt, und ihre noch übrigen Fahrzeuge zertrümmert hatten; auch unterließen sie nicht Gott feyerlich um eine glückliche Reise anzuflehen. Ihre Equipage war jetzt nicht schwerfällig, dagegen aber das viele Silber und Gold, das von jedem persönlich getragen werden mußte, ihnen doch eine große Bürde war. Manche, die das Ihrige im Spiel verloren hatten, waren jetzt von dieser Last befreyt; es wurde daher bald nach Lussans Beyspiel ein Vertrag gemacht. Die Reichen gaben den Armen einen Theil

der kostbaren Metalle zu tragen, unter der Bedingung, daß sie nach glücklich vollendeter Reise die Hälfte, als Lohn des Tragens und Aufbewahrens, für sich behalten konnten, die andre Hälfte aber den Eigenthümern wieder gegeben werden sollte.

Der Zug ging durch das Peruanische Gebiet. Die Einwohner aber waren auf solchen Fall schon vorbereitet; sie legten den Freybeutern alle nur erdenkliche Hindernisse in den Weg; gefällte Bäume und andre zum Verrammeln der Wege und Fußsteige dienende Dinge wurden da aufgethürmt, wo die Flibustier passiren mußten; alle Lebensmittel wurden fortgeschafft, und das Gras auf den Feldern angezündet: so daß die Wanderer, Menschen und Pferde, fast erstickten; oft waren sie gezwungen das Feuer erst ausbrennen zu lassen, ehe sie weiter gehen konnten, wodurch ihr Marsch sehr aufgehalten wurde. Dieß war eben die Absicht der Spanier, die in einiger Entfernung an einer großen, noch nicht vollendeten Verschanzung arbeiteten. Die

Freybeuter, die davon nichts wußten, zogen langsam fort, und stießen bald auf einige Hinterhalte in Wäldern, unter andern am achten Tage ihres Marsches bey Tusignala auf einen, wo drey hundert Spanier auf den Bäuchen lagen und mehrere Flibustier niederschossen. Sie wurden zwar bald zerstreut, hielten sich aber, verstärkt durch andere Haufen, beständig in der Nähe der marschirenden Abenteurer hinter Tannenwäldern oder Gesträuchen, so daß man niemand sah; dabey ließen sie Morgens und Abends unaufhörlich ihre Trompeten erschallen, und wo der Weg nur irgend zu einem Hinterhalt geeignet war, feuerten sie auf den Vortrab. Am neunten Tage ihres Marsches zeigte sich den Freybeutern ein großer Hinterhalt, den sie jedoch bey Zeiten endeckten, ihn mit Wuth angriffen, und die Spanier mit Hinterlassung ihrer Pferde zur Flucht brachten. Immer lagerten sich die Flibustier auf Anhöhen, oder im offenen Felde, wo sie um sich sehen konnten.

Am eilften Tage erreichten sie Neu-Segovia, wo sie ein hartes Gefecht erwarteten

und hier, wo nicht Beute, doch gewisse Lebensmittel zu erlangen hofften. Sie fanden aber auch hier nichts; da die Einwohner alles fortgebracht, oder vernichtet hatten, und sodann selbst geflüchtet waren. Dieß war für die Flibustier eine traurige Täuschung, weil sie sich vorgenommen, hier etwas von ihren grausamen Strapazen sich zu erholen; denn unaufhörlich hatten sie so mühsam als gefährlich hohe und sehr steile Berge heraufklettern, und dann wieder herabsteigen müssen. Des Morgens empfanden sie auf diesen Bergen eine durchdringende Kälte, begleitet von einem so dicken Nebel, daß sie einander nicht sehen, sondern sich nur an der Stimme erkennen konnten. Gewöhnlich verzog sich der Nebel um zehn Uhr, da sich denn eine sehr strenge Kälte einstellte, wovon man in den Ebenen nichts empfand. Diese Ebenen aber waren nur klein, so daß, wenn man eine Französische Meile im Thal gemacht hatte, man sechs andre auf Bergen erklimmen und dann wieder abrutschen mußte. Auch lag die Stadt Neu-Segovia von diesen hohen

Bergen ganz umringt in der Tiefe; sie war übrigens ansehnlich und hatte schöne Häuser, allein ihre Kirchen waren nicht schön gebaut.

Diese menschenleere Stadt wurde nun von den Flibustiern gleich am folgenden Tage, am zwölften ihres Marsches, wieder verlassen. Sie waren in großer Verlegenheit wegen ihres fernern Weges gewesen, da ihre gefangenen Führer nur bis Segovia den Weg kannten. Es war ihnen jedoch geglückt, hier einen Gefangenen zu machen, den sie jetzt mit sich nahmen, um zu dem noch zwanzig französische Meilen entfernten Fluß ihnen den Weg zu zeigen.

Auf dem Gipfel eines Berges wurden sie kurz vor Sonnenuntergang durch einen unerwarteten Anblick betroffen. Sie sahen im Thal zwölf hundert bis funfzehn hundert weidende Pferde, die sie anfangs für Ochsen ansahen, und sich schon auf die reichlichen Schmäuse freuten. Man sandte vierzig Mann auf Erkundigung aus, die in der Nähe dieser völlig gesattelten Pferde drey zusammenhangende

über einander terrassenartig angelegte Verschanzungen entdeckt hatten, die so wie ein Amphitheater sich mitten im Berge erhoben, und gerade den Weg versperrten, den die Flibustier am folgenden Tage nothwendig passiren mußten. Kein anderer Weg war vorhanden, auch kein Mittel ihm seitwärts auszuweichen. Der Berg hatte einen Fluß zur Seite, und ein verschanzter Hügel dominirte überdieß gänzlich die Passage, wo die Flibustier mit ihrem ganzen Gepäcke von ihrer Höhe herabsteigen mußten.

Dieser fatale Ort konnte nicht umgangen werden. Die ganze Gegend umher war ein dicker, wild durchwachsener, mit Felsen, Abgründen und Morästen angefüllter Wald, wo keine Spur von Weg oder von Pfad war. Dennoch da die Passage bey den Verschanzungen vorbey ging, von denen beide Parteien nur durch ein kleines Thal getrennt waren, und also der Versuch vorbey zu ziehen unmöglich glücken konnte, so wurde die verhältnißmäßig geringere Schwierigkeit, der Weg durch den

Wald, vorgezogen. Die Freybeuter wollten, da sie durchaus keine Hoffnung hatten, ohne Gefecht weiter zu gelangen, den Spaniern in den Rücken kommen, und sie in ihren Verschanzungen ganz unerwartet selbst angreifen. Dieß war vielleicht ausführbar, wenn man alles zurücklassen, und jeder Mann, bloß mit seinen Waffen versehen, einzeln die Berge und Felsenwände erklettern wollte. Dieß Mittel aber wurde gleich verworfen; denn das Zurücklassen war immer für die Flibustier etwas Schreckliches. Es war also höchst nothwendig, bey dieser entscheidenden Gelegenheit, ihre ohnehin so kleine Anzahl von Streitern noch mehr zu vermindern; denn noch immer war der Spanische Haufe von drey hundert Mann in ihrem Rücken, und verlor ihre Lagerstelle nicht aus den Augen. Dieser Ort, eine Art Wagenburg, mußte also während des großen Versuchs, so viel als möglich, gegen Angriffe geschützt werden.

Man verfuhr nach diesem Grundsatz. Die Bagage, die Pferde, die Kranken, die Gefan-

genen, kurz alles wurde unter einer Bedeckung von achtzig Flibustiern an dem Lagerort zurück gelassen, wo man zur Täuschung der vorne und hinten befindlichen Feinde in der Nacht das Feuer unterhielt, die Trommeln schlagen ließ, und wo auch die Schildwachen beständig das kriegerische Feldgeschrey ausstießen, und von Zeit zu Zeit ihre Gewehre abfeuern mußten. Auch hatte man durch zweckmäßige Zusammenstellung der Bagage im Viereck eine wahre Wagenburg gemacht, wo die Pferde vertheilt, und die Kranken, Verwundeten und Gefangenen, alle ihre angewiesenen Plätze erhielten. Alles dieß mußte in der größten Geschwindigkeit geschehen, da der Tag sich neigte.

Man erwartete bloß die Dunkelheit der Nacht, um sich in Bewegung zu setzen, nachdem die Freybeuter von ihrer Höhe herab, und nach dem Bericht eines zum Recognoscieren ausgesandten, scharfsinnigen Flibustiers, den Plan ihres Marsches entworfen hatten. Sie verrichteten vor dem Aufbruch erst ihr Gebet; allein ganz in der Stille, damit die Spanier

es nicht hören sollten, die bald hernach desto lauter auch ihren Abendsegen anstimmten und Litaneyen sangen; wobey sie zur Ehre der Heiligen ihre Canonen und Gewehre abfeuerten.

Die Flibustier setzten sich indeß zwey hundert Mann stark in Zug; sie hatten unsägliche Mühe sich in der Finsterniß durch den Wald durchzuarbeiten, die Felsen zu erklimmen, und sich sodann wieder herab zu lassen; wobey sie bald auf den Knien kriechen, bald an den steilen Felsenwänden herabrutschen, bald über Abgründe springen mußten, da es schlechterdings unmöglich war, hier die Füße zum aufrecht gehen zu brauchen. Endlich trafen sie auf dem Gipfel eines Berges zusammen, wo sie die Spanischen Verschanzungen an ihrer linken Seite, aber unter sich hatten.

Der Tag brach an; das Schwierigste und Gefährlichste war gethan; allein die Wagehälse waren noch nicht am Ziel. Ein dicker Nebel begünstigte sie jedoch, so daß man sie erst spät entdeckte. Dieser Nebel aber vergrö-

ßerte das Bedenkliche ihrer Lage, da sie nicht wußten, wo sie sich hinbewegen sollten. Sie hörten indeß unter ihren Füßen eine Patrolle, deren geräuschvoller Gang nun zur Richtung ihres Weges diente, worauf sie denn bald nachher die Stimmen der Spanier bey ihrem lauten Morgengebet vernahmen.

Dieß leitete sie gerade auf einen Hinterposten von fünf hundert Mann, die ganz erstaunt waren, die Feinde, die sie unten erwarteten, jetzt von oben herab kommen zu sehen; sie glaubten im Ernst, die Flibustier wären aus den Wolken gefallen, daher sie in der Bestürzung, ohne zu fechten, gleich die Flucht nahmen. Die andern Spanier in den übrigen Verschanzungen, die jetzt nichts mehr nützten, da der Feind schon innerhalb der Brustwehr war, wehrten sich besser. Das Gefecht dauerte eine Stunde, da denn auch diese Streiter die Hoffnung zum Siege aufgaben, und auf ihre Rettung bedacht waren. Sie flohen nach dem Thale, wo aber die von ihnen selbst gemachten Verhacke jetzt ihre Flucht außerordentlich erschwerten, und

ihre Niedermetzelung den Flibustiern erleichterten. Die Unglücklichen hatten förmlich geschworen von diesen ihrer Meinung nach mit der Hölle verbündeten, als Unholde bezeichneten Menschen, keinen Pardon zu erflehen; nun hielten sie auch ihren Eid, und ließen sich niedersäbeln, ohne um ihr Leben zu bitten.

Die Freybeuter, die nur einen Todten und zwey Verwundete hatten, wurden endlich müde zu morden, und ließen die übrigen leben. Auch der commandirende General, ein alter Wallonischer Officier, fand hier seinen Tod. Der Oberstatthalter von Costa Ricca hatte ihm acht tausend Mann schicken wollen; allein der General hatte nur funfzehn hundert verlangt. Ein anderer Veteran hatte ihm gerathen, in einer von vorne so unangreifbaren Lage, sich auch den Rücken zu sichern; allein dieser Rath schien dem Befehlshaber wegen der Natur-Hindernisse ganz überflüssig; daher er sagte: „Die „Räuber sind entweder Menschen, oder Teu„fel. Sind sie Menschen, so können sie bey „aller Anstrengung diese Felsenwände nicht in

„acht Tagen erklimmen; sind es aber Teufel, „so werden alle Vorkehrungen nichts helfen." Der Vorfall war eine neue Bestätigung der uralten, aber immer hintangesetzten Lehre — wovon auch unsre Tage traurige Belege geliefert haben — daß man einem zur Verzweiflung gebrachten Feind selbst das unmöglich scheinende zutrauen kann.

Die Flibustier waren selbst über ihren Sieg erstaunt; sie sahen ein, daß, wenn der erste Haufen der fünf hundert Spanier seine Pflicht gethan, sie alle in die Abgründe hätten gestürzt werden müssen. In den Taschen des gebliebenen Befehlshabers fand man verschiedene Briefe von den Statthaltern der Oerter, die dem General von ihren Truppen-Absendungen zu seiner Unterstützung Nachricht gaben; unter diesen befand sich auch ein Brief von dem Ober-Gouverneur von Costa Ricca unterm 6ten Januar, worin die nöthigen Instructionen enthalten waren. Es wurde in denselben die Unmöglichkeit angeführt, daß die Flibustier ihrer gänzlichen Vernichtung entgehen könnten.

Damit auch dem kleinsten Häuflein die Rettung über die Gebirge nicht glücken möchte, zeigte der Oberstatthalter an, daß man dem neuen Gouverneur von Tusignala, Don Rodrigo Sermado, Befehl zugeschickt, mit drey hundert Mann immer den Räubern im Rücken zu bleiben, da unfehlbar hinterwärts ihre Bagage seyn würde. Zu dieser Nachricht war folgende Ermahnung hinzugefügt: „Seyn „Sie sehr auf Ihrer Huth, denn diese Teufel „besitzen Künste, wovon wir nichts wissen.“ Der Brief endigte sich mit den Worten: „Ich „hoffe, daß Gott unser Vorhaben segnen wird, „weil alles auf die Wiederherstellung seiner „Glorie und auf die Vernichtung dieser neuen „Türken abzweckt. Flößen Sie Ihren Leuten „Muth ein; wenn solche Ihrem Beyspiel fol„gen, wird es ihnen nicht daran fehlen. Sa„gen Sie ihnen, daß sie im Himmel dafür „ihre Belohnung finden werden, und daß „überdieß, wenn sie siegen, ihre Beute an Sil„ber und Gold groß seyn wird, da die „Räuber damit reichlich belastet sind.“

Die angreifenden Flibustier hatten mit ihren Cameraden im Lager die Abrede getroffen, daß im Siegesfall sie zeitig Nachricht davon haben sollten; wenn sie aber eine Stunde nach geendigtem Feuern nichts von ihnen hörten, so möchten sie sich so gut wie sie könnten zu retten suchen.

In dieser Zwischenzeit war der abgesonderte Haufen der drey hundert Spanier nicht unthätig gewesen; er hatte nach Tages-Anbruch die Entfernung von dem größten Theil der Freybeuter aus ihrem Lager kaum bemerkt, so rückte er an, in der Voraussetzung, daß der Angriff auf die Verschanzungen von vorne geschehn sey, und folglich gewiß verunglücken müßte. Die Zurückgelassenen befanden sich in einer sehr bösen Lage. Sie hatten die Bagage und eine Menge Pferde zu schützen, dabey die Gefangenen zu bewahren, und dennoch sollten sie einem vierfach stärkern Feinde die Spitze bieten. Die Spanier benutzten diese großen Vortheile nicht; vielmehr zeigten sie sich sehr furchtsam. Anstatt

ihre große Uebermacht durch einen raschen Angriff entscheidend zu machen, so trugen sie eine Unterhandlung an. Ein Officier kam bis an das Lager der Flibustier, und meldete ihnen, daß der Angriff der Ihrigen auf die Verschanzungen verunglückt sey, daß sie jetzt auf der Flucht begriffen wären, und nun zerstreut einem an der Flußseite postirten Trupp von zwey hundert Spaniern unmöglich entgehn könnten. Nach dieser voraus erlassenen Nachricht, bemühte sich der Officier den im Lager Zurückgelassenen zu beweisen, daß auch sie ganz verloren wären, wenn sie sich nicht zu Kriegsgefangenen ergäben; thäten sie dieß, so verspräche er ihnen im Namen des Generals aufs feyerlichste, daß sie unter Bedeckung ihre Reise nach den nördlichen Meeren ruhig fortsetzen sollten.

Die Freybeuter setzten großes Mißtrauen sowohl in die Erzählung von der Niederlage der Ihrigen, als in das Versprechen, und gaben kühn zur Antwort, „daß, wenn die „Spanier auch durch ihre so überlegene An=

„zahl zwey Drittheile von ihnen vernichtet „hätten, der Rest dennoch es allein mit ihnen „allen aufnehmen würde; sie wären bloß „deshalb ins innere Land gekommen, um „nach ihrer Heimath zu gehn, und dieß „hofften sie auch troß aller Widersetzung der „Spanier auszuführen.“ Mit dieser Antwort ritt der Officier fort. Die Flibustier im Lager aber ließen es dabey nicht bewenden; da sie bald nachher auf der Höhe der Verschanzungen Signale der Ihrigen gewahr wurden, und nun bey einem Aufbruch nichts mehr im Rücken zu befürchten hatten, so überließen sie die Bagage und Gefangenen einer kleinen Wache, setzten sich zu Pferde, und griffen nun selbst die herausfordernden Spanier ganz unerwartet an, hieben eine Anzahl nieder, und zerstreuten die übrigen. Beide siegende Haufen vereinigten sich jetzt, da sie Herren der ganzen Gegend waren, und ruheten den Tag über aus. Indeß hatten die Freybeuter noch einige Besorgniß. Sie erfuhren von den Gefangenen, daß sechs Meilen weiter sich noch eine andre große

Verschanzung befände, der sie nicht ausweichen könnten; sie fürchteten nun, daß die in großer Zahl Entkommenen das ganze Land in Bewegung bringen, sich mit dem verschanzten Haufen am Flusse vereinigen, und die dort ohnehin höchst schwierige Passage über den Strom ihnen noch mehr erschweren würden; auch sahen sie in der Entfernung Feuer auf den Gipfeln einiger hohen Berge, welches sie für Signale hielten.

Der Marsch wurde jedoch am folgenden Morgen ohne weitern Aufschub fortgesetzt, nachdem die Flibustier neun hundert Pferde, die sie nicht mitnehmen konnten, verstümmelt hatten. Ungefähr eben so viel Pferde nahmen sie mit, nicht allein zum Reiten und um Lasten zu tragen, sondern auch als Schlachtvieh zu ihrer Nahrung auf der wahrscheinlich noch langen Route.

Zwey Tage nachher trafen sie auf die angedeutete Verschanzung; allein die darin befindlichen Spanier waren so sehr mit Schrecken erfüllt, daß sie nicht den geringsten

Widerstand thaten; sie hielten sich ganz stille hinter ihren Bollwerken, welche anzugreifen die vorbeyziehenden Freybeuter jetzt keinen Beweggrund hatten. — So vernichtete das Glück auch diese ihre Besorgniß. Am sechzehnten Tage ihres Marsches langten sie endlich an den Ufern des so sehr gewünschten Flusses an, der ins Meer führte.

Dieser Fluß, — dessen Namen in keiner der hier gebrauchten historischen Quellen angegeben ist, der aber der Magdalena-Fluß zu seyn scheint — entspringt in den Gebirgen von Neu-Segovia, strömt auf einer langen Strecke reissend fort über eine große Menge ungeheuer hoher Felsen, hernach durch unermeßliche Abgründe, und nach mehr als hundert Wasserfällen, von denen besonders drey der fürchterlichsten Art sind, fällt er bey dem Vorgebirge Gracias a Dios ins Nord-Meer. Das entsetzliche Getöse des stürzenden Wassers bey den Cataracten konnten die Freybeuter mehrere Meilen weit hören; auch würden diese Wasserfälle den Uebergang über den

Strom, so wie auch die Fahrt auf demselben, unmöglich gemacht haben, wenn sich nicht oberhalb eines jeden Falles eine Art Ruhepunct von langsam fließendem Wasser befunden hätte, wo die Flibustier hoffen konnten anzuhalten, und ihre Wasserbehälter, von welcher Art sie auch seyn mochten, zu Lande unterhalb der Cataracte, jenseits deren Abhang transportiren zu können.

Diese mit so vielfachen Gefahren und Mühseligkeiten der ersten Größe verbundene Passage stand den Flibustiern jetzt bevor. Aber auch selbst trotz aller ihrer Entschlossenheit sie zu bestehn, zeigten sich bey dem gänzlichen Mangel an Fahrzeugen, Wassergeräthschaften, Instrumenten, Stricken und andern Dingen erstaunliche Schwierigkeiten, die für jede andere, als so entschlossene Menschen ganz unübersteiglich gewesen wären; Hindernisse, welche die große Breite und der reissende Strom des Flusses, und die vielen im Prospect habenden Felsen noch gar sehr vermehrten. Es konnten hier, wenn man

sie auch gehabt hätte, weder Pirogen noch Canots, noch Kähne, noch Bote, Nachen, oder sonstige Fahrzeuge Dienste leisten, sondern ganz allein besondre Maschinen. Eine Art Körbe, oder Fässer, worin man bis an den Unterleib hereinsteigen konnte, waren die einzigen Vehikel, womit man hoffen durfte, den so gefährlichen Strom hinabzugleiten, und die Wasserfälle zu passiren. Zu diesen Maschinen aber waren keine Modelle vorhanden; sie mußten erst erfunden, gemacht, sodann für Proviant auf dieser Wasserreise gesorgt, und andre so neue als seltsame Maßregeln genommen werden, deren Stöhrung von den Spaniern man überdieß noch sehr zu befürchten hatte.

Man schritt indeß zu Werke alle Hindernisse zu besiegen. Eine Anzahl Pferde wurde geschlachtet, das Fleisch eingesalzen und mitgenommen, die übrigen Pferde aber ließ man laufen. Die Sorge für den Unterhalt war jedoch den andern weit bedenklichern Reisemaßregeln untergeordnet. Sämmtliche Flibustier

entwickelten hier ihre Kräfte, und zeigten eine ganz eigne, bis zum Erstaunen anhaltende Thätigkeit und einen den gebieterischen Umständen anpassenden Muth; Eigenschaften, die vielleicht in keinem Lande und keinem Zeitalter von Menschen außerordentlich aufgestellt, gewiß nie von Menschen übertroffen worden.

In der Nähe des Flusses befand sich ein Wald. Hier wurden ganz dünne Bäume von einer leichten Holzart gefällt, die Rinde abgeschält, und in Stücken geschnitten, von denen immer fünf zusammen gefügt, und in Ermangelung von Stricken, durch einen sehr klebenden Harz, das Product jener Wälder, verbunden wurden; indem davon die Flibustier auf eine sinnreiche Art Stricke machten. So kamen viele kleine, so armselige als gefährliche Maschinen zu Stande, die weder Bote, noch Kähne, noch Flöße waren, und mit großen Frucht-Körben oder Wasser-Gefäßen noch die meiste Aehnlichkeit hatten, die zwey bis drey Fuß tief ins Wasser gingen, und deren jede nur zwey Mann tragen konnte. In diese mußten sie hineinsteigen, da sie denn in ihren Körben

gleich bis an den Gürtel unterm Wasser waren. So mußten sie stehen, eine lange Stange emporhaltend, sowohl um sich durch deren Hülfe gegen den Strom zu stemmen, als auch sich von den Felsen und Abgründen so viel als möglich entfernt zu halten. Die Kleinheit, die Form und Bewegungen dieser Wassermaschinen verhinderten die darin befindlichen Menschen zu liegen oder zu sitzen, so daß sie beständig darin aufrecht stehen mußten. Man schleppte diese Wasserkörbe aus dem Walde nach dem Fluß, ungehindert von den Spaniern, von denen sich auch nicht ein einziger während der ganzen Arbeit hatte sehen lassen. Nachdem man nun sämmtliche Gefangene freygelassen, und alle die Waghälse sich mit ihren langen Stangen bewaffnet hatten, traten sie die Fahrt an; gewiß die verwegenste, die in den Jahrbüchern des Menschen-Geschlechts aufgezeichnet worden.

Die kleinen Maschinen wurden gleich anfangs mächtig von dem reissenden Strom ergriffen, von den Wellen schrecklich geschleudert, ja unter dem schäumenden Wasser begraben, so daß sie nur bloß durch die Leichtigkeit der

Gefäße, an die sie sich fest hielten, wieder empor kamen. Dieß beständige Festhalten aber erschöpfte ihre Kräfte, und hinderte sie an andern Sicherheits-Maaßregeln; daher die Flibustier das Mittel ergriffen sich in ihren Gefäßen anzubinden, um nicht von dem einzigen Rettungs-Vehikel getrennt zu werden. So angebunden konnten sie wenigstens mit etwas mehr Sicherheit thätig seyn; denn es war erforderlich, daß sie mit ihren Stangen beständig arbeiten mußten, um den sie umgebenden Felsen auszuweichen. Oft mißglückte dieß Ausweichen, und noch öfterer das Emporkommen, wenn die brausenden Wasser-Wellen die Maschinen begruben, und die unglücklichen, an dieselben festgebundenen Flibustier, solche durch die Last ihrer Körper nach sich zogen, oder durch die umgestürzte Lage auf dem Kopfe stehend, zu lange unter dem Wasser blieben, und so ersaufen musten. Manche so Gesunkene retteten zwar ihr Leben, allein mit Verlust aller ihrer Habseligkeiten, wobey diese also ihre so schwer errungene, höchst mühsam mitgeschleppte Beute, auf einmal einbüßten.

Die großen Cataracten, wo das Wasser allenthalben von fürchterlichen Höhen herabstürzte, machten, nach dem Ausdruck des sonst muthvollen Raveneau de Lussan, die Kühnsten von der Gesellschaft beben, so sehr deren Mitglieder auch mit Gefahren vertraut waren. Wenn sie in die Nähe solcher Wasserfälle kamen, so suchten sie zuvor immer das nächste Ufer zu erreichen; hier zogen sie ihre Maschinen ans Land, luden sie aus, und belasteten sich mit Allem, was darin war; es durfte nichts zurückbleiben, da sich nicht das geringste Ueberflüssige hier befand, indem alles zu den nöthigsten Bedürfnissen gehörte. So beladen kletterten sie über ganze Reihen von Felsen, bis sie an das Ende des Wasserfalls kamen. Nun sandten sie einige zurück, die Maschinen wieder in den Fluß zu stürzen, die denn, ledig herabkollernd, bis zum Halt-Ort herunter kamen, wo die Flibustier ihnen entgegen schwammen, und sie so auffingen. Dieß Vorbeyrauschen war aber die Sache eines Augenblicks, daher die Gefäße der Laurenden oft wie ein Blitz vor ihren Augen verschwanden. Dieje-

nigen also, denen dieß Auffangen nicht glückte, waren gezwungen zurück ans Land zu schwimmen, um andre Bäume zu fällen, andre Hölzer zu schneiden, und sich neue Körbe oder Fässer zu machen.

Bisher hatte sich diese sonderbare Flotille zusammen gehalten, um sich gegenseitig unterstützen zu können; es waren aber dadurch viele Unfälle entstanden. Eine Maschine fiel oft, durch den Strom getrieben, auf die andre, und so waren beide ihrem Untergange nahe; manche geriethen auf einen Felsen, von dem sie sich nur mit desto mehr Mühe, oft auch gar nicht loßmachen konnten, weil sie von den nächstfolgenden daran gehindert wurden. In solchen Fällen war kein ander Mittel, als die Holzstäbe loßzubinden, und sich auf einzelnen dieser Baumstücke dem Strom anzuvertrauen, wodurch die Schwimmer sich auch fast immer glücklich retteten. Raveneau stellte am dritten Tage seinen Gefährten vor, daß jetzt, da man von den Spaniern nichts mehr zu besorgen hatte, dieß gefährliche Zusammenhalten ganz unnöthig sey, und daß nunmehr ihr

ganzes Augenmerk nicht auf irgend eine Vertheidigung, sondern ganz allein auf die zweckmäßige Bekämpfung der Fluß-Hindernisse gerichtet seyn müßte. Er bewog sie daher von jetzt an weit aus einander zu schwimmen, wobey die Vordersten an den gefährlichsten Plätzen durch aufgesteckte Flaggen Signale geben mußten, um den Hintersten die sichern Landungs-Oerter sowohl an den Felsen, als an den Ufern anzuweisen. Trotz allen diesen Vorkehrungen aber wurden dennoch immer welche durch den Strom verschlungen.

Es schien, als ob das Schicksal diese durch ihre Tollkühnheit so ausgezeichneten Menschen, auch durch die Größe und Seltenheit ihrer Leiden auszeichnen wollte. Der Gipfel der Mühseligkeit und des Elends war von ihnen noch nicht erreicht; denn in ihrer so einzigen, so überaus schrecklichen Lage, stellte sich auch noch die Hungersnoth bey ihnen ein. Das mitgenommene eingesalzene Pferdefleisch war durch das beständig überströmende Wasser so verdorben, daß man es schon am zweyten Tage wegwerfen mußte. An Wildpret fehlte es zwar

nicht; man konnte aber keins schießen, weil die Gewehre ganz naß waren, und auch das Pulver, so sehr man auch es zu bewahren gesucht hatte, bey dem allenthalben herbeyströmenden Wasser durchaus unbrauchbar geworden war. Die einzige Nahrung dieser Freybeuter waren Bananen-Früchte, die sie häufig am Ufer fanden; ein Nahrungmittel aber, das so rastlos arbeitende Menschen wie diese, nur sehr unvollkommen befriedigen konnte.

Die Hoffnung, nunmehr bald unter Menschen zu kommen, wo Gold und Silber einen Werth hatte, wirkte jetzt auf eine Anzahl Bösewichter mehr, als alle gegenwärtige Noth und Gefahr. Sechs Franzosen, die ihr Geld im Spiel verloren hatten, beschlossen nun durch Raub und Mord sich bey ihren reichern Cameraden schadlos zu halten. Die jetzige Zerstreuung derselben begünstigte ihren Zweck; sie verbargen sich hinter Felsen, und ermordeten fünf Engländer, von denen es bekannt war, daß sie viel Geld hatten, und sich jetzt mit ihren Körben in der Nähe befanden. Nach der Mordthat bemächtigten sie sich des Eigen-

thums dieser Unglücklichen. Man fand ihre blutigen Leichname am Ufer liegen; die Mörder aber waren fort, und stießen auch nie wieder zu den andern Freybeutern.

Die Fahrt wurde nun bey gleichen Gefahren und gleicher Noth fortgesetzt, bis zum zwanzigsten Februar, dem ein und funfzigsten Tag ihrer abentheuerlichen Reise, da sie den Fluß viel breiter als zuvor, dabey wegen der größern Tiefe weniger reissend, und auch keine Wasserfälle mehr fanden; dagegen aber lag er so voller Bäume, die der Strom herbeygeführt hatte, daß die elenden Maschinen nicht fort konnten; viele stürzten um, und mehrere Freybeuter ertranken. Endlich verloren sich auch diese Bäume, und die Gefahr war vermindert; aber man war noch sechszig Seemeilen vom Meere entfernt. Die Flibustier, deren Zahl noch zwey hundert und funfzig war, beschlossen nun, sich in Haufen abzusondern, und von dem hier häufig wachsenden Holz Canots zu bauen, von denen jedes dreyßig Mann fassen konnte. Vier dieser Canots wurden bald fertig, auf denen sich hundert und

dreyßig Mann einschifften und ihre Fahrt fortsetzten; die andern blieben noch zurück.

Am neunten März 1688 endlich, dem acht und sechszigsten Tag ihrer Wanderungen, erreichten die Eingeschifften die Mündung des Flusses am Vorgebirge Gracias a Dios, und gingen ins große Meer, nachdem sie auf diesem Strome nicht in gerader Linie nordwärts, sondern fast immer nordöstlich hatten schwimmen müssen, und dadurch eine Fahrt von mehr als drey hundert Französischen Meilen gemacht hatten. Nur zuletzt konnten sie die Richtung ganz nördlich nehmen.

Das Glück hatte diese verwegene Unternehmung nur sehr unvollkommen begünstigt; denn die meisten hatten durch das beständige Umstürzen ihrer Fässer, alle ihre Habe und Beute verloren, waren jetzt ganz arm, und in Betreff der Kleidung nicht besser als Wilde ausstaffirt. Dennoch trösteten sie sich mit dem Gedanken, nunmehr sehr bald wieder in ihrer Region zu seyn. Sie kamen nun auch in wenig Tagen bey der Perlen-Insel an. Hier und in der Nähe trafen sie Englische und andre Schiffe

worauf sich diese Freybeuter partienweise einschifften, und so in abgesonderten Haufen gegen Ende des Aprils 1688 mit ihrer noch übrigen Beute glücklich die West-Indischen Inseln erreichten.

Man hat so oft schwierige Rückzüge von Armeen und andern kriegerischen Schaaren, die mitten im Kriege in Gegenwart verfolgender Heere feindliche Länder räumten, aus National-Eitelkeit, oder aus kriegerischem Ehrgeitz, oder um den Feldherrn zu schmeicheln, oder aus andern Ursachen mit Xenophons hochberühmtem Rückzug der zehn tausend Griechen verglichen. Keine aber von allen diesen, besonders in neuern Zeiten, unüberdacht hingeworfenen, Vergleichungen, kann die Prüfung aushalten. Vielleicht wird man jedoch, nach genauer Erwägung des oben Erzählten, geneigt seyn einzuräumen, daß dieser Rückzug der Flibustier aus Süd-America zur Ehre einer solchen Vergleichung berechtigen könne.

Man kann dieß als die letzte der Aufzeichnung für die Nachwelt würdige That der Flibustier betrachten; denn obgleich die nachhe-

rigen Freybeuter noch eine Zeit lang diesen Namen führten, Caperey trieben und muthig fochten, so waren sie doch von den vorigen sehr verschieden, und genossen nicht mehr wie sonst eine ausgezeichnete Unabhängigkeit.

Nach diesem großen Abenteuer war von den eigentlichen Flibustiern nicht mehr die Rede; obgleich, wie man im zehnten Abschnitt gesehn hat, diese Benennung ferner noch den Landstreichern in den West-Indischen Inseln gegeben wurde, die aber keine Schiffe hatten. Das Gewerbe der Freybeuter, oder vielmehr der Seeräuber, hatte jedoch zu viel Anziehendes für verwegene und liederliche Seeleute, als daß nicht auch nach der Auflösung jener großen Raub-Gesellschaft, andre nach ihrem Beyspiel als Freybeuter aufgetreten wären, die aber nur ihr Handwerk im Kleinen trieben. Weder der Nimweger, noch der ungleich wichtigere Utrechter Friede, der nach einem langen Kriege Europa die Ruhe wieder gab, setzten diesen Raub-Menschen ihr Ziel. Auch nach dem letztern dieser beiden Friedens-Schlüsse, im Anfange des achtzehnten Jahr-

hunderts, sahe man abermals eingeschiffte Haufen verbundener Seeräuber, fast alle Engländer, die keine sehr zahlreiche Societäten formirten, abgesondert für sich raubten, und wenn gleich manche kühne, doch keine große bemerkungswerthe Unternehmungen ausführten. Theils aus Gewohnheit, theils aus Irrthum, nannte man auch diese, von den alten Küstenbrüdern durchaus verschiedenen Räuber, Flibustier. Ihre Häupter, die sich auszeichneten, waren: Misson, Bowen, Kidd, Avery, Teach, Martel, England, Vane, Bonet, Rackam, Davis, Anstis, Roberts, Worley, Lowther, Evans, Phillips, Low, Spriggs und Smith. Auch zwey Weibspersonen, Mary Read und Anne Bonny, gesellten sich zu diesen Seeräubern; nicht als Lustdirnen, auch nicht verkleidet, sondern als wirkliche Raubgenossen im weiblichen Anzuge und in Matrosen-Hosen mit fliegenden Haaren, dabey mit Schwerdtern umgürtet; auch führten sie Pistolen vor der Brust; und ein nach Art der Englischen Krieger im Mittelalter geformtes Mordbeil vollendete ihre Rüstung.

Der Zufluchtsort dieser Seeräuber war Anfangs die östlich von Florida gelegene Insel Providence, die beträchtlichste der Bahama-Inseln. Diese Wahl wurde vorzüglich durch einen Hafen bestimmt, der wegen seiner geringen Wassertiefe großen Schiffen den Eingang verwehrte, dabey aber so geräumig war, daß er über fünf hundert Schiffe und Fahrzeuge fassen konnte. Hier hausten sie jedoch nicht lange; sie wurden durch Englische Kriegsschiffe vertrieben. Nun wandten sie sich nach dem Spanischen Hafen Trinidado, in der Insel Cuba, wo diese, nicht mehr Flibustier, sondern gemeine Seeräuber, bey den jetzt veränderten Umständen, von den Spaniern unterstützt wurden, indem sie eine Zeitlang bey dem von ihnen gewonnenen Alcalden, Alfonso del Malzano, Schutz fanden, bis endlich die Thätigkeit des Gouverneurs von Jamaica, Mr. Laws, unterstützt von dem Englischen Admiral Vernon, diese Freybeuter auch von hier vertrieb, und gänzlich vertilgte. Ein Theil derselben entkam und zerstreute sich in alle Welt; viele starben in den Gefängnissen der

americanischen Inseln, und andre wurden nach England geschickt, und dort als Seeräuber hingerichtet.

Längst schon war das Wesen der eigentlichen Flibustier bis auf die letzten Spuren verschwunden, immerfort aber hatte man, wie bereits oben bemerkt worden, diesen Namen irrigerweise allerhand Raubgesindel zu Wasser und zu Lande in West-Indien beygelegt, bis endlich, als nach dem Utrechter Frieden der Soldaten-Dienst der After-Flibustier den Mächten nicht mehr nöthig war, und die so lange unter Waffen gestandene civilisirte Welt auf eine Zeit lang Ruhe bekam, nun auch die so oft gemißbrauchte, jene historisch ausgezeichnete Raub-Menschen allein characterisirende Benennung, ebenfalls aufhörte, und mit diesem Frieden im Jahr 1713 gänzlich erlosch.

So war das Ende der berühmten schwimmenden Republik der Flibustier, der in der siebenten, achten und neunten Decade des siebenzehnten Jahrhunderts, nichts als ein Oberhaupt von großem Genie und tiefen Einsichten fehlte, um sich America von einem Pol

zum andern unterwürfig zu machen, und der Erde eine ganz andere politische Gestalt zu geben, als wie sie jetzt durch Colonien, Handel und Schiffahrt hat. Indeß selbst so, wie wir diese Menschen gesehn haben, in ihrem regellosen, tumultuarischen Zustande, unabhängig, ohne Ordnung, ohne großen Zweck, ohne Ruhmsucht, ja ohne besondern Ehrgeitz, bloß den gegenwärtigen Genuß vor Augen habend, muß jedermann nach Lesung dieser Geschichte einräumen, daß die Flibustier so sehr wie irgend ein verbündeter, in den Jahrbüchern der Völker aufgestellter Menschen-Haufen, eine seltne Entwickelung menschlicher Kräfte und Fähigkeiten gezeigt, und überhaupt Dinge gethan haben, die noch die späte Nachwelt bewundern wird.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

93
nar
derei
thann

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Archenholz, Johann Wilhelm <<von>>,

Historische Schriften

Bd.: 2

Tübingen 1803

H.misc. 10-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737468-7